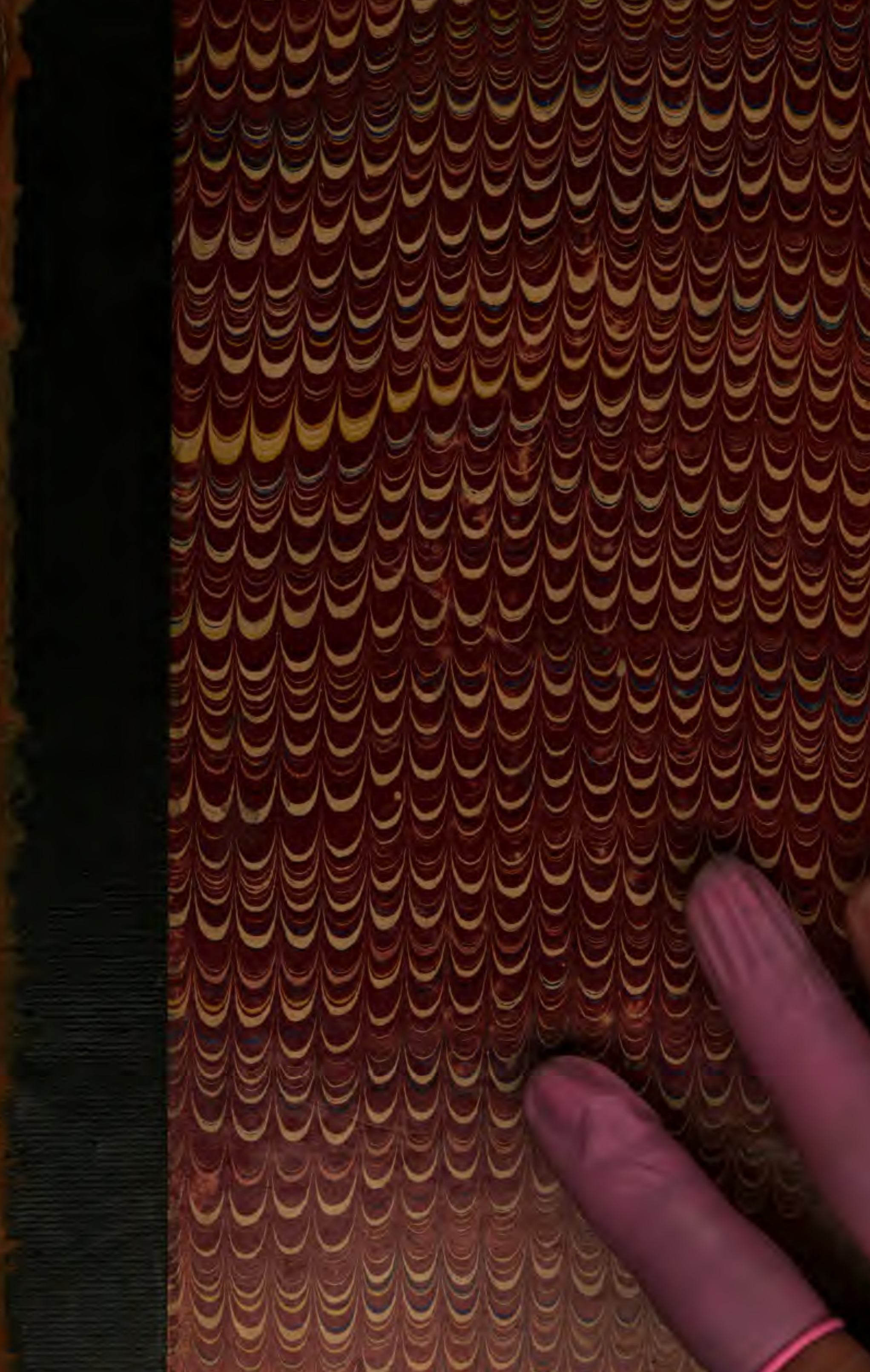
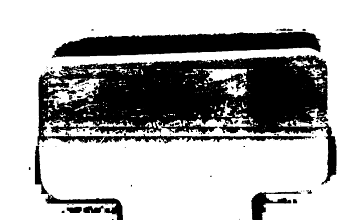
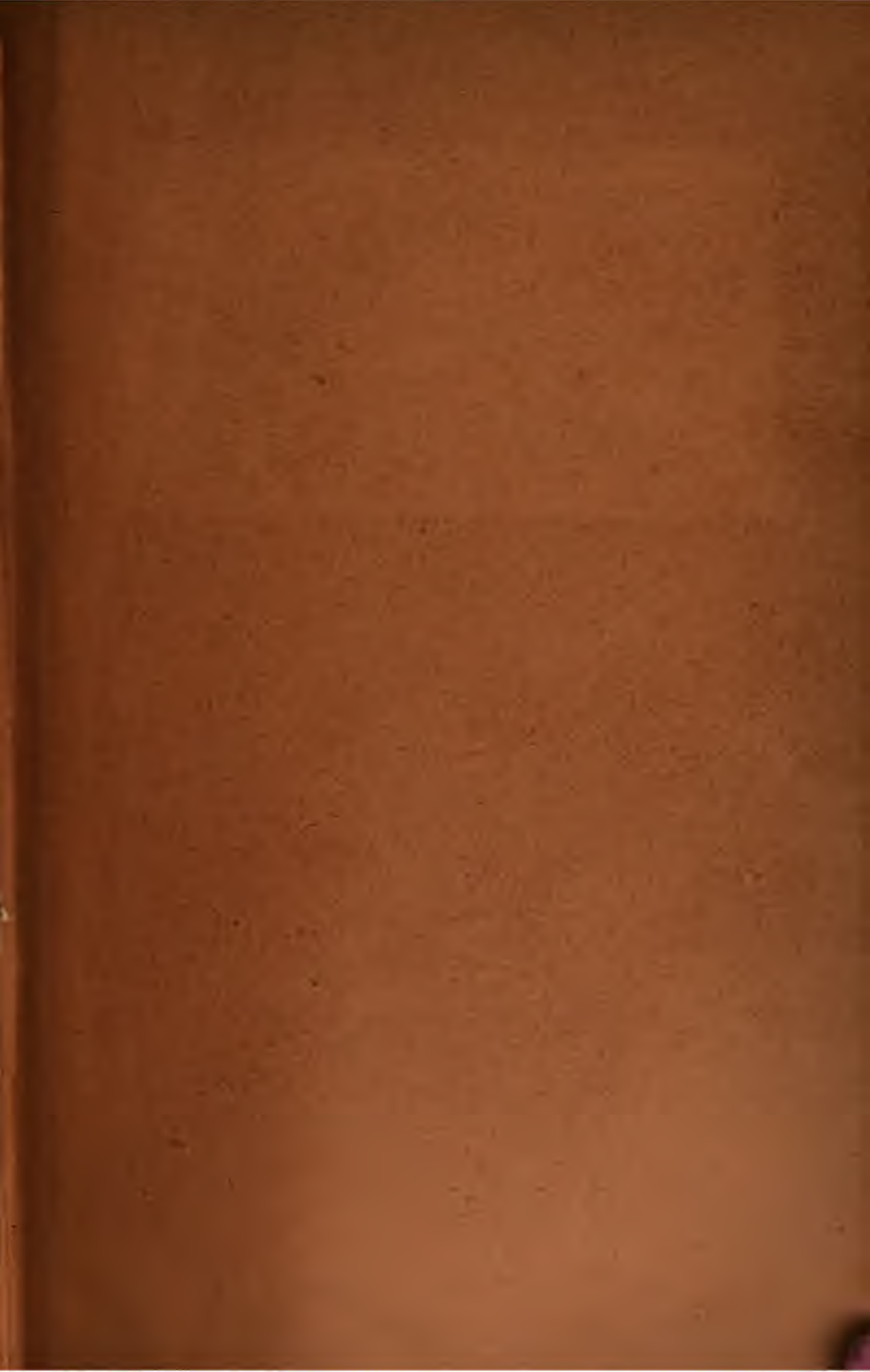
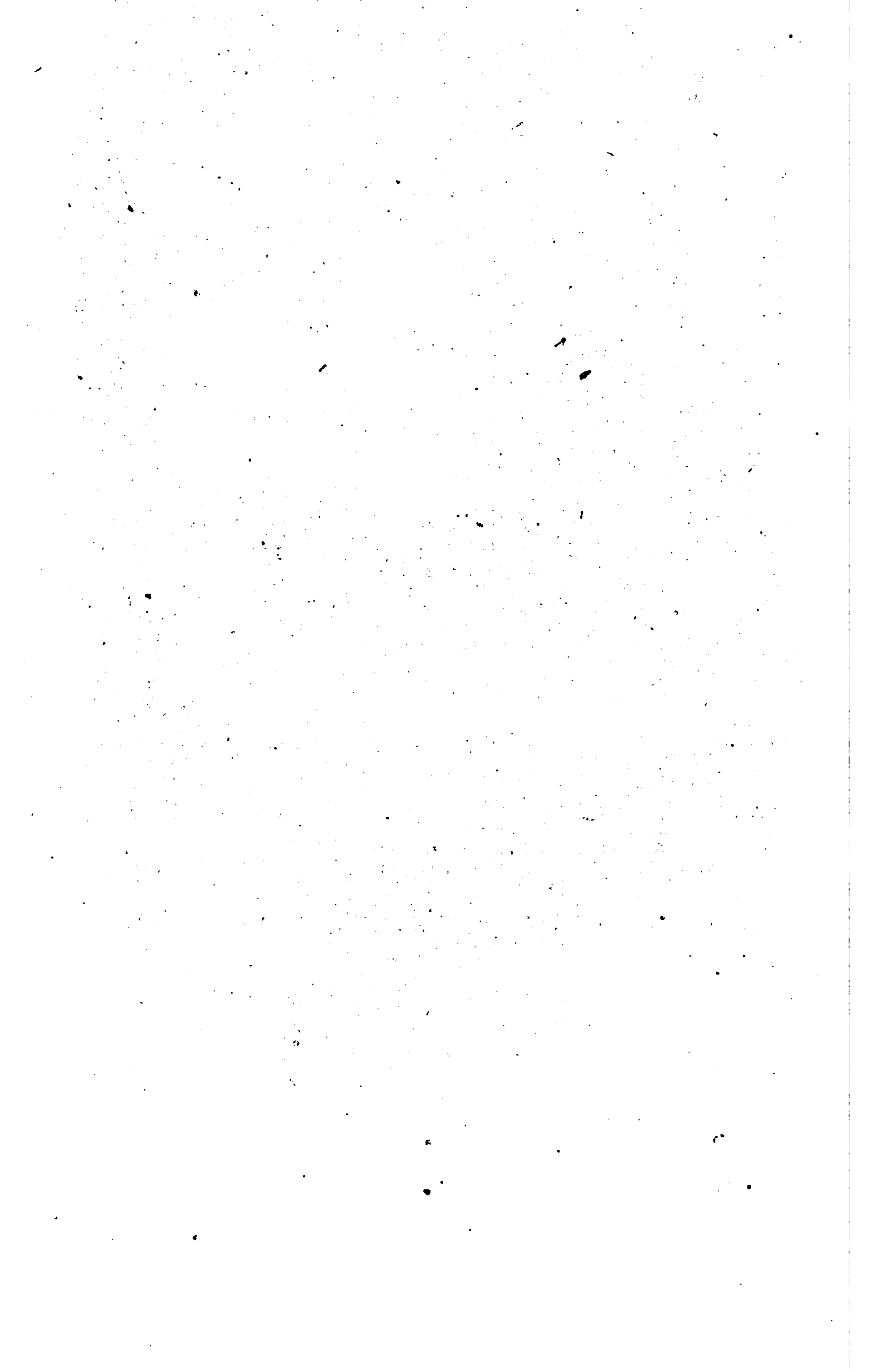
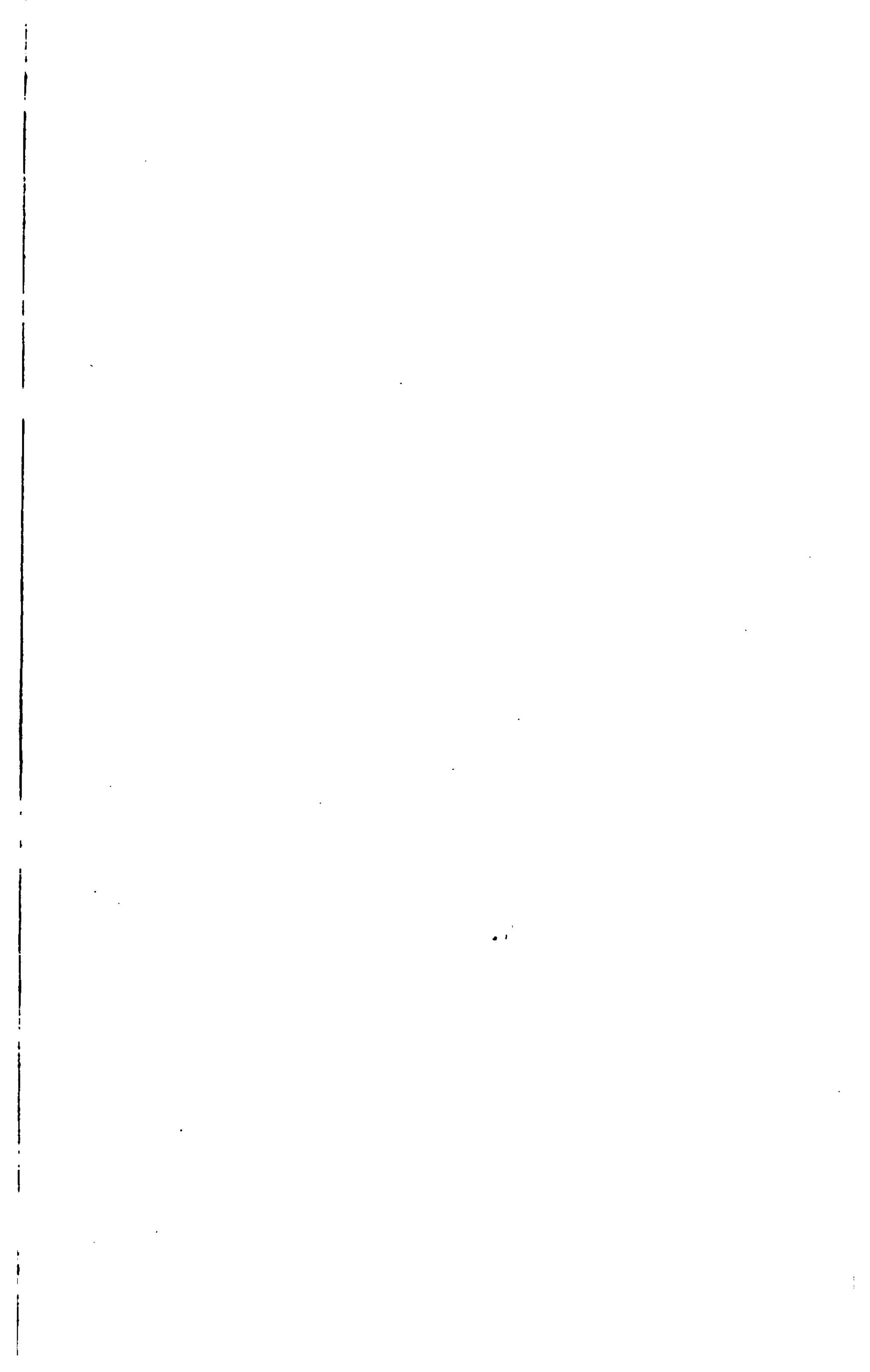










Fred C. Hagner
Berlin
Nov 1891 — Germany

Rußland

unter Alexander III.

Mit Rückblicken auf die jüngste Vergangenheit.

St. Petersburger Schilderungen und Briefe,

herausgegeben von

H. von Samson-Himmelstjerna
(Victor Frank).



Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1891.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Inhaltsverzeichnis.



Einleitung.

Die nachstehenden Skizzen sollen lediglich Thatsachen bringen, daran geknüpfte Betrachtungen nur insoweit, als es deren zum Verständnisse der Thatsachen bedarf. Anwendungen daraus zu folgern soll dem Leser überlassen bleiben.

Ganz ohne Erläuterungen nackte Thatsachen des russischen Lebens vorzuführen, ist darum meist unthunlich, weil ihnen gegenüber der europäische Leser nicht selten geneigt ist, ungläubig den Kopf zu schütteln. Schon wenn unter dem Firnis hervor befremdliche Dinge hindurchschimmern, regen sich Zweifel; wie erst, wenn gelegentlich unverhüllt die östliche Welt den Blicken sich darbietet.

Will man doch selbst beim Zurückschauen in ferne Vergangenheiten des eigenen Volkes, dessen Entwickelungsgang man kennt, kaum seinen Sinnen trauen, wenn man wahr=

nimmt, wie grundverschieden von den heutigen vormalige Anschauungen und Zustände waren; — wie z. B. zu Ausgang des Mittelalters bei Behandlung öffentlicher Interessen sittliche Beweggründe gar nicht in Betracht kamen, ja wie damalige Leiter öffentlicher Geschäfte es als selbstverständlich ansahen, vor allem ihre eigenen persönlichen Vorteile wahrzunehmen.

Um wieviel weniger ist man geneigt, es für möglich zu halten, daß noch heute, noch in unseren Tagen, ein solcher Mangel an öffentlicher Moral irgendwo allgemein sein könne.

Ja, wenn man aus Dahomey oder anderen Gebieten, welche niemals mit civilisierten Nationen in regem Verkehr gestanden haben, Ähnliches vernimmt, so läßt man es gelten. Unglaublich aber will es erscheinen, daß so tiefe Nacht sittlicher Unentwickeltheit noch über einem Lande lagere, welches doch schon seit fast zehn Jahrhunderten christlich und seit zwei Jahrhunderten „europäisch wurde". Und dennoch ist solches Zurückgebliebensein Rußlands in der sittlichen Entwickelung eine Thatsache, welche für jeden Kenner russischer Dinge über allen Zweifel erhaben ist.

Mehr noch: wer Rußlands Zustände und Geschichte kennt, muß es für gänzlich ausgeschlossen halten, daß wesentliche Besserung dort auch nur möglich werde, bevor in gewisser Hinsicht ein vollständiger Systemwechsel eingetreten ist, — bevor gewissen Faktoren, denen Europa seine Kultur verdankt, welche aber in Rußland bisher ausnahmslos zu allen Zeiten aufs ängstlichste ferngehalten wurden, Einfluß auf die Erziehung des Volkes gestattet worden ist.

Es war das hier ein für allemal zu betonen als Erklärungsgrund für die Fremdartigkeit mancher der vorzuführenden Erscheinungen, damit nicht immer wieder und

wieder darauf zurückzukommen sei, wenn verwunderliche Thatsachen dargestellt werden.

Statt über russische Zustände sich zu wundern oder ihrer Darstellung gegenüber ungläubig den Kopf zu schütteln oder gar gleichgültig an ihnen vorüberzugehen, ohne sie eingehender Kenntnisnahme zu würdigen, — statt dessen thäte man besser, sich über die in Rußland thatsächlich vorhandenen Zustände zu vergewissern und ihre historische Herleitung kennen zu lernen.

Der Gewinn solchen Studiums wäre kein geringer; die Unterlassung desselben aber kann dereinst verhängnisvoll werden für die gesamte europäische Civilisation. Denn nur durch Unkenntnis russischer Dinge erklärt sich die Zerfahrenheit der europäischen Politik, welche der russischen Gefahr gegenüber als ein geschlossenes Ganze dastehen sollte; nichts anderes aber als die Zerrissenheit Europas hat Rußland zu seinem Wachstum verholfen, und dem uneinigen, weil Rußlands unkundigen, Europa droht die fürchterliche Gefahr, dereinst von russischem Wesen überflutet und überwuchert zu werden.

Die nachstehende Sammlung von Licht- und Schattenbildern, welche an verschiedenen Orten, zu verschiedenen Zeiten und auf verschiedenen Platten aufgenommen worden, — diese Sammlung hat durch Erweiterung der Kenntnisse über russische Dinge einen Beitrag zur Abwendung jener drohenden Gefahr liefern wollen.

* * *

Die Darstellung der Faktoren, welche das Leben Rußlands beherrschen, würde gleichsam in der Luft schweben ohne vorangegangene Schilderung des Bodens, auf welchem sie sich be-

wegen, — etwa so, wie in den Lüften die Gestalten, zu welchen auf jenem Kaulbachschen Gemälde halb ungläubig, halb entsetzt aufgeschaut wird.

Wir meinen daher wohlzuthun, indem wir allem zuvor die russische Hauptstadt schildern, das Terrain, auf welchem die Leiter des russischen Lebens ihr eigenartiges Wesen treiben.



I.

St. Petersburg.

Wer, auf dem Seewege anlangend, zuerst in St. Petersburg das russische Reich betritt, empfängt sofort den eigentümlich verwirrenden Eindruck, welchen das sonderbar zwiespältige Wesen der russischen Dinge auf jeden aufmerksamen Beobachter machen muß.

Den Gesamteindruck der russischen Hauptstadt wüßten wir nicht zutreffender zu bezeichnen als durch Wiedergabe eines Erlebnisses zweier einander nahestehender Reisender, welche zu Anfang der fünfziger Jahre nach mehrtägigem Aufenthalte in der Newaresidenz und nach eingehender Kenntnisnahme von deren teils imposanten, teils befremdlich elenden Örtlichkeiten, von den herrlichen Kunstinstituten und oft jammervollen öffentlichen Veranstaltungen, sowie von ihrer nicht minder unausgeglichenen Bevölkerung, zusammentrafen und, fast in einem Atem, in gleichen Worten die empfangenen Eindrücke zusammenfaßten. — Dasselbe würde noch heute, nach bald vierzig Jahren, trotz hinzugekommener schöner Squares, Monumente und Fontainen, trotz elektrischer Beleuchtung u. s. w. sich wiederholen können.

Wenn im amerikanischen Westen, aus freier Initiative, eine Stadt gegründet wird, so sind Schulhaus, Buchdruckerei, Hotel, Kirche und Bank die ersten entstehenden Baulichkeiten. Ob an diese wesentlichen Requisite einer Stadt zahlreiche oder nur wenige Bürgerhäuser sich angeschlossen hatten, ob es eine große Stadt geworden oder eine kleine geblieben ist — von Anfang an war es eine Stadt gewesen und hatte auf jeden den Eindruck einer Stadt gemacht.

Nachdem während mehr als anderthalb Jahrhunderten an der Newa die Hülfsmittel eines großen Reiches rücksichtslos darauf verwendet worden, um auf Befehl eine Stadt entstehen zu lassen, haben jene beiden Reisenden in dem gemeinsamen Ausrufe sich zusammengefunden: „Es ist doch nur ein riesig großes Dorf.“

Dieses Wort birgt keineswegs eine leichtfertige Antithese; es deutet vielmehr auf den Kern der Sache. Denn was ist das Wesentlichste einer „Stadt“? Sei diese ein antikes Municipium oder ein im Mittelalter entstandenes Gemeinwesen oder aber eine moderne Gründung, in allen Fällen haben wir eine autonome Gemeinde vor uns, welche sich selbständig verwaltet, sich gegen äußere Ein- und Angriffe schützt und verteidigt, welche in ihrem Innern einen gesunden Bürgersinn und Lokalpatriotismus als erbliche Überlieferungen entwickelt. Selbst Auswüchse dieses Wesens, wie verknöcherte Kirchturminteressen, wie das Entstehen eines übermächtigen Patriciates oder einer, der Tyrannis vorarbeitenden, Ochlokratie, sie gehören zum Begriffe einer Stadt. — Alle diese Merkmale gehen notwendig einem Dorfe ab, welchem nur beschränkte Selbstverwaltung zusteht, sei es, daß dasselbe der Oberhoheit eines Besitzers unterstellt oder einem weiteren Gemeindeverbande angefügt ist.

Hiernach unterläge man einer argen Täuschung, wenn

man, zurückschließend von gewissen großstädtischen Erscheinungen, die in Petersburg in die Augen fallen, meinen wollte, Petersburg sei eine Stadt.

Freilich bietet Petersburg, wie nur irgend eine Großstadt der Welt, dem Lebemanne alle Genüsse eines raffinierten Luxus: palastartige, ungewöhnlich ausgedehnte, mit Wintergärten und allen erdenklichen Erzeugnissen der Kunstindustrie ausgestattete Prunkwohnungen stehen dem zur Verfügung, der sie zu bezahlen vermag. Der verwöhnteste Gaumen findet in der Newaresidenz volle Befriedigung. Die stattlichsten Gefährte, bespannt mit kolossalen einheimischen Trabern oder riesigen Mecklenburger und hannoverschen Karossiers, durchfliegen die breiten Straßen. Eine zahlreiche Halb- und Viertelwelt belebt die Korsostunden; die prahlenden Schaufenster riesiger Magazine beweisen, daß Petersburg auch die Erzeugnisse von Paris und Wien feilbietet u. s. w. Auch an Genüssen feinerer Art fehlt es nicht; dem Musikliebhaber wird Gelegenheit zu unvergeßlichen Erlebnissen; die Gemäldegalerie der Eremitage mit ihrer großen Sammlung niederländischer Wunderwerke nnd mit ihren Murillos gehört zu den vornehmsten der Welt. Und trotz alledem ist Petersburg keine Stadt im eigentlichen, soeben angedeuteten Sinne des Wortes, sondern nur ein riesiges, mit prunkenden Luxusablagerungen versehenes Dorf.

Es ist auch gar nicht abzusehen, wie Petersburg jemals zu einer wirklichen Stadt werden sollte. Ihm fehlt dazu das allernotwendigste Element: es hat keine eigentliche, seßhafte Stadtbevölkerung; seine Einwohner sind alle mehr oder weniger Zugvögel.

Was Tschaadajew von der ganzen russischen Nation bezeichnenderweise im allgemeinen gesagt hat, das gilt ganz besonders von der Einwohnerschaft Petersburgs:

„So blickt doch ein wenig um euch!“ — ruft Tschaadajew seinen Landsleuten zu — „Ist nicht ein jeder gleichsam im Aufbrechen begriffen? Man sollte meinen, alle Welt befinde sich unterwegs. Niemand besitzt einen wohlbestimmten Kreis seines Daseins; nichts ist fest auf gute Sitte und Gewohnheit begründet; kein Ding ist fest geregelt; selbst einen häuslichen Herd giebt es nicht; nichts was uns fesselte, nichts was unsere Zuneigung erweckte, von uns geliebt würde, nichts Dauerndes, nichts Bleibendes; alles schwindet dahin, alles zerfließt, ohne äußere Spuren zu hinterlassen, geschweige denn Spuren in unserem Innern. In unseren Häusern haben wir den Anschein, als hätten wir dort nur zeitweilig unser Lager aufgeschlagen; in unserer Familie erscheinen wir als Fremde, in unseren Städten als Nomaden, mehr noch als Nomaden, wie die Leute, welche auf unseren Steppen die Herden weiden; denn jene haben mehr Anhänglichkeit an ihre Wüsteneien als wir an unsere Städte . . . . . .“

In der That: selbst die flüchtigste Prüfung der Einwohnerklassen Petersburgs ergiebt vollständige Bestätigung des Gesagten. Wohl mit einziger Ausnahme des Herrscherhauses giebt es in Petersburg kaum eine Familie, welche dort bis in die dritte Generation ansässig wäre. Die Bevölkerung ist beständigem Wechsel unterworfen.

Von der Beamtenklasse ist das sofort einleuchtend. Wer Carriere macht, geht entweder zu höherer Funktion in die Provinz oder an auswärtige Missionen, verhältnismäßig nur wenige gelangen in den Ministerien zu höherer Stellung. Daß diese in das Getriebe der städtischen Verwaltungsinteressen nicht hineinwachsen, ist selbstverständlich; dasselbe gilt von ihrer Progenitur, welche infolge der erschrecklichen Kindersterblichkeit nicht zahlreich ist. Was davon heranwächst, wird durch die entnervenden Einflüsse der Schule und des großstädtischen

Lebens ausdauernder Widerstandskraft beraubt und verschwindet alsbald von der Bildfläche — kurzum, es giebt in Petersburg keine alteingesessenen, hervorragenden Beamtenfamilien wie im Westen, und es kann keine geben[1].

Im hervorragenden Kaufmannsstande sehen wir dasselbe. Entweder ist der reiche Kaufmann bäuerlicher oder sonst niederer Herkunft und jeder Spur allgemeiner Bildung entbehrend, in welchem Falle die Söhne entweder die Beamtenlaufbahn ergreifen oder aber, als Erben des Geschäftes, dasselbe in der Regel in kürzester Zeit durch Nachlässigkeit und durch unsinniges, geschmackloses Prassen und Verschwenden ruinieren; oder aber es sind Ausländer, welche meistens, wenn sie zu Vermögen und Unabhängigkeit gelangt sind, in die Heimat zurückkehren. Firmen, welche in der zweiten Generation fortblühen, gehören in Petersburg zu den größten Seltenheiten; in dritter Generation innegehabte Firmen soll es in Petersburg gar niemals gegeben haben.

Ähnlich verhält es sich in den höheren Schichten des Gewerbestandes, unter den Handwerkern. Und nun gar erst die zahlreichste Klasse der niederen Arbeiter; das sind fast ausnahmslos im Reichsinnern ansässige, zu irgend einer Landgemeinde gehörige Bauern, welche nur zeitweilig um des Erwerbes willen Petersburg bewohnen und schließlich in ihr Dorf zurückkehren. Selbst diejenigen unter ihnen, welche sich als „Bürger" (meschtschane) haben anschreiben lassen, um den endlosen Paßplackereien u. s. w. zu entgehen, machen meistenteils keine Ausnahme davon.

[1] In den niederen Regionen des Beamtenstandes giebt es wohl Ausnahmen davon, ohne daß jedoch, wie im Westen, in den bezüglichen Familien eine Gesinnung erblich geworden wäre, welche dort dem Beamtenstande zur Ehre gereicht und ihn zu einem gewissen Klassenstolz berechtigt.

Wie wäre es möglich, daß innerhalb einer solchen vorwiegend fluktuierenden Bevölkerung Anhänglichkeit an den Heimatsort, geschweige denn ein örtlicher Heimatsstolz und tüchtiger Bürgersinn sich ausbilden könnte! Thatsächlich ist denn auch von solcher Gesinnung in Petersburg nie eine Spur zu entdecken und von ihrer Abwesenheit legt die eigenartige Natur der Stadtverwaltung beredtes Zeugnis ab. Es würde zu weit führen, auf dieselbe näher einzugehen. Es mag die Bemerkung genügen, daß sie einesteils in enger Abhängigkeit von der ministeriellen Bureaukratie steht und dadurch jeden Bewußtseins verantwortlicher Selbständigkeit entbehren muß; daß sie anderenteils aber, auf den ihr mehr oder weniger freigegebenen Gebieten, der Tummelplatz ekelhafter und in brutaler Weise geltend gemachter persönlich eigennütziger Begierden ist.

Das alles prägt sich in der äußeren Physiognomie der Newaresidenz und ihrer flachen, gegen öffentliche Dinge gleichgültigen Bewohner ganz eigentümlich ab. Nimmt man noch hinzu, daß die weitaus größte Anzahl der Leute, denen man zu Fuße oder in den kleinen elenden Mietfuhrwerken (Droschki) begegnet, ein entschieden proletarierhaftes Aussehen hat, so muß man es zutreffend finden, wenn Petersburg einem Europäer lediglich als ein riesig großes Dorf erscheint.

Zu den nachstehenden zeitgenössischen Beobachtungen und Erinnerungen hatten wir nur wenige Bemerkungen einzuschalten und hinzuzufügen.

Zu Anfang der sechziger Jahre zählten die drei Hauptstädte des östlichen Europa ungefähr die gleiche Anzahl von Bewohnern, nämlich etwas mehr als eine halbe Million. Dieses Verhältnis hat sich im Laufe der letzten zwanzig

Jahre dahin verändert, daß Petersburg hinter Wien und Berlin erheblich zurückgeblieben. Während die Kaiserstadt der Habsburger von mehr als einer Million, die preußisch-deutsche Hauptstadt von anderthalb Millionen Menschen bewohnt wird, zählt Petersburg einschließlich seiner Vorstädte weniger als 900 000 Einwohner, eine Ziffer, die während der letzten Jahre nahezu stationär geblieben ist. Daß die Ungunst des feucht-kalten Klimas und der sumpfigen Umgebungen, die entsetzliche Kindersterblichkeit und der Mangel an Wohlfahrtseinrichtungen, die mit denjenigen des westlichen Europa verglichen werden könnten, zu der Langsamkeit des Wachstums dieser Stadt in gleicher Weise beitragen, ist sattsam bekannt. Und doch gehört das Zurückbleiben der russischen Hauptstadt einer Periode an, innerhalb welcher die öffentlichen Einrichtungen derselben erhebliche Fortschritte gemacht haben.

Dieser Widerspruch erklärt sich aus dem Umstande, daß, wie in allen Dingen in Rußland, die Einrichtungen weniger der Sache als vielmehr dem Scheine zu dienen haben. Ohne Zweifel haben ja gewisse wohlhabende Stadtgegenden, namentlich solche, die der Kaiser zu passieren pflegt, ein anderes Ansehen gewonnen, als sie vor Decennien besaßen; damit aber ist eine Assainierung derselben keineswegs Hand in Hand gegangen. Latrinen-, Abfuhrwesen u. s. w. befinden sich auch in den vornehmen Stadttheilen in demselben primitiven Zustande wie in den abgelegeneren Regionen der Stadt, deren elendes Aussehen ihrem Wesen entspricht.

Einen anschaulichen Maßstab für die Sanitätsverhältnisse Petersburgs giebt Folgendes. In den civilisierten Teilen Europas pflegt eine Stadt, welche eine Sterblichkeitsziffer von 20 Promille aufweist, noch nicht als eine ungewöhnlich gesunde zu gelten. Wenn von einer englischen Stadt diese Ziffer erheblich überschritten wird, so liegt der Anlaß zu



staatlichem Einschreiten, zu Zwangsmaßregeln vor. In St. Petersburg aber fällt die Sterblichkeitsziffer kaum jemals unter 60 Promille; meist hält sie sich beträchtlich höher.

Von den typischen Merkmalen des alten Petersburg ist dem neuen kaum eines übrig geblieben. Noch unter der Regierung des Kaisers Nikolaus galt von Petersburg das Urteil, welches zur Zeit seines Vorgängers Alexander von einem scharfsinnigen und unbefangenen Beobachter gefällt worden war: daß in dieser Stadt alles auf die Bedürfnisse des Selbstherrschers und der höheren Klassen zugeschnitten und daß nur für diese ein menschenwürdiges Dasein ermöglicht worden sei.

Und so war es in der That. Im Centrum der Stadt und entlang den Ufern der Newa Paläste — in den Nebenstraßen Mietkasernen und Hütten, deren Zustand jeder Beschreibung spottete und Fremden den Eindruck einer Unfertigkeit machte, wie man sie sonst nirgend in Europa vorfand.

Bis in unsere Tage hinein stand die schwache Frequenz der Straßen und öffentlichen Plätze zu den gewaltigen Raumverhältnissen in auffallendem Gegensatz — eine Eigentümlichkeit, welche Petersburg mit dem damaligen Berlin teilte. Aber nicht das allein.

Der Versuch, einen niedrig gelegenen, beständig der Überschwemmungsgefahr ausgesetzten Sumpf zum Wohnplatz einer großen Menschenansammlung zu machen, nahm sich vor sechzig Jahren noch verwegener aus als heute, wo ungeheuere Strom- und Dammbauten die mit diesem Unternehmen verbundenen Übelstände mindestens erträglich gemacht haben[1].

---

[1] Aber auch nur erträglicher; denn bei einigermaßen starkem Hochwasser füllen sich noch heute die unglaublich primitiven, jeder Verschlußvorrichtung ermangelnden, häufig von Unrat verstopften hölzernen Kloaken mit Stauwasser, welches dann zusammen mit dem Kloakeninhalt hervor-

Zu jener Zeit genügten drei Tage lang aus Westen wehende Winde, damit der Palmyra des Nordens das Schicksal Stavorens und Vinetas direkt angedroht wurde. Zeuge der größten und gefährlichsten dieser Überschwemmungen war das letzte Regierungsjahr Alexanders I gewesen. Nachdem es mehrere Tage lang aus Nordwesten geweht, waren in der Nacht vom 7. auf den 8. (19. und 20.) November 1824 sämtliche der Newa benachbarte Straßen bis zu den ersten Stockwerken überschwemmt und die Kanäle der Moika und Fontanka in reißende Ströme verwandelt worden, auf denen man zu Bote fuhr und die ihre sämtlichen Brücken eingebüßt hatten. Am Morgen des 7. standen auch die Erdgeschosse sämtlicher der Newa benachbarten Straßen von Wassily-Ostrow unter Wasser und war die Verbindung dieser Insel mit der an dem benachbarten Ufer belegenen Stadt wegen der Zerstörung der Newa-Brücken vollständig gehemmt. Kasernen, Hospitäler und andere öffentliche Gebäude waren während der folgenden Tage von den Flüchtigen überfüllt, die unter Zurücklassung ihrer gesamten Habe mühsam das nackte Leben gerettet hatten und des Nötigsten entbehrten. Ein um vier Uhr nachmittags erfolgter Umschlag der Windrichtung, welchem während der folgenden Nacht Frostwetter folgte, setzte weiteren Zerstörungen durch das Element ein gnädiges Ziel. Dafür hatten Not und Elend der zahlreichen Obdachlosen ein so entsetzliches Maß erreicht, daß die Regierung helfend eingreifen mußte. Die Zahl der Verunglückten war eine verhältnismäßig geringe; eine von Hunderten von Kindern besuchte Schule, welche man bereits verloren gegeben, hatte eben noch gerettet werden können. In so entsetzlicher Weise aber war

---

bringt und die niedrigeren Teile der Stadt überflutet, z. B. die Gegend beim „Großen Theater“.

die Newastadt an die Geschichte ihrer gewaltsamen Entstehung gemahnt worden, daß ältere Personen bitter die Aufhebung einer zu Anfang des Jahrhunderts noch geltenden Vorschrift Peters des Großen beklagten, nach welcher jedes Haus der Stadt ein eignes Boot hatte unterhalten müssen, um gegen plötzliche Wassersnot gesichert zu sein.

Das Unheil von 1824 hatte sich glücklicherweise nicht wiederholt, die Wirkung desselben indessen noch mehrere Jahre lang fortgedauert. Die alle Zeit außerordentlich hoch gewesene Sterblichkeit der Einwohnerschaft wuchs infolge schwerer typhöser Fieber über ihr gewöhnliches Maß hinaus; die Feuchtigkeit der Häuser spottete aller Heizungs- und Ventilationsmaßregeln, und die Beschaffenheit des Pflasters bewies, daß der Sumpf, den Peter zum Bauplatz ausgesucht, sein altes Recht wieder erobert zu haben glaubte. Dazu kam, daß die Bebauung höchst unregelmäßig vor sich gegangen war und inmitten des städtischen Weichbildes weite Strecken wüst und unreguliert dalagen, andere in ungeheure Bauplätze verwandelt waren, deren Bretterzäune das Geschlecht derer, welche dieselben aufgerichtet hatten, um viele Jahre überlebten. Ein solches Bild bot z. B. der riesige um das Winterpalais gebreitete Platz dar, aus welchem nur einzelne fertiggestellte Gebäude heraussahen; die für diese Gegend charakteristischen Bauten der Neuzeit waren entweder nicht vorhanden oder in den Anfängen begriffen. Noch bestanden die mächtigen Linien der stolzen Newski-Perspektive aus zumeist gelb angestrichenen, mit weiß gegipsten Säulen verzierten Häusern, welche der Fremde für Kasernen hielt, während die Baumgänge dieser glänzendsten Straße der Residenz trostlos verkümmerte Lindenstämmchen zeigten, die alljährlich erneuert werden mußten und niemals zu grünen Zweigen gelangten. Da, wo sich heute das prächtige Michaelowsche Palais erhebt, starrte bis zum Jahre

1825 ein trostloser Morast, in welchen Abfälle aller Gattungen und Arten versenkt wurden; die Stelle des Alexandertheaters nahm ein Holzschuppen ein, in welchem russische Komödie gespielt wurde, — das sogenannte Große Theater aber blieb Jahr und Tag hindurch im Umbau begriffen.

Von den heutigen öffentlichen Denkmälern waren allein die beiden Standbilder Peters des Großen, die Suworow-Statue vom Marsfelde und der Rumjänzow-Obelisk vorhanden; an dem großartigsten Bauwerke der Stadt, der Isaaks-Kathedrale, wurde seit den Zeiten Katharinas II gebaut, ohne daß den drei nächsten Nachfolgern dieser Herrscherin beschieden gewesen wäre, die ihrem Sitze benachbarte Riesenplanke sinken zu sehen. Die Nachbarschaft dieser permanenten Baustelle bildete wiederum ein öder, wüst daliegender Platz, die Stätte, an welcher sich gegenwärtig das von Kaiser Nikolaus erbaute Leuchtenbergsche Palais und das dem genannten Monarchen errichtete Reiterstandbild erheben.

Von dieser Beschaffenheit der Haupt- und Glanzviertel der seitdem unkenntlich veränderten Stadt kann auf den damaligen Zustand der ärmeren und bescheidenen Quartiere, der Nachbarschaft des Heumarkts, der Vorstädte Ochta und „Petersburger Seite“, der weiter abliegenden Teile Wassily-Ostrows, der Liteinaja, Kolomnas u. s. w. geschlossen werden. Hielt es wegen der Unregelmäßigkeit der Bebauung, wegen des sumpfigen Bodens und der Rauheit des nordischen Klimas bereits in den begünstigteren Gegenden außerordentlich schwer, die Bedingungen baulicher, polizeilicher und sanitärischer Ordnung herzustellen, so mußten da, wo die Augen des Herrschers und seiner Großen nicht hinreichten, die Ansprüche an ein erträgliches Dekorum vollständig zurücktreten. Die Masse der ärmeren Bevölkerung war in Gassen, Häuser und Gelasse gezwängt, deren Unreinlichkeit, Unbequemlichkeit und Ungesund-

heit kaum übertroffen werden konnte. Die Übel und Unzuträglichkeiten, an welchen die ärmeren Quartiere großstädtischer Menschenanhäufungen allenthalben zu leiden haben, waren hier gesteigert und verschärft, weil es den Kampf mit einem Klima galt, dessen Kälte und Feuchtigkeit Abwehr der frischen Luft zum dringendsten aller Bedürfnisse zu machen schien. Auf den kurzen, tropisch heißen Sommer und dessen Bedürfnisse Rücksicht zu nehmen, mußte den Bewohnern einer Erdgegend fern abliegen, in welcher der Winter sechs Monate, jede der Übergangsjahreszeiten je sechs Wochen dauert, Herbst und Frühjahr einen wesentlich winterlichen Charakter tragen.

Demgemäß war alles auf die Zusammendrängung in heiße Stuben und Küchen berechnet, und als einzige baupolizeiliche Rücksicht, mit welcher man es genau nahm, galt diejenige auf möglichste Verminderung der beständig drohenden, unvermeidlich wiederkehrenden Feuersgefahr[1]. In allen übrigen Beziehungen baute, vermietete und hauste jedermann, wie ihm gut dünkte und wie sich's unter normalen Verhältnissen ertragen und verantworten ließ. Entscheidend war dabei der Umstand, daß die Masse des eigentlichen Volkes aus bedürfnislosen Leibeigenen bezw. Freigelassenen und deren Kindern,

[1] Inwieweit durch solche Maßregeln die Feuersgefahr thatsächlich vermindert worden ist, dürfte statistisch zuverlässig nicht festzustellen sein; daß sie noch heute in erschrecklichem Maße besteht, ist unzweifelhaft. Das Einherjagen der Löschmannschaften durch die Straßen gehört zu den gewöhnlichen Erscheinungen, die man kaum beachtet. Nur wenn die Signale verkünden, daß die Löschmannschaften mehrerer oder aller Stadtteile auf einen Punkt beordert worden, erkundigt man sich nach dem Orte der Feuersbrunst, aber auch dann mit einer gewissen Gleichgültigkeit. — Auch mit dem „Genau nehmen" der Sicherheitsvorschriften ist es nicht weit her. Wehe dem, der es z. B. unterlassen hat, auf dem Firste seines Holzdaches eine Tonne aufzustellen; ob aber dieselbe mit Wasser gefüllt sei oder nicht, darum kümmert sich niemand, was doch eigentlich merkwürdig ist, da für den Polizeiagenten die Konstatierung des üblichen Wassermangels einer Einnahmequelle gleichkäme.

d. h. aus in die Stadt gekommenen bäuerlichen Arbeitern und aus Kaufleuten bestand, welche von jenen wenig verschieden waren und selbst inmitten erworbener Reichtümer dem bescheiden-patriarchalischen Zuschnitte ihrer Väter treu zu bleiben pflegten[1]. Mit ihnen vermischten sich versprengte Polen, Finnen, deutsche und französische Proletarier, während die Mittelklasse der größeren Industriellen, der Geschäftsleute und Gelehrten sich fast ausschließlich aus Ausländern, zumeist Deutschen zusammensetzte, welche zu damaliger Zeit auch im Beamtentum außerordentlich zahlreich vertreten waren.

Darüber thronte eine um den kaiserlichen Hof gruppierte Schicht hoher Würdenträger, Diplomaten, Generale und reicher Aristokraten, die nicht nur den sogenannten Ton angaben, sondern die gesamte Struktur des öffentlichen Lebens bestimmten. Ihren Ansprüchen und Gewohnheiten waren die städtischen Einrichtungen so genau angepaßt, als ob die obersten Zehntausend allein für das Wirtschafts- und Gesellschaftsverhältnis der nordischen Residenz in Betracht kämen. Weil Adel, hohes Beamtentum und wohlhabendere Ausländer eigene Wagen und Pferde besaßen, befand das öffentliche Fuhrwesen sich in einem höchst unbefriedigenden Zustande. Magnaten und Bojaren fuhren in vierspännig-langbespannten Karossen, deren auf das Spitzpferd gesetzte kleine Vorreiter die Namen ihrer Herren gellend ausriefen; die Wagen der Ärzte wurden von zwei Pferden gezogen, wohlhabendere Kaufleute pflegten sich kleiner Droschken und Schlitten zu bedienen. — Veranstaltungen für die Weiterbeförderung anderer Sterblicher fehlten so gut wie ganz. Und doch erheischten die ungeheuere



[1] Alles das ist für die niederen Volksschichten, d. h. für die weitaus überwiegende Anzahl der Bewohner bis heute sich gleich geblieben. Wer die Wohnungen dieser Leute nicht kennt, der ahnt nicht, wie dick und geschwängert Atemluft sein kann, ohne sofort tödlich zu wirken.

Ausdehnung der Stadt, die mangelhafte Beschaffenheit des Pflasters, Unberechenbarkeit des Wetters und Unsicherheit der entfernteren Straßen bezügliche Einrichtungen für alle Gesellschaftsklassen aufs dringendste. Omnibusse und städtische Diligencen[1] fehlten vollständig, Mietwagen waren in nur geringer Anzahl vorhanden und zumeist so schlecht und unsauber gehalten, daß sie die Kleider ihrer Insassen ruinierten; zu den kleinen von einer Mähre gezogenen Droschken aber nahmen anspruchsvolle Personen nur in Notfällen ihre Zuflucht.

Ähnlich sah es auf anderen Gebieten der öffentlichen Bequemlichkeit aus. In den anspruchsvolleren Gasthöfen fehlte jede regelmäßige Bedienung, weil man annahm, der „wohlgeborene Herr“ bringe mindestens einen leibeigenen Diener mit. Mittelklasse und Plebs waren auf Wirtshäuser und Kneipen angewiesen, die orientalischen Karawanserais täuschend ähnlich sahen und fast ausnahmslos von Ungeziefer wimmelten. Weil Leute von Stande entweder zu Hause oder bei guten Bekannten speisten, gab es in der weiten Stadt kaum ein halbes Dutzend anständiger Restaurants, — nach 10 Uhr abends pflegte nur eines derselben, der Dominiquesche Keller an der Newsky-Perspektive, offen gehalten zu werden. Innerhalb der höheren Gesellschaft herrschte dafür eine so unbeschränkte Gastfreiheit, daß gut empfohlene junge Männer das ganze Jahr über bei „Freunden“ dinieren konnten und höch-

[1] Ziemlich gleichzeitig mit der Einrichtung einer Diligencenverbindung zwischen Petersburg und Moskau (d. h. zu Ende der zwanziger Jahre) wurde eine regelmäßige Dampferverbindung nach Kronstadt hergestellt. Ein unternehmender Schotte, Baird, erwarb das ausschließliche Privilegium, zwischen der Hauptstadt und ihrem Hafenvorort Passagier- und Bugsierdampfer laufen zu lassen, beseitigte mit Hülfe dieses Rechtes die gesamte Segelbootfahrt und wurde binnen weniger Jahre zum steinreichen Manne. — Um dieselbe Zeit wurde die erste Feuerversicherungsgesellschaft durch ein privates Aktienunternehmen begründet.

stens an Trauer- oder Fastentagen zu den wohlbesetzten und kostspieligen Tafeln von Andrieux oder Dusseaux ihre Zuflucht zu nehmen brauchten; daß die von russischen und deutschen Garküchen (sogenannten Kuchmistern) verabfolgten Speisen und Getränke hinter den bescheidensten Ansprüchen zurückblieben, konnte unter solchen Umständen niemanden wundernehmen. Und vollends das eigentliche Gesellschafts- und Geselligkeitsleben! Während sich in den goldenen Tagen der großen „noch undurchgebrachten Adelsvermögen" in den oberen gesellschaftlichen Stockwerken Bälle, Soireen und verwandte Veranstaltungen in unabsehbaren Reihen folgten und die Landhäuser der Vornehmen den gesamten Sommer über geladenen und ungeladenen Gästen offen standen, entbehrte die Mehrheit der Bevölkerung der Gelegenheit zu öffentlicher Belustigung oder Erholung in fühlbarster Weise. Die Theatersaison beschränkte sich auf eine vier- bis fünfmonatliche Dauer und schloß mit dem letzten Tage des Carnevals (der Maßliniza); öffentliche Bälle und Maskeraden wurden nur während dieser Zeit abgehalten[1]. Trotz der glänzenden Ausstattung des zum Tanzlokal dienenden Engelhardtschen Hauses und trotz des massenhaften Zuströmens der Besucher, trugen diese Versammlungen das trübselig-langweilige Gepräge, welches in nordischen Ländern veranstalteten Mummereien überall eigentümlich zu sein pflegt.

Was vom Winter galt, hatte in noch höherem Grade für den kurzen und heißen Sommer Geltung. Während das heutige Petersburg von einem reichen Kranze geschmackvoll angelegter und mit dem Mittelpunkte der Stadt wohlverbundener sommerlicher Vergnügungslokale umschlungen ist, gab es

[1] Merkwürdigerweise durften noch in neuerer Zeit tingeltangelartige kleine Bühnen auch während der Fasten ihr Unwesen treiben, während die Opern und Theater geschlossen bleiben mußten.

damals nur zwei — gewöhnlich überfüllte — städtische öffentliche Parks, den „Sommergarten“ und das Jussupowsche Etablissement; der seit den Zeiten Potemkins bestehende prächtige Garten des Taurischen Palais und die anmutige Insel Kreßtowski lagen für diejenigen, welche keine Wagen besaßen, so gut wie außerhalb der Welt, weil es, wie erwähnt, an wohlfeilen Fahrgelegenheiten und regelmäßig praktikabeln Wegen fehlte. Die beliebteste Villeggiaturgegend damaliger Zeit bildete die seitdem aus der Mode gekommene Narwasche Straße, und das nicht wegen ihres landschaftlichen Reizes (der hinter demjenigen der Inseln weit zurückstand), sondern wegen der im Jahre 1822 nach Strelna und Petersburg geführten Chaussee, der ersten, die im russischen Reiche erbaut worden war. Ein in die Dienste des kaiserlichen Ingenieurcorps getretener spanischer Obrist hatte dieses Wunderwerk zu stande gebracht.

Doch das nur beiläufig! Hat sich doch seit Ende der fünfziger Jahre manches gewandelt, und zwar zum Besseren gewandelt. Die Mittelklassen haben sich auch an der Newa die Berücksichtigung erstritten, die ihnen nicht mehr vorenthalten werden konnte, nachdem durch Aufhebung der Leibeigenschaft und Entfesselung der Industrie die Basis der privilegierten Minderheit zertrümmert und dem bürgerlichen Wettbewerbe freie Bahn geschaffen worden. Unaufhaltsam vordringend haben Handel, Gewerbe und Spekulation ihren Vertretern zu Stellungen verholfen, die, wenigstens äußerlich, denjenigen der im Abendlande maßgebend gewordenen Klassen ähnlich sehen. Es giebt auch in Petersburg Bau-, Gassen- und Fuhrwerksordnungen, neben der geheimen (Staatszwecken gewidmeten) Polizei eine öffentliche, dem Publikum dienstbare Sicherheitsanstalt; es giebt Gasthöfe für Leute, die keine Be-

dienten mit sich führen[1], Pferdebahnen, Omnibusse, Flußdampfer und andere der gesamten Bevölkerung zugängliche Verkehrsanstalten, öffentliche Gärten und Vergnügungslokale der verschiedensten Gattungen und Arten, endlich Wege und Straßen, auf denen sich der Fußgänger auch während der schlechten Jahreszeit (d. h. vom September bis zum Mai) fortbewegen kann. Petersburg ist seiner äußeren Erscheinung nach, wenigstens in einigen Regionen, ein europäischer Ort geworden — ein Ort, wo neben den genießenden auch die produzierenden Klassen zu einem gewissen Rechte kommen und wo die Bedürfnisse der Mehrheit mindestens in thesi als die ausschlaggebenden angesehen werden.

Es läßt sich nicht leugnen, daß durch die Neuschöpfungen (Squares vor dem Alexander-Theater mit dem Standbilde Katharinas II, bei der Isaakskirche, um die Admiralität u. s. w.) manches wirklich Bemerkenswerte zu den früheren wahrhaft imposanten Stadtbildern hinzugekommen ist, wie vornehmlich die Newa-Aussichten sie darboten.

Unter diesen Neuschöpfungen verdient namentlich der die alte Admiralität umgebende, von Dr. Regel, dem Direktor

[1] Um viele Decennien später, als diese Erinnerungen datieren, da in den Hotels ständige Dienerschaft schon üblich geworden war, hat in einem der vornehmsten Gasthöfe der Residenz ein europäischer Reisender sich darüber beklagt, daß bei den exorbitant hohen Preisen die Bedienung eine so elende und die Ausstattung und Reinlichkeit der Zimmer so mangelhaft sei. Zur Entschuldigung hat der Verwalter des Gasthofes ausgeführt, daß bei der Qualität der aus dem Reichsinnern kommenden Reisenden es nicht anders sein könne. Kaum sind aus dem Auslande mit großen Kosten angeworbene Kellner angelangt, so sind sie durch glänzende Versprechungen durchreisender russischer Herrschaften abspenstig gemacht. Liegt ein solcher Bojar im Bette zur Wand gekehrt, so ist er zu träge, zum Ausspeien sich umzukehren: er speit gegen die Wand. Statt zur Bedeckung eines Senfpflasters ein Stück Flor bringen zu lassen, findet er es einfacher, aus der Fenstergardine ein Stück auszuschneiden u. s. w. Da mußte wohl, auch bei häufigen kostspieligen Remonten, schwer Ordnung aufrecht zu halten sein!

des botanischen Gartens, angelegte ausgedehnte Stadtgarten erwähnt zu werden. Dieser „Deutsche“ ist einfältig genug gewesen, die Anlage kostenfrei herzustellen aus dem Erlöse der Pflastersteine des immensen Platzes. Ein anderer hätte sich bei dem Unternehmen gar schön die Taschen gefüllt.

Auch die elektrische Beleuchtung des endlosen Newski-Prospekt, der Morskaia u. s. w. ist großartig.

Das aber ist alles, was über die Europäisierung Petersburgs gesagt werden kann. Niemals wird die auf einen finnischen Sumpf gebaute Haupt- und Residenzstadt des russischen Reiches verleugnen können, daß sie das Geschöpf der Laune eines Einzelnen, eine Veranstaltung zu Staatszwecken — nicht das Erzeugnis und die Blüte eines Volkstums, geschweige denn eines in sich befriedigten Volkstums ist. In dieser Rücksicht hat zwischen denkenden Ausländern und urteilsfähigen Russen stets die vollkommenste Übereinstimmung bestanden.

„Mit ein bischen anderen Worten“ haben die hervorragendsten russischen Schriftsteller älterer und neuerer Zeit von der Stadt, „in welcher die Straßen immer feucht, die Herzen immer trocken sind“ (W. Solohub), das Nämliche gesagt wie E. M. Arndt, Friedrich v. Gagern, Marquis de Custine, Aurelio Buddeus und ungezählte andere Vertreter westeuropäischer Bildung und Denkungsart. Der russischeste und europäischeste der Russen früherer Zeit (Philipp Wigel und Alexander Herzen, beide Träger deutscher Namen und zur Hälfte von deutscher Abkunft) trafen in ihrer Abneigung gegen Petersburg mit Aksakow und Iwan Turgenjew genau zusammen. „Petersburg“, so urteilte der Begründer der Slavophilenpartei, „kommt mir wie eine ungeheure auf Draht gezogene Kaserne vor. Diese Granitmassen, diese mit Ketten eingefaßten Brücken, der ewige Trommellärm — alles ängstigt und verstimmt mich. Nirgends sieht man ein

eigentlich russisches Gesicht — allenthalben nichts als finnische Physiognomieen." „Bestechlichkeit und Willkür in voller Blüte, im Mittelpunkte des öffentlichen Lebens die Kaserne, Denunziationen und Verdächtigungen das tägliche Brot." In diese Sätze faßte um dieselbe Zeit (1842) Turgenjew die Summe seiner Petersburger Wahrnehmungen zusammen. Was diesen so verschieden gearteten Männern die Stadt Peters des Großen unerträglich machte, beengt dem ernsthaften Beobachter noch heute die Brust. Der Mangel jeder freien und natürlichen Bewegung — die Abwesenheit jeder Spur von Volkstum, der grelle und anscheinend unvertilgbare Abstand, der die unteren von den höheren Schichten der Gesellschaft scheidet. Über einer bunt zusammengewürfelten Menge von Menschen der verschiedensten Rassen und Bekenntnisse, Menschen, die durch kein sichtliches Band, kein greifbares Interesse, keine Idee zusammengehalten werden, ist ein dicker Firnis gezogen, den der Europäer für russisch, der Russe für europäisch hält und der weder das eine noch das andere ist.

Im Osten und im Westen Europas, im nördlichen Afrika und in den verschiedenen Teilen Asiens, giebt es Städte, die rücksichtlich der ethnographischen Buntscheckigkeit hinter St. Petersburg nicht nur nicht zurückstehen, sondern dasselbe noch übertreffen — aber keine zweite Stadt unseres Weltteils giebt es, in welcher der Mangel einer bestimmten Lokal- und Nationalfarbe, eines die verschiedenen Bevölkerungsschichten verbindenden Zusammengehörigkeitsgefühls sich in so peinlicher Weise geltend machte wie in dieser. Dieses Unbehagen hat der — viele Jahre lang in St. Petersburg heimisch gewesene — Kulturhistoriker Viktor Hehn in den nachstehenden Sätzen zum wahrhaft klassischen Ausdruck gebracht: „Wer St. Petersburg kennt, weiß ein für allemal, daß die russische Kultur,

welche diesem Chaos einander widerstreitender Interessen die Tünche giebt, nichts weiter als ein Bühnenspiel ist, darauf berechnet, europäischen Beschauern zu imponieren. Alles spricht, agiert, schminkt und drapiert sich nach der Seite hin, wo dieses Publikum sitzt, um sein eigentliches Leben und Treiben erst zu beginnen, wenn es mit der offiziellen Komödie fertig ist." — „Die Voraussetzungen menschlicher und europäischer Bildung fehlen, und weil sie fehlen, kommt das gesamte hiesige Treiben — das liberale wie das künstlerische — auf eine Kulturmaskerade am Newaufer heraus."

Und zwar eine Maskerade auf Kommando! Alles, was dem Blicke begegnet, ist Staatsveranstaltung zu Staatszwecken, alles verrät, daß es von außen angeheftet, auf Kommando zusammengetragen worden ist. Nirgends ein Denkmal, das von der Kontinuität freier, auf humane Ziele gerichteter Bürgerarbeit, von Ergebnissen einer nach inneren Gesetzen aufgebauten Geschichte zeugte und das auf naturgemäße Entwickelung schließen ließe; nirgends auch nur eine Spur von volkstümlicher Sitte, von gesundem, auf sich selbst ruhendem Lokalgeiste, nirgends eine Regung nationalen Humors oder gesunder Freude an sich selbst und dem eigenen Schaffen. Trotz der Vorherrschaft des russischen Idioms hat man die Empfindung, unter Menschen zu stecken, die Mühe haben, sich untereinander zu verstehen, die weit auseinandergehende Wege verfolgen. Man fühlt sich von Menschen umgeben, für die es kein gemeinsames Gestern giebt und deren Zusammengehörigkeit sich auf die allen gleich fühlbare Abhängigkeit von Regen, Kälte, Wind und — Polizei beschränkt.

Dabei ist es trotz des unaufhörlichen Wechsels der Verhältnisse und der Stimmungen geblieben, welche die Existenzbedingungen dieser Menschenanhäufung im Laufe des letzten Jahrhunderts beherrscht haben. Im wesentlichen hat Peters-

burg allezeit den Charakter seines zeitweiligen Beherrschers getragen, einerlei, ob derselbe Peter oder Paul, Alexander oder Nikolaus hieß. Reform und Reaktion, alles ist mehr als einmal dagewesen und spurlos an der größten Stadt des europäischen Nordens vorübergegangen. Auf die kosmopolitischliberale Ära des ersten Alexander folgte das stramme freudlose herbstliche Regiment des Kaisers Nikolaus, von jener durch den Strom des am 12. (24.) Dezember 1825 vergossenen Blutes getrennt. Unter dem zweiten Alexander brach das Eis banger Erstarrung ein zweites Mal; geweckt durch das Frühlingswehen, welches die Aufhebung der Leibeigenschaft begleitete, schien sich an dem Ufer der Newa neues Leben zu Ende der fünfziger Jahre zu regen, eine Zukunft anzukündigen, „wo Bürgerglück versöhnt mit Fürstengröße wandeln werde". Es waren das die Tage stolzer Freude an der kommunalen Neugestaltung Petersburgs, die Zeiten glänzender Träume von selbstloser Teilnahme aller Gebildeten an der Selbstverwaltung und von mühelos zu erringender Mustergültigkeit der hauptstädtischen Entwickelung — die Zeiten stillen und doch siegesgewissen Hoffens auf die Stunde, wo Petersburg die gesetzlichen Vertreter des russischen Volkes um den Zarenthron geschart sehen würde! „Habt ihr", so hieß es in der Neujahrsnummer der russischen St. Petersburger Zeitung vom Jahre 1862, „habt ihr die Stimme von oben vernommen, welche zwanzig Millionen unseres Volkes wachrief? Horcht auf den Klang dieser Stimme, sie kam vom Herzen, und nur mit dem Herzen könnt ihr sie verstehen! Diese Stimme ist ein Lebenshauch, der das Volk in neue Bahnen gerückt, die Posaune des jüngsten Tages, welche die Toten aus ihren Gräbern gerufen hat!"

Die Stimme, die ihrer Zeit solche Wunder gewirkt, ist längst verstummt: ein dunkler Blutflecken bezeichnet die Stelle, von welcher sie einmal erklungen und einen Wiederhall zu er-

wecken gewußt, dessen Donner einen Augenblick die Welt erfüllten. Was seitdem von Petersburg aus in das übrige Rußland hinausgeklungen, ist keine Weckstimme gewesen und hat auch keinen Wiederhall hervorzurufen vermocht; was sich für solchen ausgab, war das Geschrei von Leuten, die als Nachrufer im voraus ausgegebener Losungsworte Echo zu spielen und dadurch Rußland und Europa zu täuschen versucht haben. Der kurze Traum von kommunaler und anderer Freiheit Petersburgs und von der liberalen Führerrolle dieser Stadt ist längst zu Ende, Petersburg ist gerade so stumm geworden, wie es damals war, als Nikolaus I übernommen hatte „für 60 Millionen Russen Mensch zu sein“!

Wird es dabei sein Bewenden behalten? Wird der Enkel des letzten Selbstherrschers der alten, vom Zeitbewußtsein unberührt gebliebenen Schule die Rolle fortzusetzen vermögen, die sein Großvater ein Menschenalter lang ausgefüllt hatte?

Die Antwort darauf wird allein die Zukunft zu erteilen vermögen. Diese Zukunft aber erscheint durch Elemente der Vergangenheit bedingt, die längst aufgehört haben, Geheimnisse zu sein.

II.

Alexander III.

1.

Als Thronfolger.

„Die Selbstherrschaft wurde wieder ihr eigener Zweck, wie sie es vom Tode Peters des Großen bis auf die Zeit Alexanders I gewesen war. Erhaltung ihrer selbst wurde wieder die eigentliche Aufgabe der Regierung, von der alles andere abhängig und bedingt sein mußte."

In diese Sätze faßt der kundigste der Geschichtschreiber Rußlands die russische Geschichte der drei Jahrzehnte, welche auf die Entdeckung der Militär-Verschwörung von 1825 folgten. „Das ist es", fährt er fort, „was Rußland den Geheimbündlern und Verschwörern verdankt."

Läge es nicht im Wesen geschichtlicher Vergleichungen und Parallelen, daß sie irgendwo hinken, so ließe sich das Nämliche von der Regierung sagen, die auf die Ära Alexanders II gefolgt ist. Die Thronbesteigung dieses Herrschers war mit dem nämlichen Jubel begrüßt worden wie 55 Jahre zuvor der Thronwechsel, der den ersten Alexander auf den Schild gehoben hatte; wie jene mündete auch diese in einen

Blutstrom, und wie die Erinnerung an den 12. (24.) Dezember 1825 die gesamte Regierung des Kaisers Nikolaus bestimmte, so steht die Politik des dritten Alexander bis zur Stunde unter dem Eindrucke des scheußlichen und wahnwitzigen Verbrechens vom 1. (13.) März 1881; wie den Großvater so beherrscht den Enkel der Gedanke, daß allein die „Selbstherrschaft" Volk und Herrscher vor Zusammensturz und Untergang zu bewahren vermöge.

Damit aber hört die Ähnlichkeit auf. Nie hat es so verschiedene Menschen wie den Vater und den Sohn des zweiten Alexander gegeben.

Mehr als die Façade eines großen Mannes hat Kaiser Nikolaus niemals dargestellt. Die Grenzen der Einsicht dieses Fürsten waren ebenso eng gezogen wie die seiner Bildung; dafür besaß derselbe den ungeheuren Vorzug einfacher, in sich geschlossener Naturen, an sich selbst zu glauben. Zu verwundern war das um so weniger, als Nikolaus' Emporkommen sich unter Verhältnissen vollzogen hatte, die Zweifel an der Berechtigung und Zweckmäßigkeit des absolutistischen Regiments niemals aufkommen ließen. Zwanzig Jahre jünger als sein Bruder und Vorgänger, hatte Nikolaus dessen kriegerische und politische Sorgen niemals geteilt, nie mehr als die glänzende Außenseite des Regiments dieses populärsten Fürsten seiner Zeit zu sehen bekommen. Obgleich nicht als Thronfolger geboren, wußte er doch seit seinen Jünglingsjahren, daß die Erbschaft seiner beiden kinderlosen Brüder ihm aller Wahrscheinlichkeit nach zufallen würde. In dem gesunden Körper des stattlichen Mannes wohnte eine gesunde, im Grunde heitere Seele, in seinem Geiste aber waren Beschränkung und Selbstbewußtsein so glücklich gepaart, daß Nikolaus zu Mißtrauen gegen sich selbst noch weniger neigte als zu Mißtrauen gegen andere. Die Lehre vom göttlichen Charakter des Herrscher-

berufes nahm der dritte Sohn Pauls I so gutgläubig und so wörtlich, daß ihm keinen Augenblick zweifelhaft erschien, daß Gott ihm mit dem Herrscheramte auch den Herrscherverstand gegeben habe.

Dazu kam, daß die für sein Amt erforderlichen äußeren Eigenschaften dem schönen, imposanten und formengewandten Manne in hohem Grade beiwohnten und daß Stärke des Charakters und des Glaubens an sich selbst ihn in den Stand setzten, sich selbst und andere über das, was ihm fehlte, zu täuschen. Liebenswürdig, beredt und einnehmend, wenn er wollte, wußte Nikolaus, wo es not that, die Beschränktheit seiner Einsicht und die Flachheit seines Geistes hinter einer Unnahbarkeit zu verbergen, die unliebsamen Einflüssen ein für allemal den Weg versperrte und die im Laufe der Jahre von der Maske zur zweiten Natur des Zars wurde. Ein Vierteljahrhundert vom Glücke beispiellos begünstigt, zumeist von Menschen untergeordneten Geistes und bestimmbaren Charakters umgeben, galt der Beherrscher des ausgedehntesten Reiches der Erde schließlich sich selbst für ebenso unfehlbar wie seiner Umgebung. Im Privatleben heiter, einfach, zu Scherzreden und Späßen geneigt, die trotz unaufhörlicher Wiederkehr den Eindruck der Herzlichkeit machten, sah er es für seine Pflicht an, in Ausübung seines Amtes die einmal eingeschlagene Richtung mit einer Rücksichtslosigkeit und Strenge zu verfolgen, die ihn eben wegen der Beschränktheit seines Gesichtskreises und der Kälte seines Naturells keine Anstrengung kostete.

Von diesen Eigenschaften des Großvaters ist keine einzige auf den Enkel übergegangen. Alexander III wuchs unter dem Eindrucke der ungeheuren, alle gegebenen Verhältnisse in Frage stellenden Bewegung der Geister auf, welche die Aufhebung der Leibeigenschaft begleitete. Der erste Eindruck, den

der elfjährige Knabe empfing, war derjenige des vollständigen Zusammenbruches der von dem Vater seines Vaters aufgerichteten Ordnungen und der allgemeinen Fahnenflucht der Männer, welche für die Grundsäulen des alten Systems gegolten hatten. Der Reihe nach sanken die Fundamental-Einrichtungen des Nikolaischen Rußland in den Staub, sobald der Hauch der neuen Zeit sie zu berühren begonnen hatte; was sonst für unantastbar und ehrwürdig angesehen worden war, verlor über Nacht seine Bedeutung, um Dingen Platz zu machen, die zu neu waren, um dem Verständnisse des im Winterpalais auferzogenen Kaisersohnes irgend zugänglich zu werden.

Bis zu seinem zwanzigsten Jahre von jeder Aussicht auf die Thronfolge ausgeschlossen und so ausschließlich zum Soldaten erzogen wie weiland sein Großvater, überkam Alexander Alexandrowitsch das Thronfolgerecht ohne jede Spur von Vorbereitung auf seinen künftigen Beruf. Darüber mit der Naivetät der alten Zeit hinwegzusehen und Herrscherberuf und Herrschergabe für gleichbedeutend zu halten, war für den Sohn des neunzehnten Jahrhunderts, den Jüngling, der Zeuge der furchtbaren Krisen von 1860 und 1861 (erste Studentenrevolte, Aufhebung der Leibeigenschaft, Bauernrevolte und Fronderie des Adels), von 1862 (revolutionäre Mai-Feuersbrünste, Erlaß der Statuten der neuen Justiz- und Provinzial-Ordnung) und von 1863 (polnisch-litauische Revolution) hatte sein müssen, unmöglich; das Versäumte nachzuholen aber erschien unermeßlich schwierig, wo ein Kreis bestimmter, für pflichtmäßig angesehener Beschäftigungen den Kaisersohn bereits sattsam in Beschlag genommen hatte. Inmitten der Anläufe zu Fortbildungsstudien, welche der neue Thronfolger mühsam genommen hatte, wurde derselbe durch das erste der gegen das Leben seines Vaters unternommenen

Attentate (April 1866) bis in die Grundfesten seines Wesens erschüttert und an einen Abgrund geführt, dessen gähnende Tiefe auch von den kundigsten Zeitgenossen nicht geahnt worden war.

Begleitet wurden die auf dieses Attentat folgenden Vorgänge von einem widerwärtigen Streit der Parteien, die sich während des folgenden Jahres (des Jahres der Vermählung Alexander Alexandrowitschs mit der seinem verstorbenen Bruder zugedachten Braut) fortsetzten und die vollständig nie wieder zur Ruhe kamen. Wie überall und zu allen Zeiten suchten die Unzufriedenen sich an den Erben der Krone zu drängen und den geraden Sinn des jungen Mannes durch ein Gewebe endloser Intriguen zu verwirren und gefangen zu nehmen. Von dem Kaiser wußte man, daß er gewisse Sympathieen für die europäischen Liberalen auch zur Zeit abnehmenden Einflusses derselben nicht verleugnen konnte und daß er an den Erfolgen des seit dem Jahre 1866 in den Vordergrund getretenen Preußen einen Anteil nahm, der den Fanatikern der Nationalpartei ein Greuel und ein Ärgernis war. Das genügte, damit alles, was in das Horn der Aksakow und Katkow blies, den Thronfolger künstlich auf das Wiederkehren der anscheinend beschworenen Gefahren vorbereitete und die der europäischen Richtung zuneigenden Minister Walujew und Schuwalow verdächtigte.

Gegen Walujew warf sich seit dem Winter des Notjahres 1867/68 ein entlassener Provinzial-Gouverneur, Herr Tschikalow, mit besonderem Eifer ins Zeug, ein niedriger Ränkeschmied, der als Mitglied des vom Thronfolger geleiteten Notstands-Komitees eine dem Minister des Innern feindliche Nebenrichtung zu etablieren versuchte und seinen hohen Beschützer in eine Korrespondenz mit Aksakow verwickelte, die schließlich in die Hände der geheimen Polizei fiel und den Großfürsten

in arge Händel mit dem Grafen Schuwalow verwickelte. Dann wußte sich ein Maler Bogolubow unter die Vertrauten des Anitschkoff-Palais zu drängen und unter geschickter Benützung der allgemeinen Unzufriedenheit mit Alexanders II preußenfreundlicher Politik von 1870 den Zarewitsch in den Verdacht systematischer Opposition gegen die Politik seines Vaters zu bringen. Für einen Augenblick gelang es gewissen radikalen Verehrern Gambettas, damals bei dem Kaisersohne Gehör zu finden und denselben in den Ruf entschieden konstitutioneller Neigungen zu bringen. Die Kommune und die Ereignisse vom Mai 1871 bereiteten diesen Spielereien freilich ein gutes Ende; aus der Oppositionsstellung, in welche man ihn getrieben, kam der Thronfolger aber auch in der Folge nicht heraus.

Diese Velleitäten, die dem geraden Sinne des jungen, inzwischen zum Manne gewordenen Fürsten wenig entsprachen und sich demselben gleichsam aufgedrängt hatten, brachte erst der Ausbruch des türkischen Krieges zum Abschluß. Was dieser Krieg brachte, war aber schlimmer als alles früher dagewesene. Nach vielversprechendem Anfang folgte eine Enttäuschung auf die andere; es sank eine Autorität nach der anderen in den Staub und der Sohn wurde abermals in Gegensatz zu dem Vater gedrängt. Genauer wie der Zar wußte der Zarewitsch, daß die gegen das Oberkommando erhobenen Anklagen auf Unterschleif und Veruntreuung nur allzu begründet waren, daß der Eindruck der vor Plewna erlittenen Niederlagen eine bedrohliche innerliche Gährung hervorgerufen hatte und daß die Zurückhaltung, in welcher der zu Gorny-Stjuden weilende, den Augen der Massen entzogene Kaiser wochenlang verharrte, schwere Gefahren im Gefolge hatte. Nicht an den Kaiser, an den Thronfolger war die durch den Fürsten Woronzow auf den Kriegsschau-

platz beförderte Denkschrift gerichtet, in welcher Herr Aksakow auf Einberufung eines Central-Landschafts-Komitees antrug, welches die Geschäfte in die Hände nehmen und fähigere als die bisherigen Heerführer ausfindig machen sollte, und nicht die Schuld des Thronfolgers war es, wenn dieses Aktenstück unberücksichtigt blieb. Tief erschüttert von den Greueln des Krieges, die er als gewissenhafter Corpskommandant bis ins einzelne kennen gelernt hatte, machte der Thronfolger bei allen, die ihn nach der Rückkehr vom Kriegsschauplatze zu beobachten Gelegenheit hatten, den Eindruck eines ausgemachten Pessimisten. Welche Nahrung aber wurde diesem Pessimismus erst zugeführt, als der Berliner Kongreß den Vertrag von San Stefano zerriß und der Politik des beim Thronfolger wohlgelittenen Grafen Ignatiew ein furchtbares Dementi gab, und als wenige Monate später die Ära ununterbrochen aufeinanderfolgender Attentate anbrach, um den Hof, die Stadt und die Provinzen in einen panischen, die Nerven der Bedrohten schier zerreißenden Schrecken zu versetzen. Und als ob es damit nicht mehr als genug gewesen wäre, begann um dieselbe Zeit das Ärgernis, welches Alexander II durch seine Doppelehe gegeben, in immer weiteren Kreisen bekannt zu werden und den sittenstrengen Erben der Krone in seinen zartesten Empfindungen zu verwunden. Nur mit Mühe gelang ihm, die im Jahre 1880 projektierte Veröffentlichung der zweiten Ehe seines Vaters zu verhindern.

Erlebnisse so erschütternder Art hätten auch den stärksten, geschlossensten Charakter um das innere Gleichgewicht zu bringen vermocht. Ein solcher Charakter aber war der zweite Sohn Alexanders II niemals gewesen und hatte er unter den gegebenen Umständen nicht werden können. An und für sich derb und einfach angelegt, stand er seit dem zwanzigsten

Lebensjahre unter dem Eindrucke einer Aufgabe, deren Umfang seine Kräfte und seine Bildung überstieg. Von Eindrücken der widerspruchsvollsten Art hin und her gerissen, an allem beirrt, was ihm als feststehend und autoritär überkommen war, von jeder Teilnahme an den Geschäften ausgeschlossen, welche die Arbeit seines Lebens bilden sollten, und durch die Natur seiner Stellung daran verhindert, die auf ihn gehäufte Last mit Vertrauten zu teilen, wurde diese schlichte Natur in ein Mißtrauen gehetzt, das sich vor allem gegen sich selbst und die eigene Leistungsfähigkeit richtete. Der Großvater hatte es mit dem einen, der Vater mit dem entgegengesetzten System versucht, und beide waren zu Schanden geworden — beide hatten erlebt, daß das Kriegsinstrument in der entscheidenden Stunde ebenso versagte wie die mühsam aufgerichtete bürgerliche Ordnung, und daß dem Mißgeschick ein Abfall gefolgt war, der die Redensarten von dem loyalsten Volke der Erde als Hohn und Lüge erscheinen ließ. Wo sollten Glauben an die Zukunft und Vertrauen zu sich selbst inmitten eines Chaos hergenommen werden, welches ungleich schlimmer erschien als alles, was in den angeblich „heidnischen" Ländern des Westens an revolutionärer Zersetzung und Auflösung jemals erlebt worden?

Die Katastrophe vom 1. (13.) März 1881 ist bekanntlich an dem Tage erfolgt, an welchem Alexander II sich auf den Rat dreier seiner hervorragendsten Minister (der Grafen Loris-Melikow und Miljutin und des Finanzministers Abasa) zur Einberufung einer aus Vertretern sämtlicher Provinzial-Landschaftsvertretungen zusammenzusetzenden Versammlung entschlossen hatte. Erst als der entsetzte Sohn vor der gräßlich verstümmelten Leiche des Vaters stand, wurde er mit den Einzelheiten der gefaßten Entschließung bekannt

gemacht[1]. Die Urheber derselben hatten dem neuen Kaiser ferne gestanden und an ihrem Teil dazu beigetragen, daß derselbe dieser wichtigen Maßregel ebenso fern geblieben wie allem, was sonst während der letzten sturmbewegten Jahre geplant und unternommen worden. Wen konnte es da wundernehmen, daß die entgegengesetzte, bei Hof, in der Generalität und im Beamtentum allezeit mächtig gewesene Strömung in der Stunde allgemeinen starren Schreckens die Oberhand behielt? Wie am Tage des Pariser Kommuneaufstandes, so hieß es auch jetzt wieder: „C'est là que mènent les idées", und damit war das entscheidende Wort gesprochen. Die liberalen Ideen hatten Verbrechen und Verwirrung nicht vorzubeugen vermocht: so mußte auf den Absolutismus, auf die Selbstherrschaft als Selbstzweck zurückgegriffen werden. Die moderne Bildung sollte an der nihilistischen Verwilderung des heranwachsenden Geschlechtes die Schuld tragen: damit schien gesagt zu sein, daß nur die „rechtgläubige", unbefleckt byzantinisch und altväterlich gebliebene Kirche helfen könne. Dem Einwurfe, daß ein systematischer Kampf gegen die modernen Ideen zu demselben Zusammenbruche führen müsse, der unter dem Kaiser Nikolaus erlebt worden — diesem Einwurfe glaubte man zu begegnen, indem man das wirksamste der zeitgemäßen Schlagworte, den Nationalismus, auf das Schild schrieb.

[1] Es verdient bemerkt zu werden, daß das die geplante Versammlung berufende Manifest bereits von Alexander II unterzeichnet worden war, und daß es ohne Zweifel zur Veröffentlichung gelangt wäre, wenn nicht Ignatiew, in der richtigen Berechnung, dadurch zu dominierendem Einflusse zu gelangen, es für angezeigt gehalten hätte, seine oben genannten Kollegen sofort beim neuen Monarchen zu verdächtigen und gegen das Projekt, welchem er bisher zugestimmt hatte, Bedenken einzuflößen. Die Publikation unterblieb und die genannten liberalen Minister waren alsbald beseitigt. Ignatiew war Herr der Situation. So wurde der „Vater der Lüge" zum ersten Begründer des gegenwärtigen absolutistischen Regimentes.

Mit dem reinen Volkstum, der grundsätzlichen Abwendung von allem (nicht nur dem liberalen) westeuropäischen Wesen[1], war es weder unter Alexander II noch unter Nikolaus versucht — in dieser Rücksicht noch keine Niederlage erlebt worden. Vielleicht daß dieser zugleich neue und alte vorpetrinische Talisman die gehofften Wunder that und die empörten Wogen zur Ruhe brachte.

Die Einfachheit dieser Logik entsprach der Denkungsart des jungen, von der occidentalen Kultur unberührt gebliebenen Herrschers in jeder Hinsicht. Die Frage war und blieb nur, inwieweit der Charakter Alexanders III der Übernahme einer solchen um das dreifache erschwerten Aufgabe entsprach. Der von hundert Zweifeln bewegte, in den Widersprüchen des modernen Lebens um alle Ursprünglichkeit gebrachte, innerlich unsichere, vom tiefsten Mißtrauen gegen sich selbst erfüllte Sohn des Reformators Alexander II sollte in die Rolle eintreten, an welcher der eiserne, in seiner autoritativen Naivetät niemals beirrt gewesene Nikolaus gescheitert war.

2.

Als Selbstherrscher.

Feind und Freund sind darüber einig, daß der gegenwärtige Selbstherrscher aller Reussen die Tugenden eines achtbaren Privatmannes in ungewöhnlichem Maße besitzt. Ein trefflicher Gatte, liebevoller Vater, sparsamer und gewissenhafter

---

[1] Zu großem Teile ist diese Abwendung von westeuropäischem Wesen auf der neuen Kaiserin, der dänischen Prinzessin, Haß gegen Deutschland, welches als Repräsentant westlichen Geistes galt, zurückzuführen.

Haushalter, aller Unwahrheit[1], Unsittlichkeit und Leichtfertigkeit abgeneigt, zeichnet dieser Monarch sich durch Fleiß und Genauigkeit in der Erfüllung seines hohen Berufes aus. Jeder Art von Koketterie abgeneigt, geht er seines Weges, ohne um Volksgunst und Beifall zu buhlen, ohne irgend eine der kleinen Künste anzuwenden, durch welche Männer seiner Stellung sich zu empfehlen pflegen. Auf den ersten Blick erscheint er demnach als eine der geschlossenen Herrschernaturen, wie sein Großvater eine war. Gleich diesem soll Alexander III streng, rücksichtslos, allen Zugeständnissen abgeneigt und von dem Rechte seiner Persönlichkeit und seiner Ausnahmestellung so vollständig durchdrungen sein, daß Unzugänglichkeit für Beeinflussungen und für Erwägungen des Zweifels oder der Besorgnis sich gleichsam von selbst versteht.

Wären Willensrichtung und Charaktereigentümlichkeit gleichbedeutend, und vermöchte ein sterblicher Mensch jemals seinen Charakter so zu bestimmen, wie er es wünscht, so wäre diese Auffassung des dritten Alexander zutreffend. Dem aber ist nicht so, und weil niemand anders sein kann, als er von der Natur einmal geformt worden, ist dieser Monarch nicht, der er sein und scheinen möchte, sondern ein ganz anderer. Auch von ihm gilt das Wort des Dichters:

> Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen,
> Die Sonne stand zum Gruße der Planeten,
> Bist alsobald nur fort und fort gediehen
> Nach dem Gesetz, wonach du angetreten,
> So mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehen.

Der zweite Sohn Alexanders II ist als bestimmbarer, mit sich selbst im Streite liegender, moderner Mensch geboren

---

[1] Freilich wird durch die eigenartige Begabung und durch die Natur der nächsten Umgebung das Vermögen, „Wahres“ von „Unwahrem“ zu unterscheiden, nicht wenig beeinträchtigt.

und (wie wir gesehen haben) durch seinen Lebensgang zu Mißtrauen und Zweifel an sich selbst und anderen erzogen worden; trotz eifrigsten Bestrebens, auf sich ruhender Autokrat zu werden, wird er sich niemals zu einem solchen umzumodeln vermögen. Die ihm eigentümliche Zurückhaltung beruht zur einen Hälfte auf angeborener und unüberwundener Schüchternheit, zur andern Hälfte auf Mangel an Selbstvertrauen. Auf dem einmal eingeschlagenen Wege zu beharren, ist ihm mühsam abgerungenes Gebot der Pflicht, nicht Produkt innerer Notwendigkeit. Fremdem Rat und fremder Meinung ist der Kaiser schwer zugänglich — nicht weil er stets eine eigene, auch nur für ihn selbst außer Zweifel stehende Meinung besäße, sondern weil er unbeeinflußbar zu sein und unbeeinflußbar zu scheinen für Pflicht hält und weil er den Schein der Abhängigkeit noch ängstlicher fürchtet als die Abhängigkeit oder Bestimmbarkeit selbst. Des preußischen Ministers v. Manteuffel vielverspotteter Ausspruch, „daß der Starke einen Schritt zurücktreten könne“, gilt für den russischen Monarchen e contrario: wenn dieser Fürst stärker wäre, als er es ist, würde er nachgiebiger sein, und wenn er selbstbewußter und sicherer zu sein vermöchte, als ihm gegeben ist, so würde der Schein der Nachgiebigkeit ihn nicht anfechten. Zum Mißtrauen gegen andere hat das Leben ihn allerdings erzogen — die Hauptquelle, aus welcher sich dasselbe nährt, ist indessen das Mißtrauen gegen sich selbst und die eigene Zureichendheit. Dazu kommt ein anderes: gerade weil Entschlüsse ihm schwerfallen, faßt Alexander III sie gewöhnlich mit einer gewissen Heftigkeit: „lorsqu'il prend une fois un parti, il veut avec fougue pour n'être pas obligé de vouloir longtemps“. Mit dieser inneren Unsicherheit hängt Alexanders III Abneigung gegen westeuropäisches Wesen eng zusammen. Dieselbe gründet sich einesteils auf des Kaisers Empfindung, wenigstens in diesem

einen Punkte mit dem Instinkte seines Volkes zusammenzutreffen und an demselben einen Rückhalt zu besitzen, vornehmlich aber darauf, daß die occidentale Entwicklung für Se. Majestät eine unheimliche und immensurable Größe bedeutet, mit welcher man sich so wenig wie immer möglich einlassen und so rasch wie immer möglich abfinden muß!

Aus diesem Widerspruche zwischen der eigenen Natur des Kaisers und der Aufgabe, die derselbe sich gesteckt hat und die jede Anlehnung an andere ausschließt, erklären sich die vielbesprochenen Eigentümlichkeiten in dem täglichen Verhalten dieses Monarchen. Er verkehrt mit seinen Ministern und Generalen lieber schriftlich als mündlich, weil er Einwürfen entgehen will, auf welche er nicht eingerichtet ist; pflichtmäßig empfängt er Hunderte von Menschen aus allen Teilen seines weiten Reiches — zu eingehenden Unterredungen läßt es der Monarch aber nicht kommen, weil er Auseinandersetzungen fürchtet, die Schwierigkeiten bereiten könnten. Er vermeidet soweit als möglich direkte und längere Verhandlungen mit auswärtigen Diplomaten, weil er dieselben nicht berechnen zu können glaubt und — weil der Ausdruck in französischer Sprache ihm mehr Mühe macht, als er eingestehen will. Den Kreis täglich wiederkehrender Berührungen und Geschäfte hat der gewissenhafte und thätige Herrscher allmählich beherrschen gelernt — was außerhalb dieses Kreises liegt, wird sorgfältig vermieden und schon aus diesem Grunde Zusammentreffen und Zusammenleben mit fremden Monarchen (den befreundeten und anspruchslosen dänischen Schwiegervater natürlich ausgenommen) auf das Unvermeidliche beschränkt. Die Furcht, in eine zweite Rolle gedrängt werden zu können, verfolgt den Enkel des „unfehlbaren“ Nikolaus wie ein Gespenst. Der Natur der Sache nach aber teilt sich der Druck, der auf dem stets um die Ausfüllung seiner Position

bedachten Kaiser lastet, der Umgebung desselben mit, und dieser Druck prägt dem Hofleben ein Unbehagen auf, das auch von befreundeten Zeugen desselben nicht in Abrede gestellt wird. Persönlich herzhaft, empfindet der von tausend Gefahren umgebene Sohn seines Vaters die ihm auferlegten Rücksichten äußerer Vorsicht so peinlich, daß diese allein ihm die Freude an der Existenz vergällen könnten; auch noch von Rücksichten auf die übernommene Rolle eingeengt und zu beständiger Verleugnung seiner wahren Natur genötigt, kommt er aus dem Widerspruche zwischen Sein und Scheinen höchstens in den Ferientagen heraus, welche ihm während seiner periodisch wiederkehrenden Besuche am Kopenhagener Hofe gegönnt sind. Die derbe, frische, liebenswürdige Art, die ihm in glücklicheren Tagen innewohnte, darf sich hier, wo er mit niemandem zu rechnen braucht, frei und ungestört entfalten — im gewöhnlichen Laufe der Dinge wird sie dagegen mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit zurückgedrängt. Und doch verrät sich der innere Zwiespalt dem irgend aufmerksamen Beobachter auf Schritt und Tritt — im Salon wie bei der Parade und bei festlichen Gelegenheiten. Der Blick des hochgewachsenen, stattlichen, urkräftigen Mannes mit der schönen breiten Stirn zeigt eine Mischung von Strenge und Weichheit, gebietendem Stolze und unüberwundener Schüchternheit, die auf ein beständig mit sich selbst beschäftigtes Gemüt schließen läßt. Daraus erklärt sich, daß der als Großfürst nichts weniger als ungesellige Fürst[1] im Laufe der letzten Jahre bei einer Isolierung

[1] Seine „gesellige“ Veranlagung zeigte sich unter anderem in den zwangs- und formlosen Orchesterabenden, welche der Thronfolger in intimstem Kreise bei sich abhielt und an welchen er eifrig mitwirkte. Wie mancher hat damals, in der Hoffnung zu diesen „Bierabenden“ dadurch Zutritt zu erhalten, sich mit Erlernung eines selten vertretenen Instrumentes, z. B. des tiefen Fagottes, abgemüht! Die Kunst sollte dem Ehrgeize solcher Leute dienen; nicht nur nach Brot geht sie.

angelangt ist, wie sie bei keinem seiner Vorgänger vorgekommen war. Der Verkehr mit seinen sogenannten Vertrauten beschränkt sich auf ein geringes. Beziehungen zu außerhalb des gewohnten Kreises stehenden Sterblichen sind nahezu ausgeschlossen, und an die Stelle persönlichen Austausches mit den Räten der Krone tritt mehr und mehr eine Vorliebe für die Aktenarbeit und den schriftlichen Verkehr, welche nach Ansicht der Eingeweihten nichts weniger als ersprießlich wirkt.

Die sich aus dem Vorstehenden ergebende Summe ist bald gezogen. Datierte der barocke Ausspruch, daß die kleine Moral die große (das heißt die politische) Moral verdirbt, nicht um hundert Jahre zurück, so könnte man meinen, dieses Wort sei direkt auf den gegenwärtigen Kaiser von Rußland und dessen Regierungsweise gemünzt worden. Nachdem der im Jahre 1881 mit der Ministerschaft des „genialen" Grafen Ignatiew angestellte Versuch mißglückt war, hat Alexander III sich vornehmlich mit Persönlichkeiten zu umgeben versucht, deren Unsträflichkeit in privaten Beziehungen für politische Zuverlässigkeit und geschäftliche Brauchbarkeit Gewähr leisten soll. Daß man „verzweifelt wenig ist, wenn man nichts weiter als ehrlich ist", das hat der eine Teil dieser Herren bei sich darbietender Gelegenheit so sattsam bestätigt, daß über diesen Punkt nichts weiter gesagt zu werden braucht. Der andere Teil besteht aus der gefährlichsten aller überhaupt möglichen Gattungen von Staatsmännern, nämlich aus „eminent ehrlichen" Fanatikern der Reflexion — Männern, deren Ehrlichkeit durch eine noch eminentere Beschränktheit und Kurzsichtigkeit übertroffen wird[1]. Um das Unglück voll zu machen, sind

[1] Das gilt von den Personen, welche Alexanders III Willensrichtung thatsächlich bestimmen und welche seine intime Umgebung bilden, keineswegs aber von allen der Fachminister, welche dem kaiserlichen Willen zu dienen haben. Daß der vormalige Justizminister Nabokow ohne allen

eben diese Männer die einzigen allerhöchsten Ratgeber, denen der ängstlich auf seine Selbständigkeit bedachte Monarch wenigstens bei Gelegenheit übergreifenden Einfluß gestattet. Fähigkeit und Neigung, überlegene Talente anzuerkennen und von ihnen Nutzen zu ziehen, sind bekanntlich auf feste, ihrer selbst sichere Herrschernaturen beschränkt; wo diese Eigenschaften fehlen, wird dem Talent ein Mißtrauen entgegengesetzt, das ehrlichem und ehrlich erscheinendem Fanatismus gegenüber nur allzuleicht schweigt. Daß auf den Kaiser Alexander III mit rücksichtsloser Entschiedenheit vorgetragene Überzeugungen ungleich größeren Eindruck machen als scharfsinnig und schlagend begründete Meinungen, mag seinem sittlichen Charakter alle Ehre machen; für Rußland und für Europa wäre der Gewinn ungleich größer gewesen, wenn das umgekehrte Verhältnis obwaltete. Ist doch ein großer, vielleicht der größte Teil unserer in internationalen Fragen begangenen schweren Mißgriffe auf die Besorgnis des Kaisers vor fremden und besonders deutschen Beeinflussungen zurückzuführen[1]. Je unwiderleglicher die aus Westeuropa zu uns gedrungenen Meinungen und Vorschläge motiviert waren, desto argwöhnischer wurden sie aufgenommen, während den Ausgeburten des nationalen und kirchlichen

---

Fanatismus nur seinen eigenen Vorteil wahrnahm und daß der berechnenden Verschlagenheit Wyschnegradskys alles andere eher als Fanatismus vorgeworfen worden ist, weiß jedermann.

[1] Es kommt hier noch ein anderer Umstand in Betracht. Aus seiner Abneigung gegen Personen, die ihn beeinflussen könnten, erklärte man es sich, daß Alexander III bei längeren Abwesenheiten, wie zu den Kopenhagener Sommerfrischen, nicht den vormaligen Kaiserbegleiter, den geschäftskundigen Grafen Adlerberg, oder gleichwertige Personen sich attachierte, sondern nur Individuen, welche nicht gewohnt sind, eigene Meinung zu verraten. Dieser Umstand ist zur allerfolgenschwersten Geltung gelangt, als im Sommer 1886, von Kopenhagen aus, in so brüsker Weise gegen den Battenberger vorgegangen wurde. Damit ist die politische Spannung, welche noch heute Europa in Atem hält, eingeleitet worden.

Rassenfanatismus als besonderer Vorzug angerechnet zu werden pflegt, „daß sie nicht zum Kopf, sondern zum Herzen sprechen". Als ob Herzensüberzeugungen ein Privilegium auf Unfehlbarkeit besäßen, das intellektuellen Urteilen versagt geblieben ist, und als ob die Unterordnung unter überlegene Gründe minder ehrenvoll wäre als die Unterordnung unter starke Impulse anderer[1]! Wohl giebt es Instinkte, die sicherer sind als sorgfältig aufgebaute Raisonnements — solche Instinkte werden aber nicht bei „eminent ehrlichen" oder fanatischen, sondern allein bei genialen Naturen angetroffen. Geniale Naturen sind in der Umgebung Alexanders III ebensowenig ausfindig gemacht worden wie unter seinen Vorgängern, und wenn sie jemals entdeckt werden sollten, so würde ihr Los von demjenigen des „Steines der Weisen" wenig verschieden sein:

Und fänden sie den Stein der Weisen,
Die Weisen mangelten dem Stein.

Doch davon wird bei anderer Gelegenheit ausführlicher zu handeln sein. Hier kommt nur die — zumeist falsch beurteilte — Person des Zaren in Betracht. Von den vielen über denselben gangbaren Irrtümern bedarf einer besonderer Erwähnung. Im Gegensatze zu seinem Vater, dessen nervöse, bewegliche und weiche Natur mit einer erheblichen Dosis innerer Kälte versetzt war, ist Alexander III seiner Anlage nach heftig und heißblütig; gewöhnt, sein Temperament im Zaume zu halten und unter die Aufsicht der Vernunft zu stellen, kann Alexander III dennoch, wenn er aus dem Geleise gebracht wird, ebenso rücksichtslos und brüsk aufbrausen und zufahren wie weiland sein gefürchteter Großvater. Die darüber umlaufenden Erzählungen sind nicht unbegründet,

[1] Und giebt es stärkere Impulse als diejenigen des Neides, welcher die Haupttriebfeder des russischen Chauvinismus ist!

aber zumeist stark übertrieben. Daß diese Ausbrüche sich nicht selten gegen vertraute und geliebte Personen (zuweilen die geliebtesten) richten und daß sie sich schlechterdings nicht vorausberechnen lassen, erklärt die ängstliche Zurückhaltung, welcher die kaiserliche Umgebung sich ausnahmslos befleißigt — beweist aber zugleich, daß diese Explosionen auf physischen Ursachen beruhen und daß sie mit dem durchaus achtbaren sittlichen Charakter des Monarchen nichts gemein haben.

III.

Hof- und Nebenämter.

1.

Die Kaiserin und ihre Umgebung.

In Rußland hat es mehr regierende Kaiserinnen gegeben als in irgend einem andern modernen Staate; dafür haben die Gemahlinnen der regierenden Herren nirgends geringeren Einfluß auf den Gang der Regierungsgeschäfte geübt als bei uns. So ist es unter Paul, unter Nikolaus, unter dem ersten und dem zweiten Alexander gewesen und so unter Alexander III geblieben. Das fällt um so schwerer ins Gewicht, als die Ehe des jetzigen Kaisers glücklicher und ungetrübter ausgefallen ist als die irgend eines seiner Vorgänger. Zu diesem Glück aber hat beigetragen, daß der selbstherrschende Monarch niemals in die Lage gekommen ist, dem Einflusse seiner Gemahlin Widerstand leisten zu müssen. Ob an der in dieser Rücksicht geübten Zurückhaltung der Tochter Christians IX richtige Beurteilung der Charakter-Eigenschaften ihres Gemahls oder angeborene Anspruchslosigkeit den Hauptanteil gehabt hat, mag dahingestellt bleiben. Thatsache ist, daß Maria Feodorowna sich stets mit der Stellung der Gemahlin des Zaren begnügt und dadurch den Grundstein zur Zufriedenheit ihres

Hauses und ihrer Ehe gelegt und daß sie in Rußland außerordentliche Popularität erworben hat. Beiläufig darf übrigens bemerkt werden, daß die dänisch-russische Heirat ein seit Anfang der sechziger Jahre bestehendes, von beiden Höfen mit Vorliebe gehegtes Projekt gewesen war, und daß die Hinwegräumung der demselben wiederholt in den Weg getretenen Hindernisse wesentlich mit der russischen Volkszufriedenheit darüber zusammenhing, daß die nächste Kaiserin keine Deutsche sein werde. Das erste Hindernis trat im Winter 1863/64 ein. Noch waren die herben Verstimmungen Gortschakows über des demokratischen Dänemark polenfreundliche Demonstrationen vom Jahre 1863 nicht verwunden, als der Ausbruch des schleswig-holsteinschen Krieges und die in Veranlassung desselben den Damen des Glücksburgschen Königshauses durch den Kopenhagener Pöbel zugefügten schimpflichen Beleidigungen (Februar 1864) den Freunden dieses Heiratsprojektes ernste Sorgen bereiteten. Ein Jahr später starb der der Prinzessin Dagmar zunächst bestimmt gewesene älteste Sohn Alexanders II, und es erschien fraglich, ob um das gewaltsam zerrissene Band neue Fäden würden geschlungen werden können. Daß das geschah, hat erheblich dazu beigetragen, der gegenwärtigen Kaiserin von vornherein günstigen Boden zu bereiten.

Diesen Boden hat die anmutige, jetzt vierundvierzigjährige Fürstin in höchst glücklicher Weise anzubauen gewußt. Angeborene Heiterkeit und Lebenslust setzen sie in den Stand, dem unaufhörlich von inneren und äußeren Konflikten bewegten Gemahl, trotz innerer nervöser Erregtheit, ein immerdar heiteres Gesicht zu zeigen. Ehelichen Einfluß braucht der Kaiser nicht zu fürchten, weil derselbe niemals auf Gegenstände politischer Natur gerichtet ist. Gelegentlich hat man von Sympathieen der skandinavischen Fürstentochter für die Finnländer geredet — davon, daß die Sympathieen in Thaten

umgesetzt worden wären, hat indessen niemals und am wenigsten jetzt etwas verlautet, wo die Ausnahmestellung des nordischen Großfürstentums ernstlich in Frage gestellt worden ist. Maria Feodorownas Aspirationen sind die denkbar bescheidensten. Verwendet die Kaiserin sich das eine oder das andere Mal nach Frauenart für Löwen der Hofbälle oder für Günstlinge befreundeter Damen, so geschieht das in so naiver und anspruchsloser Weise, daß der hohen Fürsprecherin auch im Weigerungsfalle nicht wohl gezürnt werden kann.

Gerade weil der Kaiser ungesellig geworden ist und weil seine Teilnahme an Hoffestlichkeiten nur in Ausnahmsfällen ermunternd wirkt, sieht er es gern, wenn seine Gemahlin an Tanz und Spiel unerschöpfliche Freude findet, in die bezüglichen Veranstaltungen Leben und Abwechslung bringt und der Göttin Mode Rechnungen trägt, die nicht selten ebenso lang sein sollen wie diejenigen weiland Josephinens, der ersten Gemahlin Napoleons, die das halbe Leben im Ankleidezimmer zugebracht haben soll. Als fernere Tugend wird der Kaiserin die Gabe nachgerühmt, mit jedermann (einschließlich ihrer Schwäger und Schwägerinnen) auskommen und sich mit immer gleichem Geschick durch die an Höfen einmal unvermeidlichen Cliquen- und Intriguenspiele winden zu können. Daß sie gelegentlichen Ausbrüchen der Heftigkeit des Kaiser außerordentlich taktvoll begegnet, versteht sich bei einer Frau von so glücklicher und bescheidener Anlage natürlich von selbst.

Einen Stoß haben Lebenslust und Lebenskraft Maria Feodorownas freilich auch schon erfahren. Während die Kaiserin die in das letzte Jahr der vorigen Regierung und die in die ersten Regierungsjahre Alexanders III gefallenen schweren Prüfungen und Gefahren anscheinend mit immer gleicher Leichtlebigkeit zu überwinden vermochte, hat die Eisenbahnkatastrophe von Borki diese gesunde Natur bis ins Mark

erschüttert. Wochenlang vermochten die Nerven der zarten Frau sich nicht von dem Eindrucke dieser entsetzlichen Zerstörungsbilder zu erholen, und lange genug mußte ein Regime von Schonung und Ruhe eingehalten werden, das zu den sonstigen Gewohnheiten ihres Hofhaltes in ausgesprochenem Gegensatze stand. Die Befürchtung, daß der Schreckenstag dauernde Spuren hinterlassen und den Eintritt der Kaiserin in eine Heilanstalt notwendig machen würde, hat sich indessen nicht erfüllt und der kaiserliche Hof hat seit zwei Jahren ziemlich unverändert die frühere Physiognomie wiedergewonnen.

Im Anitschkow-Palais wie in Gatschina herrscht das frühere atemlose Gesellschaftstreiben, das seinen Teilnehmern für genußreich und wohlthuend gilt, weil es für ruhige Einkehr und Sammlung schlechterdings keine Muße übrig läßt. Montenegrinische und griechische, hessische und mecklenburgische Besuche, Verlobungen, Heiratspläne, Reisen und Reiseprojekte haben sich während der letzten Jahre so dicht aneinandergedrängt, als ob Rücksichten auf die physische und moralische Gesundheit der Kaiserin nicht mehr erforderlich seien.

In dem Jahre der Katastrophe von Borki hat sich eine Veränderung in der Physiognomie des Haushaltes der Kaiserin vollzogen, von welcher beiläufige Notiz zu nehmen sein wird. Der Posten der Oberhofmeisterin (grande maîtresse de la maison) der Kaiserin ist durch das Ableben der Fürstin Helene Kotschubey erledigt worden; an ihre Stelle ist die Gräfin Stroganow, verwitwete Fürstin Bjelosseljsky, geborene Bibikow, getreten. Die vielgenannte Fürstin Helene galt der exklusiven Gesellschaft für die vornehmste und hervorragendste Vertreterin dessen, was von der „guten alten Zeit“ noch an nicht beschädigten aristokratischen Vermögen und Ansprüchen übrig geblieben war. Als Schwiegertochter des im Jahre 1834 verstorbenen, von Alexander I und von Nikolaus mit Gnaden

und Auszeichnungen überschütteten ehemaligen Ministers des Innern und späteren Reichskanzlers Viktor Pawlowitsch Kotschubey früh an den Hof gekommen, mit den Überlieferungen, Gewohnheiten und Vorurteilen desselben ebenso genau bekannt wie mit der vornehmen Gesellschaft des Auslandes (insbesondere der Höfe Preußens und Badens), soll die viele Jahre in ihrer Stellung thätig gewesene Fürstin der Kaiserin Maria Feodorowna außerordentlich wichtige Dienste geleistet, auf das Verhalten derselben weitgehenden und wohlthätigen Einfluß geübt und eine Rolle gespielt haben, die man mit derjenigen verglichen hat, welche ihrer Zeit der Gräfin Voß am Hofe der preußischen Königin Luise beschieden gewesen war. Der Natur der Sache nach haben diese Verdienste sich wesentlich auf geschickte und „gewissenhafte" Wahrnehmung der Etikette und auf Ratschläge in Personenfragen beschränkt. Dem großen Publikum hat die gravitätisch auftretende, ihrer äußeren Erscheinung nach aller Welt bekannte alte Fürstin für eine grande dame gegolten, die von anderen ihresgleichen allein durch weitergehende Ansprüche und durch eine besonders scharfe Zunge verschieden gewesen sein soll. Priester und Gläubige der Etikette versichern noch heute, eine gleich hervorragende, allen Ansprüchen ihres Amtes gewachsene Oberhofmeisterin werde weder innerhalb noch außerhalb Rußlands aufgefunden werden können — nüchterne Leute meinen dagegen, die zu ihren Jahren gekommene, seit einem Decennium in den Mittelpunkt des Hofes getretene Kaiserin werde einer Oberhofmeisterin, die zugleich als Duenna und als Ratgeberin fungiert, überhaupt nicht mehr bedürfen. Das mit dem kaiserlichen Portrait geschmückte Ehrenfräulein der Kaiserin, Antonie Bludow, kommt für die Kaiserin nicht in Betracht. Sie gehört allerdings der von Tolstoi und Pobedonoszew befolgten fanatisch kirchlichen Richtung an und galt ihrer Zeit für eine Dame von Geist

und Unternehmungslust; dafür besitzt dieselbe keine der Eigenschaften, die für eine junge, vornehmlich auf des Lebens Überfluß und Glanz gerichtete Fürstin Anziehungskraft besäßen, namentlich seit Abnahme ihrer Geisteskräfte.

Der mit den Kotschubeyschen Traditionen wohlbekannte Hofmeister, der vornehme und liebenswürdige Fürst Jean Galyzin hat sich um die (ziemlich schwierige) geschäftliche und finanzielle Leitung des Haushaltes natürlich ebensowenig gekümmert wie die verstorbene noch vornehmere Oberhofmeisterin. Diese nicht eben dankbare Thätigkeit liegt seit lange auf den Schultern des Secrétaire des commandements, Geheimrats Dom, eines seit einem Menschenalter im Hofdienste beschäftigten Beamten, der als Sohn einer hochangesehenen Mutter, der längst verstorbenen Directrice des zum Ressort der jedesmal regierenden Kaiserin gehörigen großen Erziehungshauses (wosspitaljni dom), gleichsam bei Hofe aufgewachsen war und im Rufe besonderer Tüchtigkeit steht. Unter den Ehrendamen der Kaiserin (die im Gegensatze zu den Demoiselles nicht im Palais wohnen und verheiratet sind) ist die Fürstin Elise (Betty) Bariatinsky (Witwe des Feldmarschalls) die bekannteste, weil sie ihrer Zeit zu den Königinnen der fashionablen Welt und in der Folge zu den Tonangeberinnen derselben gehörte — Qualitäten, die mit geistiger Bedeutung, wirklichem Einflusse u. s. w. bekanntlich nicht das geringste gemein haben. Schon aus diesem Grunde verlohnte es der Mühe nicht, auf den Zusammenhang der Bariatinsky mit den Dolgoruky und auf die von dieser Familie gespielte Rolle einzugehen. Politisch oder auch nur bureaukratisch kommt von diesen Herrschaften niemand in Betracht.

Mit Hof und Hofgesellschaft unterhalten überhaupt nur noch einzelne der höheren Beamten regelmäßige Beziehungen — die Mehrzahl der kaiserlichen Ratgeber und Würdenträger

gehört Kreisen von ganz anderer Beschaffenheit an und steckt so tief in Berufs- und Amtssorgen, daß sie für das Treiben des Salons keine Zeit übrig hat. Allen „konservativen" Überlieferungen zum Trotz, sind die Tage, an welchen „vornehme Herren" und hohe Würdenträger (sanowniki) gleichbedeutende Begriffe waren, für Petersburg ebenso gründlich, und vielleicht noch gründlicher, vorüber wie für die übrigen Residenzstädte Europas. Vollends seit die liberalen Ideen aus der Mode gekommen sind und seit mit politischen Salons kein Staat mehr getrieben werden kann, hat das Treiben unserer exklusiven Gesellschaft den letzten Rest von Inhalt und Bedeutung eingebüßt. Kreise, wie sie sich vor dreißig Jahren im Palais Michael und zuweilen im Marmorpalais zusammenfanden, bestehen nicht mehr und können nicht mehr bestehen, seit von höchster Stelle das Losungswort ausgegeben worden ist, daß Staatsangelegenheiten allein den Kaiser und dessen Beamte angehen und daß die „Gesellschaft" sich auf Zeitvertreib und Repräsentation zu beschränken habe. Das in dieser Rücksicht von der Kaiserin gegebene Beispiel ist maßgebend geworden und die von derselben geleitete Gesellschaft überdies weder innerlich noch äußerlich in der Lage, sich über das ihr angewiesene Niveau erheben zu können. Von der kurzen Periode liberaler Überschwenglichkeiten abgesehen, welche während der Jahre 1860—1864 ihr Wesen trieben, hat es immerdar zum guten Ton gehört, allerhöchsten Wünschen unbedingt nachzukommen. Uneingeschränkter denn jemals gilt das heute, wo eine Generation heraufgekommen ist, die sich in absichtlichem Gegensatze zu den unter der früheren Regierung gehegten Tendenzen gefällt und die „national" zu sein glaubt, wenn sie sich westeuropäische und andere Ideen möglichst vom Leibe hält.

2.

Die kleinen Höfe.

Über Privatleben und charakteristische Eigentümlichkeiten der Brüder, Oheime und Vettern Kaiser Alexanders III ist man innerhalb und außerhalb Rußlands gut, vielleicht besser unterrichtet, als an und für sich notwendig wäre. Des romantischen, angeblich bis zu einer geheimen Eheschließung gediehenen Verhältnisses, welches des Kaisers zweiter Bruder, der Großfürst Alexei, zu einer (gegenwärtig in Dresden lebenden, mit einem dortigen Offizier verheirateten) Dame mehrere Jahre hindurch unterhielt, hat sich die deutsche Romanlitteratur dritten Ranges bereits vor längerer Zeit bemächtigt. Desselben Herrn mehr oder weniger platonische Verehrung für die schöne Gräfin Zeneide Beauharnais (geborene Skobelew) hat der sogenannte Graf Paul Wassily ausführlich abzuhandeln für notwendig gehalten. Welcher Göttin gegenwärtig von dem Großfürsten gehuldigt wird, weiß ich nicht und weiß der unbeständige fürstliche Amadis vielleicht selber nicht. In der kaiserlichen Familie nimmt dieser nächstens einundvierzigjährige Herr eine Ausnahmsstellung ein, indem er Junggeselle geblieben ist, ein in den Annalen des Hauses Gottorp-Romanow noch nicht dagewesener Fall. Wie einem General-Admiral der russischen Flotte geziemt, bringt der Großfürst beinahe regelmäßig einen Teil des Jahres im Auslande und — wenn immer möglich — in einer Seestadt der Zukunft, nämlich in Paris, zu. Die Geschäfte des Marineressorts besorgte seit dem Jahre 1882 der Admiral Schestakow (Nachfolger Petschurows), welchem später der Admiral Tschichatschew gefolgt ist, der langjährige Direktor der Schwarzmeer-Compagnie. Daß der Großfürst sich allezeit lieber auf dem festen Lande als auf wogender See befunden und der wellenatmenden

Thetis andere Göttinnen vorgezogen hat, ist ebenso bekannt, wie daß die auf ihn geübten Einflüsse (weibliche wie männliche) ebenso heftig wie kurzatmig zu sein pflegen. Die Vorliebe für die Stadt, „dont le diable a fait son paradis", teilte dieser vierte Sohn Alexanders II mit seinem um zehn Jahre jüngeren und jüngsten Bruder, dem Großfürsten Paul, dessen Junggesellentage indessen durch Verehelichung mit der griechischen Prinzessin Alexandra ein Ende genommen haben.

Ungleich wichtiger ist die Stellung, welche der älteste der kaiserlichen Brüder, der Großfürst Wladimir, in Staat und Gesellschaft einnimmt oder doch einnehmen sollte. Zu verschiedenen Malen hat der „Lieblingsbruder" des Kaisers im Vordergrunde der öffentlichen Aufmerksamkeit gestanden. Zum ersten Male, als der Kaiser ihm auf den Fall seines frühzeitigen Todes die Regentschaft für den damals unmündigen Thronfolger übertrug (1881) — das anderemal (1887), als der Großfürst im Auftrage des Kaisers die Ostseeprovinzen bereiste, um die in denselben herrschenden politischen Verstimmungen zu beschwichtigen. Die gewünschte Gelegenheit zu staatsmännischer Bewährung ist dem Großfürsten in dem ersteren Falle nicht geboten gewesen, im letzteren Falle unbenützt geblieben, weil sie überhaupt nur scheinbar vorhanden gewesen war und weil Großfürst Wladimir aus Rußland Anweisungen erhielt, gegen welche er vergeblich Gegenvorstellungen machte und welche jeden Erfolg von vornherein ausschlossen; im kleinen stellte das gesamte Unternehmen ein Pendant zu Herrn von Kaulbars' bulgarischer Mission dar — nur daß dem letzteren kein kaiserlicher Kammerherr von der Qualität des Herrn Slutschewski als Chronist seiner Mißerfolge beigegeben war. Außerhalb der Sphäre, aus welcher die Skandalchronik schöpft, hat der Lieblingsbruder des Kaisers seitdem so wenig von sich reden zu machen gewußt, daß die auf ihm

lastende Verstimmung sich unschwer erklärt. Landwirtschaftliche und andere Ausstellungen, bei welchen der Mäcen der „Agrikultur" sich hätte geltend machen können, sind seit geraumer Zeit nicht mehr vorgekommen — die Geschäfte der Oberbefehlshaberschaft des Gardecorps und des ersten Militärbezirkes aber dürften bei dem Artilleriegeneral und Stabschef Kostanda sicher genug aufgehoben sein, um das ohnehin nur mäßige Beschäftigungsbedürfnis des athletisch-schwerfällig gewordenen Prinzen unbefriedigt zu lassen.

Um so rühriger und beweglicher zeigt sich die Gemahlin des Großfürsten, die mecklenburgsche Prinzessin Maria Pawlowna — neben der Kaiserin die meistbesprochene und unzweifelhaft die geistig bedeutendste Dame der kaiserlichen Familie. Daß diese deutsche Fürstentochter den Mut und das Ehrgefühl besessen, sich bei ihrer Eheschließung das Verbleiben bei der Religion ihrer Väter auszubedingen, hatte derselben von Hause aus eine schwierige Stellung bereitet: war der gleiche Fall doch seit hundertundfünfzig Jahren[1] nicht mehr vorgekommen. Diese Schwierigkeiten haben aber noch zugenommen, seit man weiß, daß die Tochter des Großherzogs Friedrich Franz eine gewisse Selbständigkeit des Urteils besitzt und daß sie durch dieselbe nicht verhindert worden ist, mit ihrer kaiserlichen Schwägerin auf guten und freundschaftlichen Fuß zu kommen. Die unsinnigen, von französischen Pamphletisten ausgesonnenen, von russischen Strohköpfen nachgesprochenen Historien, welche diese Fürstin zur Vorkämpferin und Agentin Bismarckscher Ideen, zur Trägerin weitaussehender „deutscher Intriguen" und zur taktlosen Vernichterin russischen Wesens zu machen versuchten, sind natürlich nicht

[1] Peters des Großen Schwiegertochter Charlotte von Braunschweig (die Gemahlin des Zarewitsch Alexei) hatte keinen Konfessionswechsel vollzogen.

das Papier wert, das mit ihnen besudelt worden. Man verfolgt und verleumdet die lutherische Großfürstin eben, weil sie lutherisch geblieben ist und weil sie Selbstgefühl genug besitzt, um ihre deutsche Herkunft und Bildung nicht zu verleugnen. Im übrigen weiß die lebenskluge Dame viel zu genau, was sie der einmal übernommenen Stellung eines Mitgliedes der kaiserlichen Familie und den Rücksichten schuldig ist, welche sich aus der Abhängigkeit ihres Gemahls vom Staatsoberhaupte ergeben, als daß von Herausforderung des russischen Nationalgefühls oder von Übergriffen auf das politische Gebiet auch nur die Rede sein könnte. Wie die Dinge gegenwärtig liegen, reichen aber bereits der Schein einer gewissen Unabhängigkeit und die Neigung zur Wahrung der Würde des eigenen Volkstums dazu aus, die Lästersucht unserer „loyalen" autochthonen Wortführer aufzustacheln. Überall, wo die Ansprüche nationalen Größenwahnsinns unbefriedigt bleiben, fabeln die Propheten desselben sofort von Beleidigungen russischen Volks- und Staatsgefühls und wirft man mit Anklagen und Verdächtigungen um sich, die unter den früheren Regierungen moralisch unmöglich gewesen wären. Ob Maria Pawlowna in gesellschaftlicher Rücksicht immer das Richtige trifft, dürfte schwer festzustellen sein. Thatsache ist, daß sie die Dehors einer ohne ihr Verschulden nichts weniger als glücklich ausgefallenen Ehe taktvoll zu wahren weiß, daß ihr Verhältnis zu der kaiserlichen Familie ein durchaus befriedigendes ist und daß sie sich überall da in Respekt zu setzen gewußt hat, wo man ihr Übelwollen entgegenträgt. Unter diesen Vorzügen hat die hohe Frau zu leiden. Von der Masse gemeiner Menschheit wird fürstlichen Personen ja noch schwerer als gewöhnlichen Sterblichen verziehen, wenn sie Persönlichkeiten sind und sich als solche von den Nullitäten

unterscheiden, welche jedermann genehm sind, weil sie im Schwimmen mit dem Strome die Summe aller Weisheit sehen.

Außer der Großfürstin Maria Pawlowna zählt die kaiserliche Familie übrigens noch zwei nicht der griechisch-orthodoxen Kirche angehörige Mitglieder — ein Umstand, der mit dem neuen Ukas über die Konfession der Kaiserinnen und mit der in Mode gekommenen Vorliebe für montenegrinische Heiraten zusammenhängen mag. Die seit fünf Jahren mit dem dritten Bruder des Kaisers, dem Großfürsten Sergei, verheiratete anmutige Prinzessin Elisabeth von Hessen (Enkelin der Königin Victoria) war bis vor kurzem und die Gemahlin des Vetters des Kaisers, des Großfürsten Konstantin Konstantinowitsch, geborene Prinzessin von Sachsen-Altenburg, ist bisher ihrem Bekenntnisse treu geblieben. Zu jung und zu schüchtern, um sich gesellschaftlich geltend zu machen und irgend jemandem in den Weg zu treten, erfreuen sich beide Damen anerkannter und verdienter Beliebtheit, insbesondere die erstgenannte, deren gesellschaftliche Stellung auch in dieser Rücksicht von derjenigen ihres Gemahls verschieden ist. Daß von regierenden Herren gegebene gute Beispiele nicht so begierig nachgeahmt werden als Fehler und gleichgültige Äußerlichkeiten derselben, hat sich nämlich auch bei uns gezeigt, wo des Kaisers musterhaft häusliche Verhältnisse die gebührende Nachfolge bedauerlicherweise da am wenigsten gefunden haben, wo solches zuerst hätte erwartet werden sollen.

Wie es in dieser Rücksicht um die Verhältnisse der beiden älteren Vaterbrüder des Kaisers bestellt ist, braucht nicht erst gesagt zu werden. Großfürst Konstantin Nikolajewitsch, der ehemalige Generaladmiral und einstige Vicekönig von Polen, geht dem Tode entgegen, nachdem er seine Genuß- und Leistungsfähigkeit ebenso überlebt hat wie die einflußreiche Stellung, die ihm zu Lebzeiten seines kaiserlichen Bruders beschieden gewesen war. Trotz der gewichtigen Einwendungen,

welche gegen Charakter und Verhalten dieses ungewöhnlich fähigen Prinzen erhoben werden können, und trotz der Zurückgezogenheit, in welcher er und seine edle, durch unermüdliche Wohlthätigkeit ausgezeichnete Gemahlin seit einer Reihe von Jahren gelebt haben, wird das bevorstehende Ausscheiden Konstantin Nikolajewitschs eine fühlbare Lücke hinterlassen. Der zweite Sohn des Kaisers Nikolaus überragte seine nächste Umgebung nicht nur durch angeborene Begabung, sondern noch mehr durch eine ziemlich ausgebreitete Bildung um Hauptеslänge. Es war von entschiedenem Werte, daß in Petersburg wenigstens ein Hof namhaft gemacht werden konnte, an welchem Gelehrte und Künstler häufiger, als durch offizielle Anstandsrücksichten geboten ist, zusammentrafen und wo andere als bloße Repräsentations- und Geselligkeitsinteressen gepflegt wurden. Auch nachdem der Großfürst den ziemlich geschickt geführten Violoncellbogen längst aus der Hand gelegt und nachdem er seine Kunstgenossen Knecht und Dawydow überlebt hatte, kamen im Marmorpalais wenigstens zuweilen Musikaufführungen vor, die an die längst verrauschten klassischen Zeiten der Großfürstin Helene, der beiden Grafen Wielehorski und des Generals A. Ljwow erinnerten. Damit und mit manchem andern wird es spurlos vorbei sein, wenn der ehemalige Großadmiral stirbt. Der älteste Sohn des Großfürsten ist ein „verlorener Mensch", der seit Jahren den ihm an der asiatischen Grenze angewiesenen Wohnort nicht verlassen darf, dessen offiziell niemals Erwähnung geschieht und der nicht einmal dem Namen nach Amt oder Rang bekleidet; die beiden jüngeren Prinzen, Konstantin und Dimitri, sind kaiserliche Flügeladjutanten und stehen in gutem Ansehen; der ältere ist, wie erwähnt, der Gemahl der altenburgischen Prinzessin Elisabeth; der jüngere ist unverheiratet.

Während der zweite Oheim des Kaisers, der als

Oberkommandierender vom Jahre 1877, Generalfeldmarschall, Generalinspektor der Kavallerie u. s. w. oft genannte Großfürst Nikolaus, die ihm übertragene öffentliche Rolle längst ausgespielt hat (von der privaten Thätigkeit des Großfürsten wird besser nicht geredet), bekleidet der Großfürst Michael neben anderen Ämtern auch dasjenige eines Präsidenten des Reichsrates, die höchste Rangstellung, die es im russischen Reiche überhaupt giebt. Wegen seiner militärischen Tüchtigkeit, seines bescheidenen Ernstes und der Geradheit seines Charakters hat der ehemalige Statthalter des Kaukasus sich die besondere Zuneigung seines kaiserlichen Neffen erworben und trotz gelegentlicher Meinungsverschiedenheiten erhalten. Seine Gemahlin, eine badische Prinzessin, die für ungewöhnlich gescheit und thätig gilt, hat ihn zum Vater einer zahlreichen und blühenden Familie gemacht, die aus sechs Söhnen und einer Tochter (der Gemahlin des regierenden Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin) besteht. Obgleich — oder weil — der Großfürst Präsident des Reichsratsplenums ist[1], hat er politische Bedeutung niemals in Anspruch genommen und sich wesentlich auf seine militärischen Pflichten beschränkt. Er ist Mitglied des Ministerkomitees, Generaldirektor der Artillerie, Generalfeldzeugmeister und Generalfeldmarschall.

---

[1] Plenarsitzungen des Reichsrates finden nicht allzuhäufig statt, die regelmäßige Thätigkeit dieser mit der Prüfung des Budgets und der in den Ministerien ausgearbeiteten Entwürfe betrauten hohen Körperschaft spielt sich in den Sitzungen seiner drei Departements (Sektionen) und der Gerichtsabteilung ab. Diesen Abteilungen gehört nur ein Teil der Mitglieder des Plenums, und zwar der kleinere, an. Von den fünf Mitgliedern der kaiserlichen Familie, die zum Reichsrate zählen, gehört keines (auch der Präsident nicht) zu einer der Abteilungen, die besonderen Vorsitzenden unterstehen und zumeist nur fünf Mitglieder umfassen; das Nämliche gilt von den Ministern und Oberdirigierenden, die kraft ihres Amtes Mitglieder des Plenums sind.

3.

Hof- und Staatsfiguren.

In Rußland giebt es kein Ministerium und keinen Ministerrat, sondern lediglich einzelne Minister, die als Ressortchefs dem Kaiser direkt unterstellt sind, direkt mit ihm verhandeln (Doklad haben); das sogenannte Komitee der Herren Minister, an dessen Spitze der ehemalige Finanzminister Bunge steht, ist eine Verwaltungsinstanz, deren fest umschriebene Zuständigkeit wesentlich formaler Natur ist und eigentliche politische Entscheidungen ausschließt.

Von den Beratern der Krone gehört nur e i n e r der kleinen Zahl persönlicher Freunde des Kaisers an, der Haus- und Hofminister Graf Woronzow-Daschkow, dessen Stellung von der seiner Kollegen auch dadurch verschieden ist, daß der Graf zu der sogenannten vornehmen Welt zählt und mit derselben in lebhaftem Verkehr steht. Woronzow-Daschkow ist Altersgenosse des Kaisers, hat gleichzeitig mit demselben geheiratet, niemals politischen Ehrgeiz oder auch den Wunsch nach Teilnahme an großen staatlichen Entscheidungen gezeigt, sein bedeutendes undurchgebrachtes (nepromatjonnoje) Vermögen mit Anstand verwaltet und den Ruf eines ebenso ehrenhaften wie unbedeutenden Herrn erworben. Einfluß hat der Minister des kaiserlichen Hofes höchstens in Personenfragen geübt — außerhalb dieses Kreises einen solchen niemals, innerhalb desselben nur höchst selten in Anspruch genommen. Graf und Gräfin Woronzow sollen sich auf die Wahrnehmung von Interessen Dritter nur ausnahmsweise einlassen, weil sie sich von Neidern und Verleumdern aller Arten und Gattungen umgeben wissen, und weil sie den Verdacht, die ihnen eingeräumte Vertrauensstellung zur Bildung einer Clique zu mißbrauchen, ängstlich scheuen. Niemals durch Bitten für sich oder andere lästig zu

fallen, ist bekanntlich das sicherste, wohlfeilste und nebenbei das einzige Mittel, bei fürstlichen Personen für uneigennützig zu gelten. Leuten von dem Vermögen der Woronzow-Daschkow fällt die Bethätigung dieser Tugend begreiflicherweise nicht allzuschwer.

Unter den Hofbeamten giebt es überhaupt nur zwei Würdenträger, welche erwähnt zu werden verdienen: Fürst Obolenski und General von Richter. Fürst Obolenski, Flügeladjutant und stellvertretender Hofmarschall, verheiratet mit der klugen und intriganten Gräfin Apraxin, vormals Hoffräulein der Kaiserin, als diese noch Großfürstin war, ist, weil in der größten Intimität des Kaisers stehend, die angesehenste und einflußreichste Person bei Hofe und wird wohl dieses Ansehen bewahren, da ihm wohl nie die Möglichkeit vorgeschwebt hat, eine andere Meinung besitzen zu können als Se. Majestät. Der Commandeur des kaiserlichen Hauptquartiers, Dirigierende der Bittschriftenkommission, Reichsrat und Generaladjutant v. Richter wird von Slavophilen und anderen nationalen Ultras als Haupt der — gar nicht vorhandenen — deutschen Partei bezeichnet, weil er Deutscher (Livländer) und Protestant ist, diese Eigenschaften nicht verleugnet und an der modisch gewordenen Deutschenhetze keinen Anteil nimmt. Das ist genügend gewesen, um den außerordentlich zurückhaltenden, vorsichtigen und mit Fragen der hohen Politik niemals befaßt gewesenen Herrn in den Ruf preußischer Parteigängerschaft und ausgesprochen deutscher Sympathieen zu bringen. In Wahrheit kennt der dem Kaiser seit Jahren nahestehende, wegen seiner Rechtlichkeit und Loyalität hochgeschätzte General die Gefährlichkeit der herrschenden Strömung und des auf seiner Heimatsprovinz ruhenden Odiums viel zu genau, als daß er sich in den Sinn kommen ließe, für Dinge ins Feuer zu gehen, nach denen er nicht

gefragt wird und deren Befürwortung weder ihm noch den Beteiligten Nutzen bringen könnte. Herr v. Richter ist Mann der alten Schule, deren Katechismus Anhänglichkeit an die Überlieferungen der russisch-preußischen Freundschaft und einen gewissen Aristokratismus zu den Hauptstücken zählt und die sich in die nationale Theorie (Montenegro-Begeisterung) der neuen und allerneuesten Politik nicht hineinzufinden weiß — alles übrige beruht auf der freien Erfindung einer Clique, der es Greuel und Ärgernis bedeutet, daß ein Edelmann deutschen Namens und protestantischen Glaubensbekenntnisses eine hohe Vertrauensstellung am Hofe des nationalen Kaisers einnimmt und daß dieser Umstand an die Zeiten erinnert, in denen die Namen der Liewen, Benkendorff, Stackelberg, Meyendorff, Pahlen u. s. w. am Newaufer ebenso vollen Klang besaßen wie diejenigen gewisser Bojarengeschlechter altmoskowitischen Ursprungs. Von Herrn v. Richter gilt das Nämliche, was von Herrn v. Giers gilt, der sich seinen unrussischen Ursprung verzeihen lassen, diese Verzeihung aber mit dem Preise einer Vorsicht und Zurückhaltung bezahlen muß, welcher seine Gegner und Rivalen überhoben zu sein glauben.

Von dem Oberprocureur des heiligst dirigierenden Synod, den Ministern des Auswärtigen, des Innern und der Justiz wird später die Rede sein. Nächst ihnen wird der Kriegsminister General Wannowskij am häufigsten genannt. Als Stabschef der von dem damaligen Thronfolger im Jahre 1878 kommandierten Armeecorps zu Gnaden gekommen, unmittelbar nach dem Rücktritte des Grafen Miljutin (April 1881) zu dessen Nachfolger ernannt und als gebildeter, strebsamer und pflichteifriger Militär in der Armee wohl angesehen, hat Herr Wannowskij mit seinem Vorgänger kaum etwas anderes gemein als ausgesprochene Abneigung gegen preußisch-deutsches

und eine gewisse Vorliebe für französisches Wesen. In Organisations- und Befestigungsfragen ist der gegenwärtige Kriegsminister durchaus andere Wege gegangen als Miljutin. Für den Hauptanwalt der in der russischen Armee verbreiteten französischen Allianceideen gilt indessen nicht Wannowskij, sondern der Chef des großen Generalstabs, General Obrutschew. Kunstreisen nach Paris, wie sie dieser eminent „ehrliche“ und elegante Herr während der letzten Lebensjahre Alexanders II wiederholt unternahm, um für eigene Rechnung französische Alliancepläne vorzubereiten, sind unter dem gegenwärtigen Regime unmöglich geworden. (?) Den Entscheidungen des Kaisers und der „allein der Vorsehung bekannten“ Zukunft vorzugreifen, dürfen sich auch der Kriegsminister und der Generalstabschef nicht in den Sinn kommen lassen — daß sie der Zukunft sicher zu sein glauben und daß sie rücksichtlich derselben an den Meinungen des großen Nationalhelden Skobelew festhalten, steht darum nicht minder fest[1].

Den Männern der Zukunft und des Nationalismus hat sich seit Jahr und Tag ein Herr angeschlossen, der eigentlich mit beiden Füßen auf dem Boden der Vergangenheit steht, der Unterrichtsminister Graf Deljanow. Hinter diesem russisch-aristokratisch klingenden Namen verbirgt sich ein betagter Armenier, der eigentlich Delajanz heißt, als Schützling des Grafen M. A. Korff emporgekommen ist, eine Weile den Liberalen gespielt, seinen Weg aber erst als folgsamer Schüler des großen Katkow gemacht hat, der vor etwa zehn Jahren dem

[1] In die Kategorie der zu Frankreich und der Pariser Gesellschaft in näherem Verhältnisse stehenden Militärs gehört der Erbauer der Kaspi-Eisenbahn, General Annenkow. Derselbe ist Schwager des Exdiplomaten und Akademikers Grafen Melchior de Vogué — desselben, der als vielgelesener Schriftsteller das moderne Rußland und insbesondere die russische Romanlitteratur für Frankreich entdecken und Rußland in dem Frankreich der dritten Republik populär zu machen geholfen hat.

damaligen Gehülfen des Grafen D. Tolstoi die Programme für Organisation der mittleren Lehranstalten und für Reform d. h. Unschädlichmachung und Entmannung der Universitäten in die Feder diktierte. Trotz seines armenisch-plebejischen Ursprungs pikiert der neugebackene Graf Deljanow sich übrigens, zur vornehmen Welt zu gehören. Seine Gemahlin gilt für elegant, macht Haus und empfängt Diplomaten, sein Gehülfe, Fürst Wolkonski, aber ist ein wirklich vornehmer Herr und als Abkömmling des weiland Feldmarschalls und Hofministers Peter Wolkonski (gestorben 1852) mit dem halben Hochadel verwandt oder verschwägert. Unter die eben nicht zahlreichen hohen Beamten, die mit der Hofgesellschaft in näherer Beziehung stehen, gehört endlich der Reichssekretär und Chef der Reichsratskanzlei, Geheimrat Polowzow, ein Lebemann, der die Adoptivtochter und Erbin des reichsten Banquiers der Haupt- und Residenzstadt, des Baron Stieglitz, geheiratet hat und ein glänzendes Haus macht, in dem zuweilen hohe Politik wenn nicht gemacht, so doch gesprochen werden soll.

Die meisten von den Staatsmännern der vorigen Regierung (Graf Walujew, Graf Miljutin, Abaza, Reutern u. s. w.) sind gestorben, die Überlebenden aber sind von der Petersburger Schaubühne so vollständig verschwunden, daß eine Betrachtung dieser zum Teile eigentümlichen Charakterköpfe aus dem um die vorliegenden Blätter gezogenen Rahmen fallen würde.

IV.

Das auswärtige Amt.

Herr von Giers.

Einem seines Amtes enthobenen Generalgouverneur nichtrussischer Herkunft sagte Alexander II im Jahre 1864, „nationale und rechtgläubige Fanatiker vermöge er (der Kaiser) allein mit Hülfe von Vollblutrussen im Zaume zu halten; Nichtrussen und Nichtorthodoxe seien den nationalen Massen im voraus verdächtig und dadurch an Händen und Füßen gebunden“.

Mit diesem (als Trost gemeinten) Worte des verstorbenen Kaisers ist erklärt, warum der gegenwärtige Minister des Auswärtigen in dem heutigen Rußland, Herr v. Giers, eine schwierigere Stellung einnimmt als irgend einer seiner Kollegen. Mit seinem Nichtrussentum hat es die nämliche Bewandtnis wie mit demjenigen des einzigen deutschen Ministers der gegenwärtigen Regierung, des seit einigen Monaten mit der Leitung der öffentlichen Bauten und Wege betrauten Generals Hübbenet (aus Livland). Beide Männer sind seit Jahrzehnten ihrer Heimat entrückt, in Petersburger Lehranstalten erzogen, vollständig in russische Anschauungen eingetaucht; weil aber in ihren Adern germanisches Blut rollt,

sieht man sie scheel an, und müßten sie doppelt national thun, wenn sie nicht alsbald für „Verräter" gelten sollen. Alexanders III Absicht, die auswärtige Politik persönlich zu leiten und auch in diesem Stücke seinem (auf diplomatischem Gebiete wenig glücklichen) Großvater nachzueifern, hätte bequemer nicht in Ausführung gebracht werden können als durch Übergabe der Gortschakowschen Erbschaft an einen Beamten fremdländischen Namens, einen Finnländer, der sich allein auf die Person des Kaisers stützt und sich rings von Feinden und Neidern umgeben weiß. Herr v. Giers ist aber nicht nur Minister geworden, sondern (was sehr viel mehr sagen will) Minister geblieben. Das hat er offenbar sich selbst und nicht der Abhängigkeit zu danken gehabt, zu welcher der unrussische Klang seines Namens ihn zu verurteilen scheint.

Daß der gegenwärtige Minister des Auswärtigen bereits unter Alexander II in die höheren Ämter gerückt war; daß er als Generalkonsul in der Moldau-Walachei debütierte, daselbst eine Verwandte Gortschakows geheiratet, in der Folge mehrere Gesandtschaftsposten (Teheran, Stockholm u. s. w.) bekleidet hat; daß er um die Mitte der siebziger Jahre in den Senat gesteckt wurde und seit dem Jahre 1877 die Ämter eines Direktors des asiatischen Departements und des Ministergehülfen übernommen hatte — das alles darf als bekannt vorausgesetzt werden. Erinnert muß indessen daran werden, daß die Ernennung von 1877 ihrer Zeit (man befand sich am Vorabend des türkischen Krieges) außerordentliches Aufsehen erregte und vielfach kommentiert wurde. Weitverbreiteter Meinung nach war der damalige Direktor des asiatischen Departements, Geheimrat Stremouchow, seit lange zum Nachfolger Westmanns bestimmt, der seit unvordenklicher Zeit des Kanzlers Ablatus gewesen, schließlich aber hoffnungslos erkrankt war. Zur allgemeinen Überraschung wurde Herr

Stremouchow indessen übergangen und das in so verletzender Weise, daß er den Abschied nahm und daß auf solche Weise die beiden wichtigsten Stellungen im Ministerium des Auswärtigen gleichzeitig der Neubesetzung bedurften. Über die Gründe dieses vielbesprochenen Ereignisses liefen zwei verschiedene Versionen um. Nach der einen sollten unliebsame Privatvorkommnisse den Anwärter zur Ministerkollegenstelle unmöglich gemacht, nach der anderen Angabe Rücksichten auf die zwischen Stremouchow und Ignatiew bestehende Feindschaft den Ausschlag gegeben haben. Thatsache ist, daß beide Männer sich seit Jahren bis aufs Messer bekämpften und daß der Botschafter in Konstantinopel Anno 1877 im Zenith seines Ansehens stand. Genug, daß Herr v. Giers bei diesem Spiele der Gewinner war, und daß auch Ignatiew aus der zu Gunsten des finnländischen Barons getroffenen Wahl nachträglich Vorteil gezogen hat. Ohne Giers' Vermittlung wäre der durch den Gang der Kriegsereignisse vielfach Lügen gestrafte Prophet des „unfehlbaren Bankerotts der Türkei" schwerlich zur Teilnahme an den Verhandlungen von San Stefano zugelassen worden — ein Umstand, der (beiläufig bemerkt) die Meinung widerlegt, daß Herr von Giers grundsätzlicher Gegner der Überlieferungen der russischen Orientpolitik sei[1]. Bereits während der letzten Lebensjahre des Kanzlers thatsächlicher Leiter der auswärtigen Politik, wurde der Ministerkollege nach Gortschakows Tode ohne weiteres Minister.

---

[1] In der Folge wurde Ignatiew entschiedener und leidenschaftlicher Gegner seines ehemaligen Beschützers, den er während seiner zwölfmonatigen Leitung des Ministeriums der inneren Angelegenheiten zu stürzen und zu beerben versucht hat — Versuche, die zu dem Sturze des ränkesüchtigen Mannes (Mai 1882) erheblich beigetragen und den Kaiser lebhaft erzürnt haben sollen.

Daß der best- und meistverleumdete russische Staatsmann der Gegenwart sich in seiner Stellung zu behaupten gewußt hat, verdankt er mehreren Umständen, zunächst der Vorliebe des Kaisers für anständige, ordentliche und zuverlässige Leute. Der „berühmte" Fürst Gortschakow hatte sich zu den Leuten dieses Schlages nur sehr bedingungsweise rechnen können. Persönlich geizig, war er gegen dem Staate aufgebürdete beziehungsweise aufzubürdende Ausgaben durchaus gleichgültig. Solange Westmann gesund und leistungsfähig gewesen, hatte dieser für die bureaukratische und finanzielle Ordnung im Ressort des Auswärtigen gesorgt; nach dem Tode des fleißigen und genauen Mannes aber war eine Wirtschaft eingerissen, die auch nach landesüblich bescheidenem Maßstabe unerlaubt „genial" erschien. Herr v. Giers hatte in dieser Rücksicht bereits als Ministergehülfe einigen Wandel geschaffen; weil außerdem sein ruhiges, ernsthaftes und bescheidenes Wesen dem Monarchen persönlich behagte, hat er zunächst provisorisch, dann definitiv das Portefeuille des Kanzlers überkommen. Schweigsam, vorsichtig, Liederlichkeiten, Intriguen und Großsprechereien der vornehmen Welt abgeneigt und ausschließlich mit seiner Amtspflicht beschäftigt, besaß er außerdem zwei Vorzüge, die bei dem Kaiser entscheidend ins Gewicht fielen: genaue Kenntnis der gegebenen politischen Verhältnisse und der Geschäftsbehandlung und die Fähigkeit, seine Meinung niemals vorschnell und an der unrechten Stelle zur Geltung zu bringen. Von Fall zu Fall weiß und sagt der Minister genau, wie die Dinge liegen und was rücksichtlich derselben zunächst zu thun sei — Bekenntnisse zu bestimmten Systemen und Prinzipien und Auseinandersetzungen allgemeiner Art vermeidet er dagegen aufs äußerste. Indem Giers dem Kaiser niemals vorgreift, sich stets auf praktische Fragen des Augenblickes und deren Lösung beschränkt, bietet er dem Monarchen die Möglichkeit,

sich selbst als den wahren und eigentlichen Leiter der russischen Politik zu fühlen. Wie Herr v. Giers über die „slavische" oder über die „orientalische Frage" eigentlich denkt, und ob er die mitteleuropäischen Reiche oder ob er Frankreich in sein Herz geschlossen, hat der von Natur zurückhaltende, allem Konjekturalgeschwätz abgeneigte Mann niemandem gesagt. Er hat auch niemals verlauten lassen, ob er den Friedenszustand dauernd oder vorläufig anstrebt und wie er über Rußlands und Europas Zukunft denkt. Die Veranlagung des Herrn von Giers scheint es übrigens mit sich zu bringen, daß er geringes Bedürfnis empfindet, sich eine eigene entschiedene Meinung zu bilden; dadurch mag es ihm erleichtert werden, lediglich gefügiger Ausführer der Befehle seines Monarchen zu sein, wobei ihm vor allem durch den hochbegabten Herrn Sinowjew, einen Gesinnungsgenossen Ignatiews, an die Hand gegangen wird.

Herr v. Giers sagt überhaupt nur, was heute zu thun sei, und auch das sagt er nur, wenn der Augenblick zum Handeln eingetreten ist. Daß er stets auf der Seite der Besonnenheit, des Friedens und der Vernunft zu finden ist und daß man ihn als Gegner der panslavistischen Weltstürmer und französierenden Deutschenfeinde ansieht, hat seine guten Gründe; bezügliche Aussprüche und Bekenntnisse wird man dagegen nicht anzuführen vermögen. Äußert Herr v. Giers sich überhaupt einmal über diese Fragen, so geschieht das in der Form trockener Gegenfragen. Mit der denkbar größten Ruhe und Aufmerksamkeit erkundigt er sich bei den Weisen thatenlustiger und „wahrhaft nationaler" Politik nach den Chancen, welche der Augenblick für Erreichung der angestrebten nationalen Ziele biete, nach den augenblicklich für große Unternehmungen zur Verfügung stehenden Geldmitteln, nach der voraussichtlichen Wirkung einer Friedensstörung auf

die Wirtschaftsverhältnisse und das Budget des laufenden Jahres, nach den Namen derjenigen Pariser Staatsmänner, mit welchen Bündnisse gegen die beiden mitteleuropäischen Militärmonarchieen abgeschlossen werden sollten und mit denen sicherer gerechnet werden könnte als mit den Leitern der Politik dieser letzteren. „Geniale Politiker", denen es auf eine Handvoll Noten nicht ankommt, halten dergleichen Erwägungen für kleinlich oder beschränkt und klagen dann wohl achselzuckend, daß der kühle Finnländer kein Verständnis für „die breite russische Natur" habe; genügende Antworten bleiben sie dem trockenen Fragesteller indessen schuldig.

Der Kaiser hat die Empfindung, daß Herr v. Giers ein treuer, geschickter, dienstbereiter und niemals übergreifender Beamter ist, und das hat bisher schwerer gewogen als die Summe all der Anklagen und Verdächtigungen, welche gegen die angeblich „unslavische" Politik seines Ministers des Auswärtigen erhoben worden sind. Wohlbekannt mit den ihn umgebenden Schwierigkeiten, beobachtet dieser Minister eine Vorsicht, welche seinen Verleumdern das Handwerk außerordentlich erschwert.

Trümpfe von der Art derjenigen auszuspielen, die der verstorbene Graf P. A. Schuwalow nur allzuleicht bei der Hand hatte, oder der öffentlichen Meinung direkt entgegenzutreten, hütet der Minister, der weder Russe noch russischer Bojar ist, sich weislich. An Rücksichten auf das nationale Ehrgefühl und die momentane Stimmung hat er es niemals fehlen lassen, aber auch niemals zu viel gethan. Er giebt sich als diplomatischer Geschäftsmann, der die laufenden Angelegenheiten nach des Kaisers höchsteigenen Intentionen ausführt. Daß er in Wahrheit mehr ist, sagt Herr v. Giers niemals und läßt er nicht einmal durchblicken; vielleicht hat er auch kein starkes Selbstbewußtsein niederzuhalten.

Öffentliche Auszeichnungen, Würden und Gnadenbeweise hat er wahrscheinlich ebenso gern wie andere. Er weiß sich indessen zu bescheiden, wenn dieselben ausbleiben; er kennt die Rücksichten, die der Kaiser zu nehmen hat und die mit seinen (des Ministers) Interessen vielfach zusammenfallen, und wird seinem Gebieter niemals durch Ansprüche und Wünsche unbequem. Weil der Besitz des ihm gebührenden Einflusses dem nüchternen Manne wichtiger gilt als der Schein desselben, läßt er es über sich ergehen, wenn ihm Dinge aufgebürdet werden, die er widerraten hat, und wenn Erfolge, die sein Verdienst sind, einem andern auf die Rechnung geschrieben werden. Er zeigt sich auch in dieser Hinsicht als avis rarissima unter den modernen russischen Staatsmännern.

Seit dem Tode Jominis (des letzten und schon aus diesem Grunde stark überschätzten Diplomaten der alten, viel und schön redenden und eleganten Schule) gilt der Direktor der (früher vom Grafen Lambsdorf verwalteten) Ministerialkanzlei, Fürst Valerian Obolenski (wohl zu unterscheiden von dem Hofmeister und Adjutanten des Großfürsten Wladimir, Fürsten P. Obolenski), für den fähigsten Kopf des Auswärtigen Amtes. Im Gegensatz zu seinem Chef ist der Fürst Salonlöwe und Mann der geistreichen Unterhaltung, dessen Lob insbesondere von weiblichen Lippen gesungen wird. Ob ihm das zur Empfehlung gereichen wird, muß die Zukunft lehren. Nachgerade sind die geistreichen Leute von Profession in Rußland ebenso aus der Mode gekommen wie im Westen. Die Stellung des Ministeradjunkten nimmt der einer walachischen Bojarenfamilie entsprossene Geheimrat Vlangali ein, während das Departement der inneren Angelegenheiten von einem Veteranen des Ressorts, dem Baron Osten-Sacken, die asiatische (orientalische) Abteilung von Herrn Sinowjew verwaltet wird. Nach Meinung mancher ist dieser letztere viel bedeutender

und auch einflußreicher als der eigentliche Adlatus des Ministers. Den präsumtiven Nachfolger des gegenwärtigen Ministers vermag niemand zu erraten. In früherer Zeit galt für feststehend, daß Ministergehülfen niemals Minister wurden. Wie die Beispiele Makows, A. Lievens, Giers' und neuerdings Durnowos beweisen, gilt die Regel: „Tel brille au premier rang qui s'éclipse au second" aber schon lange nicht mehr. Als präsumtiver Nachfolger des Herrn v. Giers ist sein im Rufe außerordentlicher Verschlagenheit stehender Adlatus indessen bisher nicht angesehen worden.

V.

Rußlands Weltmission.

1. Pobedonoszew als Minister[1].

Es giebt zwei Gattungen von Fanatikern, kalte und warme, das heißt Fanatiker von Reflexion und Fanatiker aus Temperament.

Daß die beiden für die innere Entwicklung des russischen Reiches zur Zeit wichtigsten Ratgeber der Krone, der Oberprocureur des heiligst dirigierenden Synod, Pobedonoszew, und der Minister der Justiz, Manasseïn, ihre Vorstellungen von Rechtgläubigkeit und von Gerechtigkeit mit fanatischem Eifer verfolgen, steht außer Zweifel. Die Frage ist nur, welcher der beiden vorstehend aufgeführten Gattungen dieselben angehören.

Rücksichtlich Pobedonoszews liegt die Frage höchst einfach. Der magere, alte Herr mit der spitzen Nase, den scharfen, von Brillengläsern beschützten Augen, der von spärlichen grauen Haaren eingefaßten Stirn und dem klugen, glattrasierten Gesichte verrät sich auch dem Nichtphysiogno-

[1] Diese Bezeichnung entspricht der Stellung besser als der offizielle Titel.

miker als kühle, reflektierende Natur, als einer von den Menschen, denen Temperament und Empfindung wenig Beschwerden bereiten, weil sie allein mit dem Kopfe leben. Auf den ersten Blick könnte der Herr Oberprocureur ebensogut für einen königlich preußischen Geheimrat beziehentlich für einen Dresdner Geheimen Hofrat gehalten werden als für einen russischen Minister. Ernsthaft und bedächtig auftretend, macht er den Eindruck eines Gelehrten, nicht eines Staatsmannes.

Im buchstäblichen Sinne lebt er ausschließlich dem Amte, das ihm nach dem im Jahre 1880 erfolgten Ausscheiden des Grafen D. Tolstoi übertragen worden war, und den Ideen, nach welchen er dasselbe verwaltet. Dieses Amt, das Tolstoi (der Minister des Innern der Jahre 1882 bis 1887) während der anderthalb Jahrzehnte von 1865 bis 1880 gleichzeitig mit demjenigen eines Ministers des öffentlichen Unterrichtes wahrgenommen hatte, bedeutet ein selbständiges Ministerium und würde nach westeuropäischer Terminologie etwa als „Kultusministerium für die Staatskirche" zu bezeichnen sei. Als Vertreter des Kaisers mit weitgehenden Vollmachten ausgestattet, ist der Oberprocureur des Synod das einzige weltliche Mitglied dieser aus den Metropoliten von Nowgorod-Petersburg, von Moskau-Kolomna und von Kijew und aus neun zeitweise berufenen Bischöfen und Obergeistlichen bestehenden höchsten Kirchenbehörde des Reiches. Kein Beschluß derselben tritt ohne vorgängige Zustimmung des Oberprocureurs in Kraft, der in wichtigen Fällen die Entscheidung des Kaisers einholt und unmittelbar an denselben berichtet; unter seiner Aufsicht und Leitung stehen die kirchlichen Lehranstalten (Akademieen und Seminarien) orthodoxen Bekenntnisses; direkt von ihm ressortieren die Kanzleien der Eparochialkonsistorien. Er ist Mitglied des Ministerkomitees und des Reichsrates, steht den Ministern im Range gleich

und muß in jeder das Interesse der Staatskirche mittelbar oder unmittelbar berührenden Angelegenheit vorgängig gehört werden.

Die Wichtigkeit dieses von Peter dem Großen geschaffenen Amtes ist zu allen Zeiten (die kurze Galytzinsche Periode unter Alexander I ausgenommen) eine außerordentlich große gewesen, aber niemals größer als unter der gegenwärtigen Regierung und unter seinem gegenwärtigen Inhaber. Es hat damit folgende Bewandtnis. Als Jurist und Kenner der russischen Gesetzgebung heraufgekommen, wurde Pobedonoszew nach dem im Jahre 1865 erfolgten Ableben des Großfürsten-Thronfolgers Nikolai beauftragt, den damals zwanzigjährigen jetzigen Kaiser mit den Grundlagen des russischen Staatsrechtes und der Verwaltungs-Einrichtungen bekannt zu machen. Im Gegensatze zu der Mehrzahl seiner damaligen Kollegen wußte Pobedonoszew seinem hohen Schüler in doppelter Rücksicht zu imponieren: durch den Ernst und Eifer, mit welchem er sein Lehramt wahrnahm, und durch die strenge Geschlossenheit der politischen und wissenschaftlichen Anschauungen, die er vortrug. Statt sich und seinem Zuhörer die Sache bequem und pläsirlich zu machen, ging Pobedonoszew seiner Aufgabe so ernsthaft und nachdrücklich wie immer möglich zu Leibe, indem er Bedeutung und Schwierigkeit derselben rücksichtslos betonte. Die Hauptsache aber war, daß Pobedonoszew sein ziemlich umfassendes historisches und juristisches Wissen in den Dienst einer Idee gestellt hatte: des Gedankens, daß Absolutismus (Selbstherrschaft) und „Rechtgläubigkeit" die einzigen zuverlässigen, weil gottgewollten und geschichtlich begründeten, Grundlagen russisch-slavischen Staatslebens bildeten, und daß sie einander ergänzten. Nach derselben Methode und mit Hülfe derselben logischen Abstraktionen, die den Grafen Joseph de Maitre ihrer Zeit in den Stand gesetzt hatten, die

Begriffe von Papsttum und Legitimität neu zu fundamentieren und in ein modern zugeschnittenes, anscheinend wissenschaftlichen Ansprüchen entsprechendes System zu bringen, hat Pobedonoszew die famose Lehre von der providentiellen Bestimmung der morgenländischen Kirche zur Erneuerung des verheidnischten Westens so aufzuputzen verstanden, daß sie seinem Zuhörer durchaus einleuchtete. Das Selbstvertrauen und die Selbstlosigkeit[1], mit welcher der Prediger dieser neuen Weisheit verfuhr, stand zu der flackernden Unsicherheit anderer Lehrer, die zwischen Liberalismus und Loyalismus hin und her schwankten und dabei begehrlich und berechnend erschienen, in zu ausgesprochenem Gegensatze, als daß ein nachhaltiger Eindruck auf das autoritätsbedürftige Gemüt des damaligen Thronfolgers hätte ausbleiben können. Der unerbittlich strenge Logiker, der immer gerade auf das Ziel lossteuerte, niemals etwas für sich wollte, nie mit sich handeln ließ, und dessen System sich außerdem durch „großartige" Einfachheit empfahl — dieser Logiker schien als Kopf wie als Charakter hoch über den Rechnungsträgern zu stehen, die sich mühsam durch Gesichtspunkte der heterogensten Art wanden, deren Schlußfolgerungen verschiedenste Auslegungen zuließen und die vor allem sich selbst zu empfehlen suchten. Nimmt man hinzu, daß das nationale Gewand, in welchem die Rechtgläubigkeit Pobedonoszews einherschreitet, den Neigungen seines hohen Schülers ohnehin entsprach, so weiß man, warum gerade dieser Mann alsbald eine autoritative

[1] Wohl mit Unrecht ist seitens der Widersacher Pobedonoszews versucht worden, Zweifel hinsichtlich seiner Selbstlosigkeit auszustreuen — namentlich im Hinblicke auf die Verschleppung und schließliche Niederschlagung der gegen Engelgart, Zollbeamten in Kronstadt und Schwiegervater Pobedonoszews, wegen umfangreicher Veruntreuungen schwebenden Untersuchung. Diese Sache gehört offenbar in das große landkundige Sündenregister des damaligen Justizministers Nabokow.

Stelle erwarb, die anderen versagt blieb. Längst als tüchtiger Arbeiter bekannt und durch die Früchte seiner Lehrthätigkeit an höchster Stelle empfohlen, wurde Pobedonoszew im Jahre 1880 in das eine der beiden Ämter eingesetzt, welche bis dahin von Tolstoi kumuliert worden waren. Daß mit dem anderen Amte, demjenigen des Unterrichtsministers, ein europäisch und liberal denkender Senator, Geheimrat Saburow, betraut wurde, hing mit dem widerspruchsvollen Charakter der vorigen Regierung eng zusammen und galt den Anhängern derselben für eine „besonders glückliche Lösung".

Trotz des Ansehens, das der neue Oberprocureur bei dem verstorbenen Kaiser genoß, mußte er sich bei Lebzeiten desselben mit einer immerhin sekundären Stellung begnügen. Auch nachdem der liberale Enthusiasmus Alexander Nikolajewitschs verraucht war, blieb dieser Monarch Europäer und als solcher jeder Art von Fanatismus und insbesondere allen religiösen Excentricitäten abgeneigt; er konnte (um einen russischen Ausdruck zu gebrauchen) den „Pfaffenzopf" nicht leiden. Außerdem kam in Betracht, daß das Ministerium des Innern, von welchem die Angelegenheiten der „ausländischen Konfessionen" und der (nach Millionen zählenden) Altgläubigen ressortieren und das deshalb mit dem Synod sehr zahlreiche Beziehungen hat, damals in den Händen Loris-Melikows lag, eines Mannes, der mit den Absichten seines kaiserlichen Herrn genau bekannt und seiner ganzen Natur nach weder geeignet noch geneigt war, den altrussisch-byzantinischen Zionswächter zu spielen.

Das alles wurde anders, nachdem der Schüler Pobedonoszews den Thron bestiegen hatte, und vollends anders, nachdem des Oberprocureurs Vorgänger, Graf Tolstoi, in die Erbschaft Ignatiews eingesetzt d. h. mit der Leitung des Ministeriums des Innern betraut worden war (Mai 1882).

Tolstoi hatte als Verfasser einer heftigen Streitschrift gegen den Katholicismus seine ersten Sporen verdient, die einmal eingeschlagene Richtung so weit, als es möglich gewesen war, weiter verfolgt und von jeher die Meinung vertreten, daß die Wiederherstellung der strengen „Rechtgläubigkeit" (prawoslawie) vornehmste Bedingung für Erneuerung und Befestigung der nationalen „Selbstherrschaft" bilde. Hand in Hand mit ihm hat Pobedonoszew seine kirchliche Restaurationsarbeit begonnen und (begünstigt von Katkow und dessen Erben) mit außerordentlichem äußeren Erfolge gefördert. Sein persönliches, von Tolstoi unterstütztes Werk sind die Katholiken- und Uniertenverfolgungen in Polen, Kleinrußland und Litauen gewesen, die selbst der eifrigste Vertreter russischer Ideen in Frankreich, Herr Anatole Beaulieu-Leroy, für unklug und barbarisch hat erklären und bedingungslos verurteilen müssen. Auf Pobedonoszews Antrag ist die Wiederaufhebung der Ordre vom Jahre 1864 erfolgt, durch welche Alexander II die Konfession in den baltischen Ländern geborener Kinder aus gemischten Ehen freigegeben hatte; er hat bewirkt, daß neue katholische und protestantische Kirchen auch in den polnischen und baltischen Provinzen erst nach vorgängig eingeholter Zustimmung der örtlichen griechisch-orthodoxen Bischöfe erbaut werden dürfen, daß katholischen und protestantischen Geistlichen jede Missionsthätigkeit im In- und Auslande bei Strafe untersagt worden ist, daß man irgend im Verdachte allzuentschiedener Gesinnung stehende polnische und livländische Geistliche zu Dutzenden prozessiert oder abgesetzt hat, und daß derartige Prozesse nicht mehr vor den katholischen und protestantischen Konsistorien, sondern vor weltlichen, staatlich beeinflußten Gerichten verhandelt werden. Und das alles mit ruhiger, pedantisch kalter Strenge unter Zuhülfenahme einer juristischen Sophistik, die den Schein der Gewaltthätigkeit nach Möglich-

keit vermeidet und dabei Interpretationskünste spielen läßt, die den urteilslosen und kaptivierten russischen Massen und der gesinnungslosen Presse imponieren. Daß der Zweck die Mittel heilige, hat Männern vom Schlage Pobedonoszews überall, zu allen Zeiten und längst vor Veröffentlichung der „Medulla“ Busenbaums für selbstverständlich gegolten; über seine Zwecke und über seine blinde Feindseligkeit gegen die Kirchen des europäischen Abendlandes aber hat der Verfasser des Sendschreibens an die „Evangelische Alliance“ sich mit einer Offenheit ausgesprochen, die von der gesamten civilisierten Welt mit Entrüstung aufgenommen worden ist.

Im Privatverkehre zeigt Herr Pobedonoszew sich als ruhiger, kühler und ernsthaft verständiger Mann, der mit sich reden läßt, der mit einer gewissen Vorliebe Kenntnis der neueren juristischen und theologischen Litteratur der Kulturvölker und Vertrautheit mit moderner Anschauung zur Geltung bringt, bei Gelegenheit auch wohl die Interessensolidarität aller wahren Bekenner des positiven Christentums anruft und (wie er unter anderem dem Pastor Dalton gesagt) Disputationen mit Gläubigen anderer Bekenntnisse als wichtiges Mittel zu gegenseitiger „Förderung“ ansieht. Das hindert ihn indessen nicht, die Mittel der rücksichtslosesten äußeren Vergewaltigung anzuwenden, wo bloße Argumente nicht verfangen, und eine kirchenpolitische Praxis zu verfolgen, die von derjenigen der rohen und brutalen Fanatiker alten Stils in keinem Stücke verschieden ist.

Seine Ehrlichkeit beweist der Oberprocureur übrigens nicht nur durch vollendete Gleichgültigkeit gegen äußere Ehren und Auszeichnungen, durch Integrität und hingebenden Eifer in der Geschäftsführung, sondern ebenso durch die Offenheit, mit welcher er in seinen Jahresberichten gewisse Mängel und Mißgriffe des ihm unterstellten Klerus anerkennt und z. B.

das beständig zunehmende Umsichgreifen altgläubiger Ketzereien und heidnischer beziehungsweise lamaitischer Götzendienste konstatiert. An der Schlußfolgerung, daß strenger, rücksichtsloser und unbarmherziger denn jemals früher ein- und zugegriffen und daß das staatskirchliche Privilegium zur Propaganda aufs äußerste gegen Alt- und Andersgläubige ausgenützt werden müsse, hält der gebildete, aufgeklärte und angeblich „auf der Höhe der Zeitbildung“ stehende Oberprocureur aber ebenso unentwegt fest, wie weiland die Protassow, Skripizin und Wigel gethan haben, nur daß diese sich dabei das theologische und andere Raisonnements sparten. Die Mittel moderner Bildung, über welche Pobedonoszew verfügt, dienen ihm lediglich zum Aufputz der brutalen und widersinnigen Praktiken, die ihm von seinen Amtsvorgängern alten Stils überkommen sind — Männern, deren gegen Sektierer, Unierte und Katholiken geübte Härten vor noch nicht zwanzig Jahren den Abscheu des gebildeten Rußland erregten. Die Apostel und Propheten der „Rechtgläubigkeit“ des Kaisers Nikolaus waren Weltkinder ohne feste Überzeugungen, Glücksjäger ohne Bildungsansprüche und ohne religiöses Pathos gewesen, Bureaukraten, deren Religiosität und Sittlichkeit von derjenigen anderer Leute nicht verschieden war und keine bezüglichen Ansprüche erhob. Herr Pobedonoszew aber ist ehrlich und fromm, so ehrlich und so fromm, daß er aus seiner Bigotterie kein Hehl macht, sondern sich periodisch (noch vor zwei Jahren ging eine bezügliche Meldung durch die Zeitungen) auf einige Zeit in irgend ein vom Geruche besonderer Heiligkeit umgebenes Kloster zurückzieht, um frommen Übungen und tiefsinnigen Meditationen ungestört nachgehen zu können!

Von einer gewissen Klasse quasiliberaler, zuweilen aber auch illiberaler Beamten alten Stils konnte man zu den guten Zeiten Kaiser Nikolaus’ häufig die Behauptung aus-

sprechen hören, in Rußland seien die eifrigen, ehrlichen und überzeugten Anhänger und Werkzeuge des herrschenden Systems (und zu diesen zählte man vornehmlich die Deutschrussen) die schlimmsten und gefährlichsten. Nach russischnationaler Art in Ausführung gebracht und den „Verhältnissen" angepaßt, blieben auch die schlimmsten Vergewaltigungsmaßregeln mindestens so weit erträglich, daß gescheite Leute zur Not bei denselben bestehen könnten. Wehe, dreimal wehe aber, wenn pedantische Deutsche und andere ehrliche Leute über die Sache kämen, die gouvernementalen Einfälle in ein System brächten, methodisch behandelten und auf die Spitze trieben! „Les zélés, les fidèles — les croyants sont les pires." Was mit dieser frivolen, auch von Alexander Herzen wiederholt gebrauchten Redensart gemeint gewesen, haben erst die Zeitgenossen des Regime Pobedonoszews dem ganzen Umfange nach verstanden. Ehrlichkeit, Eifer und rücksichtslose, gläubige Hingabe an eine schlechte, innerlich verlogene und hohle Sache — Herrschaft über die modernen Bildungsmittel im Dienste eines verwerflichen, bildungsfeindlichen Zweckes! Ist eine schlimmere und gefährlichere Kombination überhaupt möglich?

2. K. P. Pobedonoszew als Vertreter von Rußlands Weltmission.

I.

Motto:
Du sollst nicht falsch Zeugnis ablegen[1].

Kaum zu erraten ist es, zu welchem Zwecke K. P. Pobedonoszew nicht etwa nur der Evangelischen Alliance, nein, der

[1] Wie sehr auch das Verhalten Pobedonoszews geeignet ist, die hier dargelegte Anschauung, als vertrete er wissentlich Falsches, zu

ganzen Kulturwelt ins Gesicht Dinge behauptet hat, von deren Unwahrheit er nicht nur selbst überzeugt sein, sondern von denen er im voraus wissen mußte, daß sie bei niemand in Europa Glauben finden, vielmehr in jedem lebhaften Protest hervorrufen würden. Als gewesener Universitätsprofessor, als Lehrer eines gekrönten Hauptes, als vielseitig unterrichteter Mann mußte er es wissen, daß er bei Berufung auf die Geschichte die Thatsachen auf den Kopf stellte und daß jeder Gebildete die Entstellung der historischen Wahrheit erkennen werde. Dem Oberprocureur des Heiligen Synod konnte es nicht unbekannt sein, daß alles, was er zur Entkräftung der Klagen der Evangelischen Alliance vorbringe, ebenso thatsächlich falsch sei und die Wahrheit in ihr Gegenteil verkehre; und er mußte es im voraus wissen, daß niemand in Europa ihm Glauben schenken werde. Wozu also mit größter Publicität und Ostentation freche und offenbar vergebliche Wahrheitsentstellungen in die Welt schleudern? Doch nicht in der Absicht dessen, der in finsterem Raume besonders hart auf-

---

stützen, so erfordert es doch die Gerechtigkeit, dieser Anschauung entgegenzutreten. Aus bester Quelle, durch Personen, welche wiederholt in amtlichem Verkehre genötigt waren, über die unter Pobedonoszews Auspizien verübten konfessionellen Vergewaltigungen mit ihm zu verhandeln, — durch Personen, welche also gewiß nicht geneigt waren, ihn übermäßig günstig zu beurteilen, — haben wir stets gleichlautend das Urteil vernommen: an Pobedonoszews ehrlicher Überzeugungstreue sei durchaus nicht zu zweifeln; er sei eben bis zu geistiger Blindheit von dem fanatischen Glauben besessen, daß der Dienst seines — russischen — Gottes die religiösen Vergewaltigungen verlange, und daß die Seelenleiden der Vergewaltigten gar nicht in Betracht zu kommen haben gegenüber dem künftigen Seelenheile aller ihrer für die „Orthodoxie" gewonnenen Nachkommen. — Pobedonoszew ist eben ein Fanatiker im Stile des heiliggesprochenen Märtyrers Peter Arbues, des bei gewissen Franzosen im Geruche der Heiligkeit stehenden Maximilian Robespierre u. s. w.

Der Herausgeber.

tritt und besonders laut redet, um sich und andere glauben zu machen, es fehle ihm nicht an Mut?

Vielleicht lag eine ähnliche Absicht nicht ganz fern. Konstantin Petrowitsch besitzt wohl nicht die unvorsichtige Aufrichtigkeit jenes schmollenden Diplomaten, welcher im Jahre 1882 in der „Rußkaja Mysli“ es als Patriot beklagte, daß Rußland die Befähigung, in Europa eine Rolle zu spielen, abhanden gekommen sei. Nur mit Hülfe der Slaven, die ihm als Kugelfang, Europa gegenüber, zu dienen hätten, vermöchte Rußland in Europa eine Bedeutung zu behaupten. Die Slaven aber hätten sich von Rußland abgewandt. Und aller und jeglicher Ideale sei Rußland bar und ledig geworden, mit denen es die eigene Nation und die Slavenwelt zum Kampfe gegen Europa zu entflammen und zu begeistern vermöchte. Nur eine einzige Chance verbleibe Rußland noch: auf den Ausbruch einer socialen Erschütterung in Europa zu lauern, dieselbe zu einer slavischen umzubenennen, sich an die Spitze der Bewegung zu stellen u. s. w. — Da nun aber auf eine solche sociale Erschütterung vor der Hand nicht zu rechnen ist, so will es Konstantin Petrowitsch in seiner Verzweiflung versuchen, ob ein altes abgenutztes Ideal, dessen gänzliche Verbrauchtheit schon jener trauernde Patriot konstatiert hatte, sich nicht zu neuer Wirksamkeit aufputzen lasse. Zudem empfiehlt es sich, die Einbildungskraft der russischen Nation zu beschäftigen und auf auswärtige Ziele zu lenken, damit sie des fürchterlichen, sie schier erdrückenden Elendes vergesse; damit der Ausbruch ihrer tiefen Unzufriedenheit sich verzögere. Es wird also das alte Ideal hervorgeholt von der göttlichen, Rußland zu teil gewordenen Mission, das Weltall mit dem von Rußland allein konservierten, einzig wahren orthodoxen Glauben zu beglücken. Mit gutem Beispiele geht Konstantin Petrowitsch voran, zu zeigen, wie hohen überzeugungstreuen

Mut dieses Ideal ihm eingeflößt hat; sogar den Mut, vor der ganzen Welt die entschiedensten historischen Unwahrheiten zu sagen; den hohen Mut, mit eben solchen Unwahrheiten es zu rechtfertigen, daß er zwei Millionen wehrloser Protestanten gegen verbrieftes Recht und gegen Billigkeit bedrücke und in ihrem Gewissen peinige!

Tröstlich jedenfalls kann es für Europa sein, daß der allmächtige Konstantin Petrowitsch nur über solche Waffen verfügt; kläglich muß es mit der geistigen Rüstkammer Rußlands bestellt sein, wenn sie kein besseres Kriegsgerät herzugeben vermag. Und welch ein Publikum, dem man daheim in solchem Aufputze sich zu zeigen wagt? Wie kritiklos oder wie geknechtet! Tröstlich daher kann es den Lesern sein, der Kundgebung K. P. Pobedonoszews[1] näher zu treten und ihres Wertes sich ganz bewußt zu werden.

Welchen Mutes bedarf es, zu behaupten: weil „Rußland seine Pflicht erfüllte", wurde Europa vom Eindrange der Mongolenscharen bewahrt! Welcher Schulbube müßte nicht lachen, wenn man ihn befragte, ob die Orte, wo dem Mongolenandrange Halt geboten wurde, die Wahlstatt bei Liegnitz, der Berg Hostein bei Olmütz, in Rußland liegen, und ob in Schlesien und Mähren, zur Rettung der Kulturwelt, Russen es waren, die gegen Mongolen ihr Herzblut opferten, und nicht germanisch disciplinierte und konföderierte Heerscharen! Mit staunenswerter Vermessenheit aber wagt es Konstantin Petrowitsch, Europa ins Gesicht zu behaupten: Rußland gebühre das Verdienst, in Erfüllung göttlicher Mission, als Wacht zwischen zwei Weltteilen, die Mongolen vom Westen

---

[1] Besser gewappnet müßte er sein, um seinem Namen Ehre zu machen, welcher in die Muttersprache seiner Kirche übersetzt: Nikephoros lautet, der Siegbringer, der Siegreiche.

abgehalten zu haben! Das strikte Gegenteil ist wahr: Rußland hat das Mongolentum bei sich aufgenommen, hat sich gefügt, ist sein williger Diener gewesen, hat es bei sich eingebürgert und hat es, als eine beständige Gefahr, Europa nahe gerückt. — Ohne zu europäischer Litteratur seine Zuflucht zu nehmen, kann beim russischen Historiker Ssolowjów (Geschichte Rußlands 2. Aufl. III 137 ff.) nachgelesen werden, was Konstantin Petrowitsch wissen mußte: wie mit einer einzigen nennenswerten Ausnahme nirgend in Rußland den Mongolen ernstlicher Widerstand entgegengestellt worden ist; wie nirgend die russischen Fürsten zum Widerstand sich miteinander verbündeten; wie im Gegenteile die russischen Fürsten, so zu sagen unter den Augen des heranrückenden Feindes, verräterisch die allgemeine Verwirrung zum eigenen Vorteile auszubeuten suchten. Die zuerstgefährdeten Rjäsaner Fürsten haben nur Prahlereien entgegengesetzt: „Wenn niemand von uns übrig ist, erst dann wird Dir alles gehören", sagen sie zu Batu-Khan. Von Wladimir erbitten sie Hülfe, die ihnen verweigert wird. Nach fünftägiger Berennung wird Rjäsan gestürmt und verbrannt; von dort ziehen die Mongolen nach Kolomna und weiter. Eines Morgens erscheinen sie vor Wladimir, welches schon zu Mittag in ihren Händen ist, nachdem der Fürst mit all den Seinen geflüchtet war. Von Wladimir ziehen die Mongolen in geteilten Scharen durchs Land und finden nirgends Widerstand, nur Torschok vermag durch günstige Lage zwei Wochen lang sich zu halten. Tapfere Abwehr hat einzig und allein die „böse Stadt" Koselsk geleistet, während voller 7 Wochen. Allein im Februarmonate wurden außer ungezählten kleineren Ortschaften vierzehn große Städte von den Mongolen besetzt. Nirgend stoßen sie auf mutige Gegenwehr; überall schimpfliche Verwirrung. Kijew z. B. wird von seinem Fürsten Mikhail verlassen, er flüchtet nach Ungarn. Um den erledigten

Thron kämpfen nun lüstern andere Fürsten; Rostislaw Mstislawitsch aus Smolensk setzt sich fest, wird aber vom Galitscher Daniel, dem Schwager des geflüchteten Michael, gefangen genommen; doch aus Furcht vor den Mongolen flüchtet auch dieser Daniel. Inzwischen bemächtigt sich Fürst Jaroslaw von Tschernigow und Kamenetz der Frau und der Bojaren des geflüchteten Michael. Dieser schmiedet in Ungarn Anschläge gegen beide, gegen Jaroslaw und Daniel, wird aber schließlich wegen seiner Intriguen aus Ungarn verjagt; er findet auch in Polen bei seinem Onkel Konrad keine Hülfe und muß schließlich seine Vettern, die Romanowitschi, in schimpflicher Weise, unter Bekenntnis aller seiner Treubrüche und Schandthaten, um Frieden bitten, der ihm gewährt wird. Michael aber, aus Furcht vor den Mongolen, wagt es nicht, nach Kijew zurückzukommen; umhervagierend genießt er das Gnadenbrot der Romanowitschi. . . . Die russischen Fürsten müssen persönlich am fernen Hofe des Groß-Khan, in der „Horde", erscheinen, um sich die Belehnung mit ihrem Besitze zu erbitten. Nicht anders wird sie ihnen gewährt als unter Einsetzung eines mongolischen Kontrollbeamten, eines Baksák, auf dessen ersten Wink Scharen erscheinen, die Ungehorsamen zu vertilgen, ihre Städte und Länder zu verwüsten. Nicht nur volle Unterwürfigkeit lernen die russischen Fürsten unter der mongolischen Herrschaft, sondern auch verräterische Intrigue. In der „Horde" findet beständiges Wettbuhlen um die Gunst des Groß-Khan stattt. Nichts anderem hat das Fürstentum Moskau sein Emporkommen zu danken als der Khanischen Gunst, durch welche die Großfürsten von Moskau zu General-Steuereintreibern erhoben und befähigt werden, durch Vergewaltigungen aller Art ihren Reichtum und ihre Macht auszudehnen: — mongolischen Despotismus ihrerseits auszuüben und

in Rußland einzubürgern. So lange die mongolische Herrschaft kräftig dastand, ist nie auch nur der mindeste Versuch gemacht worden, Rußland von ihr zu befreien. Erst nach dem inneren Zerfalle des mongolischen Reiches durfte es in Rußland gewagt werden, die Tributzahlung einzustellen: keinerlei eigenes Verdienst hat sich Rußland um seine Befreiung vom Mongolenjoche erworben, nirgend ist eine von K. P. Pobedonoszew behauptete „Pflichterfüllung" zu erblicken. Allenfalls ein fürchterliches Strafgericht für die in den Jahrhunderten der Teilfürstenwirtschaft kraftlos sich folgenden öffentlichen Verbrechen und Schandthaten aller Art. Kaum ein Zeitraum, kaum eine Regierung dieser Epoche wäre namhaft zu machen, welche nicht mit Vater- oder Sohnes- oder Brudermord in den fürstlichen Familien und mit dadurch veranlaßten Bürgerkriegen befleckt wäre.

II.

Das ist die, wie K. P. Pobedonoszew behauptet, imposante Stellung, welche Rußland bis in die Zeit seiner großen Iwans, der beiden „Grausamen", als „Macht zwischen zwei Weltteilen" eingenommen hat; so hat es bis zu jener Zeit seine göttliche „Mission" erfüllt! — Auch in dem Wüten der beiden „Grausamen" und mancher späteren Regierungen, bis in die Neuzeit, gegen alle persönliche und kommunale Tüchtigkeit und Selbständigkeit, — auch in der Ausbildung des Systems vollster Despotie und satrapischer Willkürwirtschaft ist es kaum möglich, die Spuren einer göttlichen „Mission", keinesfalls aber die „Erfüllung einer Aufgabe in der Menschheit" — wie Konstantin Petrowitsch will — zu erblicken. — Der anerkannt größte und tiefste Denker Rußlands hat eine wesentlich andere Auffassung von der Bedeutung seines Vater-

landes und seines Volkes: „Wir gehören — sagt Tschaadajew — zu den Nationen[1], welche keinen notwendigen Teil der Menschheit zu bilden scheinen, welche nur da sind, damit die Welt sich an ihnen eine große (abschreckende) Lehre nehme.“ Diese Art „Mission“ hat Konstantin Petrowitsch freilich nicht gemeint.

Ebensowenig wie im Angesichte der Mongolen hat Rußland in seinem Verhalten gegen die Khanate von Kasan und der Krim und hinsichtlich der Türken der von K. P. Pobedonoszew behaupteten Pflicht- oder Missionserfüllung Europa gegenüber sich zu rühmen. Die beiden tatarischen Herrschaften sind nicht sowohl infolge ruhmvoller Anstrengungen in russischen Besitz übergegangen, sondern vielmehr zufolge anhaltender Bestechungs- und Minierarbeiten, nach dem wenig rühmlichen Systeme, welches in großem Maßstabe in Polen angewandt worden ist. Solange die Türkei noch Kraft zur Aggression besaß und Europa gefährlich werden konnte, hat

[1] Eine Entstellung der geschichtlichen Thatsachen ist es, nebenher bemerkt, wenn Konstantin Petrowitsch behauptet, zu Ende der Völkerwanderung seien „die russischen Stämme“ von der Vorsehung aufgerufen worden zur „Wacht zwischen zwei Weltteilen“. Thatsächlich haben sich diejenigen slavischen Stämme, welche man heute „russische“ nennt, vollkommen passiv bei Gründung der „russischen“ oder richtiger Normannenherrschaft verhalten. Schon lange vor der Berufung Rurikś haben Normannen die Ebene zwischen Ural und Karpaten ausgebeutet und beherrscht, etwa so wie die arabischen Händler und Sklavenjäger gewisse Teile Innerafrikas noch heute ausbeuten und beherrschen. Und nicht von slavischen, sondern von finnischen Stämmen ist die Berufung Ruriks zur förmlichen Herrschaft ausgegangen. Das ist bereits vor bald einem halben Jahrhunderte allem möglichen Zweifel entrückt worden und zwar durch ein Mitglied der St. Petersburger Akademie Kunik unter Zustimmung der Historiker Rußlands. Konstantin Petrowitsch mußte das wissen. Wenn also überhaupt von einer „Wacht zwischen zwei Weltteilen“ geredet werden könnte, so wären von der Vorsehung Normannen und Finnen dazu aufgerufen gewesen, nicht aber „russische“, d. h. nicht Stämme slavischen Blutes.

Rußland gegen sie überhaupt nicht gekämpft. Der kurze, zufällig entstandene Kampf unter Feodor III kann hier nicht in Betracht kommen. Gebrochen wurde die Macht der Türkei und ihr Vordringen wurde für immer unmöglich gemacht nicht durch Rußland, sondern durch Österreich unter Führung des Prinzen Eugen und mit Beihülfe Polens unter Johann Sobiesky. An dem Zerbröckelungsprozesse des bereits geschwächten Türkenreiches sich zu beteiligen, hat Rußland freilich sich eifrigst angelegen sein lassen, jedoch nicht immer mit Glück: — Peter der Große am Pruth 1711! — und nicht immer in ehrenvoller Weise: — wie oft ist Österreich, zum Vorgehen gegen die Türkei mit Rußland verbündet, von diesem im Stiche gelassen und hintergangen worden! Und welche Bewandtnis es mit der Beschützung des christlichen Volkes der Balkanhalbinsel durch Rußland hat, — darüber kann, nach den bulgarischen Vorgängen der Neuzeit, niemand mehr getäuscht werden. Wo ist in alledem eine göttliche „Mission" und die ehrenvolle Erfüllung einer großen Pflicht zu erblicken?

Den Kern dieser „Mission" erkennt Konstantin Petrowitsch in der Bewahrung des orthodoxen Glaubens für die Menschheit, zu ihrem Heile. Aber auch in diesem Punkte haben wir ihm gewichtige Aussprüche seiner eigenen Landsleute entgegenzuhalten, von Männern, deren Namen unvergessen sein werden, wenn niemand mehr sich erinnern wird, wer Konstantin Petrowitsch Pobedonoszew gewesen ist. In einer von Tschaadajew verfaßten Bittschrift, welche Jwan Kirejewsky, der bekannte Slavophilenpatriarch, an den Grafen Benckendorff, den Chef der Staatspolizei einreichte, heißt es: . . . „und mit unaussprechlichem Schmerze erkenne ich es, daß die Religion bei uns gar keine Wirkung ausübt. Im Tiefsten meines Herzens hege ich den glühenden Wunsch, daß sie sich

neu beleben möge. . . . Wenn ich eine Bitte aussprechen darf, . . . ja, da möchte ich unseren erhabenen Herrscher mit der ganzen Inbrunst einer tiefen Überzeugung anflehen, daß er seinen Bick auf den betrübenden Zustand der Religion in unserem Lande herabsenken und daß er versuchen möge, das in den Herzen seiner Unterthanen erloschene Feuer an der in seiner Brust lodernden Flamme wieder zu entzünden." Hiernach hätte Rußland den orthodoxen Glauben nicht sonderlich bewahrt. Und wenn man die Schrift des Professors Ikonnikow: „Einfluß Byzanz' auf die Kulturentwickelung Rußlands" aufmerksam studiert, so findet sich, daß aus Griechenland unvergleichlich mehr apokryphe, halb heidnische Schriften religiösen Inhaltes als korrekt orthodoxe nach Rußland verbreitet worden sind; daß ferner allmählich die Schriftkunde in Rußland dermaßen versiegte, daß selbst slavonisch Lesende, geschweige denn griechisch Könnende, nur selten anzutreffen waren; daß hierdurch und durch andere Umstände ein völliges Überwuchertwerden der christlichen Lehre durch slavischen und finnischen Aberglauben begünstigt wurde, so daß das russische Christentum oft nicht vom Schamanentume zu unterscheiden war; endlich, daß beim geistigen Erwachen der Nation durch Berührung mit dem Westen die lateinische Sprache, welche den diplomatischen Verkehr vermittelte, in Aufnahme kam. Theologische Ausbildung wurde nun fast allein aus lateinischen Quellen möglich, aus denen gar manches der orthodoxen Kirche ursprünglich Fremdes aufgenommen wurde. Auch dieses Zeugnis spricht nicht dafür, daß die Reinheit des orthodoxen Glaubens von Rußland bewahrt worden sei. Übereinstimmend hiermit ist, was wir in Gagarins „Neuen Studien" finden. Hier erfahren wir auch, daß in dem Kampfe gegen die „Union", zur Zeit der Gegenreformation, die russischen Theologen, bei der Ärmlichkeit ihrer Waffen, genötigt

waren, sich ihr Rüstzeug aus protestantischen Arsenalen zu entlehnen, was nicht eben zur Erhaltung der „Reinheit" des „orthodoxen" Glaubens beitragen konnte.

Eine unbestreitbare Thatsache ist es ferner, daß der schon vor 50 Jahren von Kirejewsky beklagte Verfall der Religion in Rußland in neuester Zeit ganz ungemein rapide Fortschritte gemacht hat. Die gebildete Welt ist entweder entschieden atheistisch und will vom orthodoxen Glauben nichts wissen[1], oder wenn sie in ihm Trost und Stütze sucht, so macht sie die Entdeckung, daß der orthodoxe Glaube ihr unbekannt geblieben ist, wie der Graf Leo Tolstoi es so ergreifend schildert. Was Dostojewsky vorausgesagt hat: daß der russische Bauer atheistisch werde, ist über Erwarten rasch eingetroffen: bereits ist der atheistische Bauer der Modetypus des russischen Volksdramas. — War es die „Mission" Rußlands, die Reinheit des orthodoxen Glaubens zu bewahren, so hat Rußland diese Mission nicht erfüllt.

Keinesfalls zum „reinen" orthodoxen Glauben gehört die Intoleranz und Verfolgungswut, durch welche seit bald einem halben Jahrhundert die russische Orthodoxie sich entehrt. Die gegenteilige Behauptung Konstantin Petrowitschs hat denselben Wert wie seine Entstellung historischer Thatsachen. Er brauchte sich gar nicht darüber zu wundern, daß Europa an die religiöse Toleranz Rußlands nicht glaube. Europa kennt die Greuel der Verfolgung der Sektierer, der Unierten u. s. w, zur Genüge, darüber ist kein Wort zu verlieren. Wohl aber verdient es betont zu werden, daß diese Verfolgungen, daß das Gesetz der gemischten Ehen, das Verbot des Austrittes aus der orthodoxen Kirche — daß das alles mit dem „reinen

[1] Ja man rühmt sich seines Atheismus. Unvergessen bleibt das Wort des Fürsten Tscherkaskij: „ein orthodoxer Atheist sei ihm lieber als ein gläubiger Katholik".

orthodoxen Glauben" gar nichts zu thun hat, sondern daß es lediglich politische Maßregeln einer bis zur Raserei wütigen Gleichmacherei und anmaßenden Herrschsucht sind. Das wird von der orthodoxen Theologie selbst zugegeben, wie unter anderem folgendes, in der „Rußkaja Stariná" publiziertes Erlebnis des Reichskanzlers Fürsten Gortschakow beweist. „Als man — lautet die Mitteilung des Fürsten — im Ostseegebiete die lutherischen Letten zur Orthodoxie zu bekehren und zwar durch verschiedene betrügerische Mittel zu bekehren begann, zeigten sich in der Folge die Resultate solcher Vergewaltigung darin, daß die unfreiwilligen Orthodoxen aufhörten . . . ihre Kinder dem orthodoxen Priester zur Taufe zu bringen. Zur Untersuchung dieser ganzen Angelegenheit wurde Graf Bobrinsky entsandt, und seine Rapporte wurden nun im Conseil beraten . . . Alle Glieder des Conseils waren, nach dem Vorgange Wassili Borissowitsch Bashanows, des Beichtvaters des Kaisers, der Ansicht, man müsse darauf bestehen, daß die einmal zur Orthodoxie übergetretenen Eltern im baltischen Gebiete obligatorisch unter Androhung von Strafe ihre Kinder orthodox taufen lassen müßten und daß es ihnen auf keinen Fall erlaubt werden dürfe, den Übertritt ihrer Kinder zum Luthertume zuzulassen. Als an mich die Reihe kam, meine Meinung zu sagen, fragte ich den Pater Bashanow, ob das, was er jetzt erreichen wolle, nach den Dogmen unseres orthodoxen Glaubens gefordert werde. — »Nein, nach den Dogmen unseres Glaubens wird das nicht gefordert.« Wenn dem so ist . . ." Der Fürst stimmte für volle Glaubensfreiheit, wie sie in Finnland herrscht (und in Livland urkundenmäßig zu Recht besteht), drang aber damit nicht durch. Nach einer Periode stillschweigenden Gewährenlassens auf kaiserlichen „geheimen" Befehl ist man zu entsetzlichen Vergewaltigungen, zur ganzen Strenge der frühe-

ren Praxis zurückgekehrt, ihr rückwirkenden Effekt beilegend. Dennoch hat Konstantin Petrowitsch die Stirne, vor ganz Europa zu behaupten, daß nirgends auf der Welt so ausgedehnte Glaubensfreiheit genossen werde als in Rußland — in Rußland, wo Sektierer, in ihren Bethäusern versammelt, es vorziehen, gemeinsam und freiwillig den Flammentod zu sterben, um nicht der Glaubenspolizei und Glaubensjustiz in die Hände zu fallen. Freilich unterscheidet der geschulte Jurist Pobedonoszew zwischen europäischer Glaubensfreiheit, welche jede religiöse Propaganda zuläßt, und russischer Glaubensfreiheit, welche orthodoxe Propaganda, auch mit den verwerflichsten Mitteln betrieben, billigt und fördert, jede andere aber, wenn sie an Orthodoxe herantritt, aufs grausamste verfolgt. Es war sehr vorsichtig gehandelt, daß Konstantin Petrowitsch auf eine nähere Definition dieser letzteren Sorte von Glaubensfreiheit verzichtete und die ganze Frage „abseits" liegen ließ — „weil sie zu weit führen würde"!

III.

Schließlich ist sehr bemerkenswert das Taschenspielerkunststück, welches Konstantin Petrowitsch mit Hülfe von Geschichtsfälschungen ausführt, um zu beweisen, daß Rußland als „Wacht zwischen zwei Weltteilen", als Bewahrer des reinen orthodoxen Glaubens, einer besonderen „Mission" gegen die baltischen Protestanten gerecht zu werden habe. Als Axiom wird vorausgeschickt, daß im Gegensatze zu dem kirchlichen Leben Rußlands, welches selbstverständlich nur rein religiösen Zwecken gewidmet gewesen, der Katholicismus stets weltliche Ziele verfolgt habe, während doch das Umgekehrte historische Wahrheit ist. Seit früher Zeit datiert die vollste Verweltlichung der orientalischen Kirche, welche charakterisiert

ist durch die von Dante verfluchte „Vereinigung von Schwert und Hirtenstab“ in einer Hand, durch den Cäsaropapismus, welcher die Kirche zu einem politischen Institute entwürdigt. Die ganze Kirchengeschichte des Westens dagegen zeigt uns einen ununterbrochenen Kampf gegen alle Tendenzen, welche in einer oder der anderen Weise solche Vereinigung anstrebten, für diese oder jene Seite die Herrschaft zu gewinnen trachteten. — Aus jenem verkehrten Axiome leitet dann Konstantin Petrowitsch für die „Wacht zwischen zwei Weltteilen“ das Recht und die Pflicht ab, gegen den Katholicismus — in der bekannten Weise — vorzugehen, der ja in Rußland nie etwas anderes gewesen sei als ein verkappter, staatsfeindlicher Polonismus, welcher die territoriale Integrität des Reiches gefährdet. — Schießt auch Konstantin Petrowitsch mit dieser letzteren Behauptung am Ziele vorbei und über dasselbe hinaus, so ist ihm doch zuzugeben, daß ein Körnchen Thatsächlichkeit darin enthalten ist, und zwar ein solches, mit welchem eine reiche Saat von Haß zu erzielen ist. Der katholischen Propaganda kann es zwar nicht zum Vorwurfe gereichen, wenn sie in Rußland dem Cäsaropapismus feindlich gegenüberstand und somit dem bestehenden russischen Staatssysteme. Wohl aber hat es eine Zeit gegeben, da die katholische Propaganda in Rußland mit Mitteln betrieben worden ist, die gar geeignet waren, entsprechende Repressalien hervorzurufen. In den Westprovinzen Rußland ist vor Zeiten Wind gesäet worden und sie ernten nun den daraus aufgegangenen Sturm. Indessen fragt es sich, ob Konstantin Petrowitsch es unternehmen wollte, das ius talionis aus den Dogmen der orthodoxen Lehre juristisch abzuleiten, oder ob er es vorziehen würde, auch diese „zu weit führende Frage“ — „abseits“ zu lassen.

Auf diese falschen, aber nicht ungeschickt gewählten Vordersätze folgt nun als überraschender Schluß: dieselben

Rechte und Pflichten wie gegen den Katholicismus habe die „Wacht zwischen zwei Weltteilen" auch gegen das Luthertum auszuüben und zu erfüllen, welches von „ebensolchen weltlichen Bestrebungen" (sic!) erfüllt sei wie der katholische Polonismus. Es wird somit zu verstehen gegeben, die lutherischen Liv-, Esth- und Kurländer seien ebensolche Reichsfeinde wie die katholischen Polen, daher ebenso hassenswert wie diese, daher ebenso rechtlos und vogelfrei. Le tour est fait! Dieses Taschenspielerstück entbehrt aber des Reizes der Neuheit. Schon Katkow hat den Balten dieselbe Sorgfalt gewidmet, als es in Polen und Litauen nichts mehr zu „organisieren" gab. — Diese gegen das baltische Luthertum geschleuderte Verleumdung ist aber, wie weltbekannt, ohne den allermindesten thatsächlichen Anhalt, vollständig und aufs böswilligste und gegen besseres Wissen aus der Luft gegriffen. Allezeit haben die baltischen Provinzen obenan gestanden in Treue zum Kaiserhause, in ruhiger Erfüllung ihrer Unterthanen- und Bürgerpflicht, in fleißiger Förderung der heimischen materiellen und geistigen Interessen, in Entwickelung der heimischen politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse; die promptesten Steuerzahler waren sie stets; dem Reiche lieferten sie die tüchtigsten Soldaten, die hervorragendsten Heerführer, Staatsbeamten, Gelehrten, Künstler und Gewerbetreibenden. Konstantin Petrowitsch aber unternimmt es, sie als Bedrücker und Verfolger der Orthodoxie, als vertilgenswerte Unruhestifter zu stempeln. Das von den Deutschen beherrschte Luthertum hindere — wird behauptet — die Letten und Esthen, die Orthodoxie anzunehmen und mit der „russischen Familie" sich zu verschmelzen. Es bedarf keiner Beweise für die empörende, bewußte Ungerechtigkeit dieser Anklage.

Allerdings stößt die orthodoxe Propaganda auf Widerstand unter dem baltischen Landvolke, welchem die „Verschmel-

zung mit der russischen Familie" bedenklich geworden ist. Keineswegs aber geht die Anregung zu solcher ablehnenden Haltung von den Deutschen aus, welche ohnehin gefährdet genug und verleumderischen Anklagen ausgesetzt sind und sich wohlweislich hüten, dem Staatsanwalte thatsächliche Handhaben zu bieten. Die Sache ist, daß dem so fleißig gegen Pastoren und Gutsherren aufgehetzten Landvolke, auch Verbitterten darunter, allgemach die Augen aufgegangen sind. Das lettische und esthnische Landvolk hat nicht umsonst unter germanischer Schulung gestanden. Ein gewisses — und nicht geringes — Maß religiöser Erleuchtung, moralischer Läuterung, intellektueller Bildung und politischer Reife ist ihm zu teil geworden. Ihm ist durch den russischen Chauvinismus, der in den baltischen Provinzen seit Jahren sein Zerstörungswerk betreibt, Gelegenheit geworden, den Vergleich zwischen dem zu ziehen, was es daheim sein eigen nennt, und demjenigen Fremdartigen, womit man es zu beglücken vorgiebt. — Zwischen der von den Vätern überkommenen Glaubensübung und der ihm aufgeschwindelten und aufgezwängten Orthodoxie hatte es schon früher zu wählen gelernt. Da kam im Jahre 1882 die famose „Revision" des Senators Manasseïn, welche überaus kunstvoll alle Bande des lokalen Landesstaates zu zerstören und das Landvolk zum Aufruhre zu verleiten suchte. Im Sommer jenes Jahres durfte das Schlimmste befürchtet werden. Indessen hat der gesunde, europäisch geschulte Sinn des baltischen Landvolkes den Wert der „Volksmänner", welche die Agitation des Senators an die Oberfläche gehoben hatte, alsbald durchschaut. Schon im Sommer 1883 war die Enttäuschung eingetreten. Seitdem, je länger die Versuche zur „Verschmelzung", d. h. zur Zerrüttung aller Zustände, fortdauern, seitdem schließt sich die Landbevölkerung immer enger und enger an das Deutschtum an, im gemein-

samen Bestreben, die Reste der vormaligen Geordnetheit der Verhältnisse nach äußerster Möglichkeit zu erhalten. Wie sollte es auch anders sein?! Es ist z. B. gelungen, eines Einbruchdiebes habhaft zu werden, ihn dingfest zu machen u. s. w. Da erklärt der Mann, er wolle orthodox werden: auf Befehl des Gouverneurs wird er auf freien Fuß gesetzt, er geht thatsächlich straffrei aus, frei, sein Gewerbe fortzusetzen u. s. w. Es fragt sich, wie weit das herrschende System es bringen wird in Steigerung der Abneigung des baltischen Landvolkes gegen diese Art der „Verschmelzung mit der russischen Familie“. Die Frage ist ernster, als der Allmachtsdünkel Konstantin Petrowitschs und seiner Leute es sich träumen läßt.

Zum Schlusse haben wir noch einer sehr artigen historischen „Konstruktion“ zu gedenken, deren Konstantin Petrowitsch „zur Sache“ eigentlich gar nicht bedurfte und welche er offenbar aus Liebe zur Kunst und zur Ausschmückung seines Werkes angebracht hat. Zur Verleumdung des baltischen Luthertumes übergehend, sagt Konstantin Petrowitsch: „Gleichzeitig mit dem Katholicismus lernte Rußland leider auch das Luthertum in der Person der ehemaligen livländischen Ritter als von ebensolchen weltlichen Bestrebungen beseelt kennen, nachdem diese Ritter ihm den Weg zur Ostsee versperrt hatten.“ Wahrlich, eine artige historische Leistung! Gleichzeitig! Den Katholicismus hat Rußland hassen gelernt, noch bevor es das Christentum kannte. Es ist uns überliefert, daß die griechischen Missionare ihre Belehrung mit Warnungen vor den Ketzereien und der Herrschaft Roms einzuleiten pflegten. Seitdem hat Rußland lange vor Luther vielfache Gelegenheit gehabt, den Katholicismus kennen zu lernen, gelegentlich der zahlreichen vergeblichen Unionsversuche. Die Hierarchen Rußlands dürften nicht unberührt geblieben sein von den im Jahre 1054 zwischen dem Kaiser Konstantin

Monomach und dem Papste Leo IX geführten Unterhandlungen. Im Jahre 1073 geht Großfürst Isäslaw in Unionsangelegenheiten nach Rom. Im Jahre 1075 empfängt Swjätoslaw eine Unionsgesandtschaft. Um 1165 beantragt der Metropolit Iwan die Union beim Papste Alexander III. Zwischen Papst Clemens III und Wsewolod Juriewitsch beziehungsweise dem Metropoliten Nikephoros II finden ähnliche Verhandlungen, auf den dritten Kreuzzug bezüglich, statt. In den ersten Decennien des dreizehnten Jahrhunderts drängten Volk und Fürst in Halitsch zur Union. Um 1222 werden lateinische Kirchen und Klöster in Livland durch die Russen zerstört[1]. Das fällt in die Zeiten der ersten Bekanntschaft Rußlands mit den katholischen livländischen Rittern. Eine jahrhundertelange Bekanntschaft mit dem Katholicismus war vorangegangen. Von „Gleichzeitigkeit“ dieser Bekanntschaften kann also nicht geredet werden. Noch weniger aber von Gleichzeitigkeit der ersten Berührungen mit dem Katholicismus und mit den „ehemaligen livländischen Rittern“. Denn solche näheren Berührungen hat es erst seit 1561, d. h. nach Auflösung des livländischen Zweiges des Deutschen Ordens[2], gegeben, während Beziehungen zwischen Rußland und dem Katholicismus fast um ein halbes Jahrtausend älter sind. Volle 150 Jahre hindurch nach dieser Zeit, während der polnischen und schwedischen Herrschaft über Livland, haben Beziehungen zwischen Rußland und den „ehemaligen livländischen Rittern“ nicht stattfinden können. Zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts traten nähere Beziehungen zu Livland ein und noch manche Ruine weiß von ihnen zu erzählen! —

[1] Schon damals verhielt sich die Orthodoxie aggressiv in Livland.

[2] Dessen letzte Zeit ein fortgesetzter Kampf gegen die Aggressionen Rußlands gewesen war.

Wieder war Rußland der aggressive Teil. Seit Peter I mit Livland paktierte und während seine Nachfolger sein Wort heilig hielten, hat Livland politischen und religiösen Friedens sich erfreut, — bis Rußland vor einigen Decennien seine Aggressionen wieder aufnahm und treu- und vertragsbrüchig den Religionsfrieden, die Ruhe und Ordnung des Landes vernichtete. — So wird es fort und fort die Geschichte fernen Geschlechtern überliefern. Den mutigen Varianten Konstantin Petrowitsch Pobedonoszews wird Klios getreuer Griffel nicht zur Verfügung stehen.

Keineswegs aber liegt es außerhalb des Bereiches der Möglichkeit, daß die Historie dereinst zu verzeichnen haben werde, wie zufolge unberechenbaren Waffenglückes russische Herrschaft sich nach Westen, über das, Rußland gegenüber, ungeeinte Europa ausgedehnt habe, wie zunächst in den altslavischen Ländern — nicht etwa nur bis zur Elbe, sondern nach slavischen Altertumsdichtungen selbst bis zum Rheine — orthodoxe Weltmission à la Pobedonoszew ins Werk gesetzt und durch „russian atrocities“ das Seelenheil ferner Generationen gesichert worden sei.

Zur Fernhaltung solcher Möglichkeit — d. h. zur Herstellung einmütiger Frontstellung Europas gegen Rußland —, dazu dürfte die Kenntnis der historischen Varianten Pobedonoszews wohl geeignet sein.

VI.

Offizieller Nihilismus.

Manasseïn sein Vertreter.

Den Oberprocureur Pobedonoszew ausgenommen, sind sämtliche oberste Ratgeber der russischen Krone Männer der eigenen Wahl des gegenwärtig regierenden Kaisers. Mehr oder minder deutlich spiegeln diese Herren die Tendenzen wieder, welche Alexander III verfolgt. Rücksichtlich eines der gegenwärtigen Minister scheint diese Voraussetzung indessen nicht recht zuzutreffen: der Justizminister Manasseïn würde dem Anscheine nach besser in die Zeiten Alexanders II gepaßt haben als in das heutige Regime und als in eine Kollegenschaft vom Schlage der Tolstoi und Pobedonoszew.

Herr Manasseïn ist ein moderner und von modernen Ideen erfüllter Mensch, ein Fanatiker der Rechtsgleichheit und des formalen Rechtes, der den ehemaligen Demokraten nicht zu verleugnen vermag. Lebensgang und Charakter haben ihn zum rücksichtslos und leidenschaftlich vorgehenden Feinde jeder Art von scheinbarer oder wirklicher Ungleichheit, zum liberalen Despoten gemacht, der mit allen Mitteln, auch den-

jenigen des Absolutismus, sein Ideal zu verwirklichen bestrebt ist. Gleich der Mehrzahl im Zeitalter unserer Reformbewegung emporgekommener strebsamer Männer von französisch-egalitären Vorstellungen erfüllt, nimmt der Justizminister einen Standpunkt ein, der von demjenigen der verstorbenen Pseudo-Slavophilen Fürst Tscherkaskij und Juri Samarin wenig verschieden ist. Diese Volks- und Oppositionsmänner, deren früheste Schlagworte „naturgemäß-organische Entwicklung und Festhaltung des historisch-nationalen Bodens“ gelautet hatten, waren bekanntlich dabei angelangt, alle in den polnischen, litauischen und baltischen Ländern bestehenden Einrichtungen mit den Mitteln brutalster Vergewaltigung von Grund aus zu zerstören, und namens der „slavischen Idee“ dem von ihnen selbst weiland arg gelästerten Petersburger Absolutismus und Bureaukratismus Vorspanndienste zu leisten. War es mit der volkstümlichen Freiheit nicht gegangen, so sollte es mit der Gleichheit gehen — ließ das nationale Prinzip sich in dem eigentlichen Rußland nur höchst unvollständig verwirklichen, so sollten wenigstens die europäischen Provinzen nationalisiert d. h. russisch und orthodox gemacht werden.

Da, wo Fürst Tscherkaskij und Herr Samarin aufhörten, hat Manasseïn angefangen. Aus den Tagen seiner Hingabe an die Ideale des französischen Konvents hat er den fanatischen Eifer für Zerstörung aller das Niveau ukasenmäßiger Gleichheit überragenden, zwischen dem allmächtigen Staate und dem Individuum stehenden Einrichtungen und Bildungen in seine Ministerschaft hinübergenommen. Was nicht neurussisches Ukasenrecht ist, heißt ihm Mittelalter und hat, weil Rußland niemals ein Mittelalter besessen, den Tod verdient. Als Senator mit der Revision der Gerichte der baltischen Länder beauftragt, hatte der gegenwärtige Minister in diesen Provinzen wahrhaft jakobinerhaft gewaltet und dadurch den

Grund zu seiner „nationalen" Popularität gelegt[1]. Die zahlreiche Partei derer, die auf die Verwirklichung der liberalen Ideen des Jahrzehnts 1856 bis 1866 schweren Herzens haben verzichten müssen, sieht in der Zerstörung aller nicht specifisch russischen Lebensformen die einzige für das nationale und demokratische Gefühl übriggebliebene Kompensation. Ginge es nach ihnen und Herrn Manasseïn, so wäre die liberale Gerichtsordnung von 1864, mit welcher alle Überbleibsel der alten aristokratischen Ordnung zerrieben werden sollten, unverändert aufrechterhalten geblieben. Was von diesem System dem Willen des gegenwärtigen Herrschers preisgegeben worden, hat Herr Manasseïn nur ungern und nach hartem Kampfe geopfert — mit dem Rest gedenkt er dafür so energisch wie immer thunlich weiterzuwirtschaften. Mit seinen Kollegen Tolstoi und Pobedonoszew hat der Justizminister darum vielfach auf Kriegsfuß gestanden. Die von dem letzteren für die Kirche in Anspruch genommenen Privilegien sind dem Vorkämpfer der Gleichheit ebenso antipathisch wie des ersteren aristokratische Liebhabereien. Des verstorbenen Ministers des

---

[1] Während der Monate, da der „revidierende Senator" noch in der Residenz weilte, um sich für sein Geschäft vorzubereiten, d. h. um die Lücken zu erspähen, da er seine lockernden und zerstörenden Hebel werde ansetzen können, und um sich einen Stab hinreichend gewissenloser Helfershelfer zu bilden, gelangten zahlreiche Warnungen in das zu „revidierende" Gebiet, von seiten solcher Personen, welche Gelegenheit gehabt hatten, die bisherige Wirksamkeit des Herrn Senators zu beobachten. Einstimmig hieß es: man solle auf seiner Hut sein; Manasseïn sei unter den Nihilisten einer der bösartigsten. Man muß die Bezeichnung zutreffend finden, sobald man die Absicht des Zerstörens ohne vorgefaßten Plan des Aufbauens als wesentliches Merkmal des Nihilismus gelten läßt und wenn man Nihilisten von Terroristen gebührend unterscheidet. Mit den letzteren, deren Anzahl eine verhältnismäßig geringe ist, aufzuräumen, dürfte nicht schwer sein, wären die ersteren nicht so sehr zahlreich und in den höchsten Kreisen so gut vertreten. Mehr als einmal hat der Nihilismus der Vorspanndienste des Terrorismus sich zu bedienen verstanden.

Innern Anläufe zur Wiederherstellung einer bevorrechteten Stellung des Adels und vor allem dessen Vorschläge, betreffend Erteilung gewisser richterlicher Befugnisse an die Landeshauptleute (semskije Natschalniki) hat Manasseïn innerhalb wie außerhalb des Reichsrates aufs äußerste bekämpft und ebenso die (neuerdings angeordnete) Beschränkung der Schwurgerichtszuständigkeiten solange wie immer möglich hingehalten. Daß für eine ganze Zahl von Verbrechen und Vergehen statt der Geschwornen ständische Vertreter als Gerichtsbeisitzer fungieren sollen, ist dem Todfeinde alles ständischen Wesens und aller die Uniformität störenden Gliederungen ein Greuel, in welchen er nimmermehr gewilligt hätte — wenn es auf seinen Willen angekommen wäre.

Wie ist nun zu erklären, daß Kaiser Alexander III einen so gearteten, im Geruche demokratischer Tendenzen stehenden Mann hat zu seinem Justizminister machen und den Herren Pobedonoszew und Genossen an die Seite setzen können?

Herr Manasseïn ist ein „ehrlicher" und zugleich ein energischer Beamter. Einen solchen aber suchte der Kaiser, dem daran gelegen war, den Unsauberkeiten wie auch den Unabhängigkeitsgelüsten der Richter und der Justizbeamten gesteuert zu sehen. Rücksichtlich des ersten Punktes (der Ehrlichkeit) waren seit der neuen Justizordnung unzweifelhafte Fortschritte gemacht[1], die ehrlichen und eifrigen Richter ziemlich zahlreich geworden; dafür gebärdeten diese Herren sich

[1] Durch solche „Fortschritte" in der Ehrlichkeit der Justiz wurde indessen keineswegs ausgeschlossen, daß dieselbe in gar sehr, sehr vielen Fällen ihrem vormaligen Zustande vollkommen gleich sah. Wenn über den Cynismus, mit welchem der Justizminister Nabokow seine Stellung zum eigenen Vorteile ausbeutete, nicht nur zahlreiche Gerüchte umgingen, sondern haarsträubende Fälle in Stadt und Land zu allgemeiner Notorietät gelangten, so ist es klar, daß in den unteren Schichten der Justizpflege es vielfach nicht besser bestellt sein konnte.

vielfach als Liberale, die der Verwaltung und namentlich der Polizei Schwierigkeiten bereiteten und die souveränen, um Rücksichten der Staatsraison unbekümmerten „Magistrate“ spielen wollten. Der Ausgang des Prozesses der Wjera Sassulitsch (1879) hatte die damit verbundenen Gefahren so deutlich zu Tage treten lassen, daß dem liberalen Justizminister Grafen Pahlen der Abschied hatte erteilt werden müssen. Pahlens Nachfolger, der frühere Staatssekretär für Polen, Geheimrat Nabokow, suchte die Disciplin wieder herzustellen, indem er statt der jungen unabhängig-liberalen Richter gefügige Bureaukraten anstellte. Sämtliche amtierende Richter abzusetzen war indessen um so weniger ausführbar gewesen, als die neu eingesetzten Richter alten Stils nur allzuhäufig in den alten Schlendrian der Unzuverlässigkeit und Trägheit verfielen; waren die einen politisch bedenklich erschienen, so taugten die anderen moralisch und bureaukratisch nichts — et tertium non datur! Dem Monarchen lag die Ehrlichkeit in der Rechtspflege ebenso am Herzen wie die Ehrlichkeit auf anderen Gebieten, und da er an der Möglichkeit, ehrliche und zugleich ergebene Richter zu finden, nicht verzweifelte, so wurde der unbedeutende, immer nur als Lückenbüßer angesehene Herr Nabokow gegen den auf der Höhe seiner Popularität stehenden Helden der livländischen Senatoren-Revision ausgetauscht. Daß der sonst unliebsame Mann als strammer Vorkämpfer für Slaventum und Staatsallmacht schätzbar sei, und daß sein herrisches Wesen einige Bürgschaft für Niederhaltung bedenklicher richterlicher Unabhängigkeitsansprüche leiste, mußten auch die Tolstoi und Pobedonoszew anerkennen — die Bändigung demokratischer Velleitäten seines Justizministers aber glaubte der Zar selber auf sich nehmen zu können. In gewissem Sinne erschien ja gerade Herr Manasseïn als Mann der Situation. Daß eine demokratisch

7*

centralisierte Staatsmaschine ebensogut von einem wie von vielen manipuliert werden könne, hat man in Rußland lange vor Mirabeau gewußt und den Satz, „daß es die Natur der Demokratie sei, sich schließlich in einem Manne zu verkörpern", nicht erst aus den „Idées napoléoniennes" kennen zu lernen gebraucht. So gut wie die Tscherkaskij und Samarin konnte man auch Manasseïn brauchen — wenn er sich brauchen ließ!

Und er hat sich brauchen lassen! Einerlei, ob willig oder unwillig, hat der gegenwärtige Justizminister die Ausführung der oben erwähnten Einschränkungen der richterlichen Zuständigkeiten und der Schwurgerichte übernommen und als geschickter Techniker wie als Mann des Vertrauens ausgedehnter Kreise anstandsloser durchgeführt, als Reaktionären von reinem Wasser möglich gewesen wäre. Ob Herr Manasseïn dabei des Glaubens gewesen ist, mit Löffeln wieder einzubringen, was mit Scheffeln ausgetragen worden, hat er niemandem verraten. Dem Erben seines Gegners Tolstoi (Herrn Durnowo) an Sachkenntnis, Bildung und Gewandtheit weit überlegen, hat er immerhin Aussicht, den dem Schöpfer des Instituts der Landeshauptleute geleisteten Widerstand erfolgreich fortzusetzen und der geplanten Beschränkung der richterlichen Gewalt die Spitze abzubrechen. Aber auch wenn das nicht gelingen sollte, steht dem Zerstörungs- und Nivellierungsdrange dieses unter die Propheten der Reaktion geratenen Saul ein unermeßliches Feld offen, und darf derselbe hoffen, den „rêve d'envieux qu'on nomme égalité" in die Wirklichkeit zu übersetzen. Zu den Mächten, welche das moderne Rußland eigentlich beherrschen und die sich als lachende Erben des heutigen Regimes ansehen, steht Herr Manasseïn in näherer Beziehung als irgend einer seiner Kollegen.

VII.

Nihilismus in der Kunst.

Der Maler Iwanow[1].

In jeder Litteratur giebt es Bücher, deren litterargeschichtliche Wichtigkeit unbestritten feststeht und deren Namen im Gedächtnis der Menschen fortleben, ob ihre direkten Wirkungen sich gleich auf einen engumschriebenen Zeitraum und innerhalb dieses Zeitraumes auf einen bescheidenen Leserkreis beschränkt haben; es ist das die bekannte Gattung der Bücher, die „weniger bewundert und mehr gelesen werden sollten“. Mitunter ist auch Werken der bildenden Kunst das Los gefallen, in der Kunstgeschichte Epoche gemacht und gleichwohl dem Publikum einen nur geringen Anteil eingeflößt zu haben. Als noch nicht dagewesen dürfte dagegen der Fall zu bezeichnen sein, daß ein Bild weder in der Kunst noch in der Kunstgeschichte, sondern allein in der Litteratur eine Rolle

---

[1] Wiewohl die nachstehende Studie hinsichtlich ihres Gegenstandes chronologisch nicht in diesen die Zeit Alexanders III behandelnden Abschnitt gehört, so lassen wir sie doch hier, im Anschluß an das unmittelbar Vorangegangene, folgen: — es ist bezeichnend, daß nicht nur politischen und socialen Bestrebungen, sondern auch der Kunst in Rußland die Signatur vom Nihilismus aufgeprägt wird.

spielte, daß es berühmt wurde, bevor es überhaupt gesehen worden, und daß dieser Ruhm auf gewissen dem Kunstwerk zugeschriebenen Eigenschaften beruhte, die dasselbe nicht einmal nach der Meinung und Absicht seines eigenen Schöpfers besaß.

Einen Fall solcher Art hat die russische Kunst- und Litteraturgeschichte und wahrscheinlich diese allein aufzuweisen. Die Sache ist merkwürdig genug, um im Zusammenhange erzählt zu werden.

Siebenundzwanzig Jahre und sechs Monate lang (vom Herbst des Jahres 1830 bis zum Frühling 1858) lebte zu Rom ein russischer Maler, den die ganze Stadt unter dem Namen Signor Alessandro kannte, dessen nähere Bekanntschaft sich indessen auf einen enggeschlossenen Kreis beschränkte, und der diesem Kreise für einen höchst merkwürdigen Menschen galt. Fernerstehende wußten von dem im Jahre 1806 zu St. Petersburg geborenen und auf Kosten seiner Regierung nach Rom gesendeten Alexander Iwanow nur, daß er der Kategorie derjenigen Maler angehöre, die die Arbeit eines halben Lebens an ein Bild gesetzt haben und mit diesem Bilde nicht fertig zu werden vermögen; Kennern und Freunden war dagegen nicht zweifelhaft, daß der Künstler, dem dieses nicht eben beneidenswerte Los gefallen, trotz alledem und alledem ein Talent und zwar ein Talent höchst eigentümlicher Art sei. Iwan Turgenjew, der Iwanow zu Ende von dessen römischem Aufenthalte (im Jahre 1857) kennen lernte, schildert ihn wie folgt: „Jahrelange Absonderung von der Welt und von anderen Menschen, Beschäftigung mit sich selbst und ausschließliche Koncentration auf einen unabläßig verfolgten, unverändert festgehaltenen Gedanken hatten dem Wesen Iwanows einen merkwürdigen Stempel aufgeprägt. Er hatte etwas Mystisches und zugleich Kindliches, etwas Tiefsinniges und dabei zugleich Possierliches an sich; er erschien rein und offen und

doch auch wieder versteckt, fast möchte ich sagen schlau. Auf den ersten Blick erschien er uns (mir und meinem Freunde W. Botkin) höchst mißtrauisch, zurückhaltend und von einer halb finsteren, halb abwartenden Schüchternheit, — als er sich an uns gewöhnt hatte, entfaltete er eine weiche und liebenswürdige Natur. Er konnte über den kleinsten Scherz lachen, über die einfachsten Dinge in Erstaunen, über einen zufällig gebrauchten scharfen Ausdruck in Schrecken geraten und dann wieder Aussprüche thun, deren Klarheit und Reife von dem unermüdlichen Nachdenken eines bedeutenden Kopfes zeugte. Gleich der Mehrzahl russischer Künstler hatte Iwanow eine nur höchst oberflächliche Bildung erhalten, die Vervollständigung derselben ließ er sich indessen nach Kräften angelegen sein. Die antike Welt und die assyrischen Altertümer hatte er im Interesse seiner künstlerischen Pläne eifrig studiert, die Bibel und insbesondere die Evangelien beinahe auswendig gelernt ..... An Litteratur und Politik nahm er wenig Anteil, sein ganzes Interesse war den Fragen zugewendet, die sich auf Kunst, Moral und Philosophie bezogen. Als ihm einst ein Heft geschickt gezeichneter Karikaturen zugesendet worden war und er dasselbe still und in sich gekehrt durchblättert hatte, richtete er sich plötzlich mit den Worten auf: »Christus hat nie gelacht«."

Zur Zeit seiner Bekanntschaft mit Turgenjew galt Iwanow denjenigen seiner Landsleute, die sich überhaupt um Kunst kümmerten, bereits für einen der ausgezeichnetsten Künstler aller Zeiten und für den russischen Maler par excellence. Und dennoch war das Bild, an welches er die Arbeit seines Lebens gesetzt hatte, außerhalb des Iwanowschen Ateliers von niemand und in diesem Atelier von einer nur beschränkten Zahl näherer Freunde gesehen worden; dennoch hatten die in Petersburg ausgestellten, vor dem Jahre 1830

geschaffenen Jugendwerke Iwanows selbst vor den nächsten Freunden des Künstlers für bloße anständige Mittelmäßigkeiten gegolten. Zur Erklärung dieses anscheinenden Widerspruches bedarf es eines Rückblickes auf des Künstlers Lebens- und Bildungsgang. — In beschränkten Verhältnissen aufgewachsen, mit einer nur höchst mäßigen Bildung ausgestattet und bezüglich seines künstlerischen Gesichtskreises auf die Bilder der Eremitagegallerie und die Schöpfungen seiner Landsleute beschränkt, hatte Iwanow sich während seiner Petersburger Studienjahre vornehmlich durch den Ernst seines Strebens hervorgethan, wegen einer gewissen Schwerfälligkeit seines Wesens und wegen der Langsamkeit seiner Art den Professoren der Akademie indessen so wenig imponiert, daß dieselben ihn längere Zeit hindurch im Verdacht hatten, seine besseren Jugendarbeiten nur mit fremder Hülfe fertig gebracht zu haben. In den Besitz eines Reisestipendiums war der vierundzwanzigjährige Kunstjünger nur mit Anstrengung gelangt und dieses Stipendium hatte man bloß für zwei Jahre berechnet, nach deren Ablauf der Stipendiat in seine Heimat zurückkehren sollte. — Als Iwanow nach Rom kam, brachte er eine gewisse Fertigkeit im Zeichnen und einige Übung im Kopieren mit, — zu einer wirklich künstlerischen Bildung war bei ihm so wenig Grund gelegt worden, daß er sich anfangs in den herkömmlichen „akademischen" Formen bewegte, dann zwischen den verschiedenen Richtungen steuerlos hin und her schwankte und schließlich dem damals auf der Höhe seines Ruhmes stehenden Thorwaldsen mit der wunderlichen Frage, „welcher Kunstrichtung er sich anschließen solle", ins Haus fiel. In der Folge gewann Overbeck einen gewissen Einfluß auf den strebsamen Russen, vollständig gab Iwanow sich dem deutschen Meister indessen nicht gefangen, da er dessen einseitige Vorliebe für die vorraphaelische Schule nicht teilte,

sondern nach längerer Beschäftigung mit derselben wieder zu den großen Vorbildern des 16. Jahrhunderts zurückkehrte. Bereits in der ersten Zeit seines römischen Aufenthaltes hatte er auf Grund eifriger Bibelstudien den Plan zu einem großen Bilde „Christi erstes Erscheinen vor dem Volke" gefaßt und der Vorbereitung zu diesem Werke waren die folgenden Jahre seines Lebens und die verschiedenen kleineren Bilder, die er während der vierziger Jahre malte, ausschließlich gewidmet. In der Stille lebte er nur dem Gedanken an die eine große Arbeit, die das Werk seines Lebens werden sollte und der all die historischen und künstlerischen Studien galten, denen er mit rastlosem Eifer oblag. Dann machte er sich an dieses Werk, das nach zweijähriger Arbeit auf Leinwand gezeichnet und leicht untermalt war, zu Ende der 40er Jahre aber in Stocken geriet, weil der Künstler unter dem Einfluß der ihn umgebenden westeuropäischen Welt zu einem ganz anderen wurde, als er bei seiner Ankunft in Rom gewesen war. Der in den traditionellen Darstellungen der Kirche seines Volkes und Landes emporgekommene, gläubige griechisch-orthodoxe Christ hatte sich in einen Jünger der modernen Weltanschauung verwandelt. An der tief religiösen Grundstimmung von Iwanows reichem Gemüte hatte der Wechsel seiner Ansichten nichts zu ändern vermocht, und die Macht der byzantinischen Kunst- und Religionsanschauung, in welcher er emporgekommen, bewährte sich bis an das Ende seines Lebens: theoretisch und seinen bewußten Tendenzen nach war der weiland gläubige Byzantiner indessen in religiöser Rücksicht zum Rationalisten, in Bezug auf seine Kunstrichtung zum Realisten geworden.

In der Absicht, die Figuren der heiligen Geschichte so zu malen, wie sie wirklich gewesen, durchstreifte er den Ghetto Roms und die Judenviertel anderer italienischer Städte

(namentlich Livornos), um jüdisch-orientalische Typen zu studieren. Dann warf er sich mit Leidenschaft auf die Erforschung assyrischer, syrischer und jüdischer Archäologie, und nur der Mangel an den dazu erforderlichen Mitteln verhinderte ihn, nach Jerusalem und Kleinasien zu reisen und hier „an der Quelle“ nach wahrheitsgetreuen Motiven für das Werk zu suchen, das die höchste künstlerische und geschichtliche Wahrheit in sich vereinigen sollte. — Von dem merkwürdigsten der in dieser Richtung unternommenen Versuche wird uns durch Turgenjew berichtet. Iwanow hatte das Straußische „Leben Jesu“ gelesen und von demselben einen so mächtigen Eindruck empfangen, daß er die Anschauungen dieses Buches seinem Bilde zu Grunde zu legen und das Werk demgemäß umzugestalten beschloß. Daran aber ließ er sich nicht genügen: trotz seiner Armut beschloß er nach Deutschland zu reisen, den berühmten Gelehrten nach Rom einzuladen und ihn um ein Urteil darüber zu bitten, ob sein Messiasbild das Richtige getroffen habe. — Dieses wunderliche Unternehmen wurde wirklich in Ausführung gebracht. „Nach Iwanows eigener Schilderung hat Strauß den russischen Maler, der eines Tages bei ihm erschien, für einen Wahnsinnigen gehalten. Das Gespräch wurde von Strauß' Seite in lateinischer, von Iwanow in italienischer Sprache geführt, da der erstere des Italienischen, der letztere des Deutschen nicht mächtig war; dazu kam, daß der Maler das Lateinische, der Gelehrte das Italienische nur höchst mangelhaft verstand.“ Die Sache blieb natürlich resultatlos und Iwanow war naiv genug, in die höchste Verwunderung zu geraten, als Turgenjew ihm klar zu machen suchte, daß das ganze Unternehmen verfehlt gewesen wäre, auch wenn Strauß sich zu der ihm zugemuteten Römerfahrt entschlossen hätte. — Bemerkenswert ist, daß Iwanow in politischer Rücksicht mit dem Altrussentum

seiner Jugend ebenso vollständig brach wie in religiöser Hinsicht; das Jahr 1848 hatte ihn zum entschiedenen Anhänger der demokratischen und nationalen Bestrebungen Jungitaliens gemacht und mit Alexander Herzen, dem Vater des russischen Radikalismus, stand er seit Jahren auf freundschaftlichem Fuß. Deutlicher als durch eine Mitteilung des Berichts, den Herzen über sein Verhältnis zu Iwanow aufgezeichnet hat, läßt der innere Widerspruch, der das Leben dieses merkwürdigen Künstlers und Menschen bewegte, sich überhaupt nicht bezeichnen und darum teilen wir diesen Bericht nachstehend mit. — Im Herbst des Jahres 1857 (ein Jahr vor seiner Rückkehr nach Rußland und kurz vor seiner Bekanntschaft mit Turgenjew) hatte Iwanow dem in London lebenden russischen revolutionären Publizisten das Folgende geschrieben:

„Wenn ich dem jetzigen Fortschritte folge, so kann ich mich der Überzeugung nicht verschließen, daß auch meine Kunst, meine Malerei eine neue Richtung einschlagen muß. Ich glaube nirgend eine so vollständige Klärung meiner Ideen und Anschauungen finden zu können als im Verkehr mit Ihnen. Darum habe ich mich entschlossen, auf eine Woche zu Ihnen nach London zu kommen."

Einige Tage darauf schrieb Herzen das Folgende: „Endlich ist Iwanow eingetroffen. In den zehn Jahren, daß ich ihn nicht gesehen, ist er sehr alt geworden; sein Haar ist ergraut, der national-russische Ausdruck seines Gesichtes tritt noch stärker als früher hervor, — kindliche Gutmütigkeit und Einfachheit verrät jedes seiner Worte, jede seiner Bewegungen. Nachdem wir am ersten Tage die Nationalgallerie besichtigt hatten, speisten wir zusammen. Er wurde nachdenklich, seine Miene, selbst sein Lächeln nahm den Ausdruck der Traurigkeit an, — dann wurde er gesprächiger und endlich sagte er das Folgende: Was mich drückt und nicht

zur Ruhe kommen läßt, ist der Verlust des religiösen Glaubens, der mir noch zur Zeit Ihres Aufenthaltes in Rom Leben und Arbeit erleichterte .... Der Friede meiner Seele ist gestört — zeigen Sie mir einen Ausweg, zeigen Sie mir neue Ideale! Die Ereignisse, deren Zeugen wir gewesen, haben mich auf Gedanken gebracht, von denen ich mich nicht wieder befreien kann, — jahrelang haben diese Gedanken mich beschäftigt, und als ich mit denselben ins klare gekommen, sah ich, daß meine Seele den Glauben verloren habe. Mich verzehrt der Gedanke, daß ich meine neuen Anschauungen nicht zu künstlerischem Ausdruck zu bringen vermag, — zu meinen alten Anschauungen aber kann ich nicht zurückkehren. Bilder religiösen Inhalts zu malen, wenn man an die Religion nicht glaubt, ist unsittlich, ja sündhaft, und ich kann mich über die Italiener und Franzosen nicht genug wundern, die keinen Stein der katholischen Kirche auf dem ändern lassen wollen, nichtsdestoweniger aber die Wände derselben ausschmücken helfen. Das kann ich nicht, das werde ich niemals können. Man hat mir die Oberaufsicht über die Malerarbeiten an der Isaakskathedrale angeboten, — eine ehrenvolle Stellung, die mir eine auskömmliche Existenz gesichert hätte. Lange bin ich mit mir zu Rate gegangen, schließlich aber habe ich „Nein" gesagt. Wie sollte ich mich selbst achten, wenn ich den Tempel Gottes ohne Glauben betreten und an demselben mit zweifelerfüllter Seele arbeiten wollte! Lieber arm bleiben und nie wieder einen Pinsel anrühren!"

Als Iwanow dieses Gespräch mit Herzen führte, war das Bild, an welches er die besten Kräfte seines Lebens gesetzt hatte, nahezu vollendet. Er hatte zu demselben vierundzwanzig kleinere und fünf ausgeführte größere Skizzen entworfen,

einzelne derselben vollständig in Öl ausgearbeitet, um (wie in dergleichen Fällen gewöhnlich ist) schließlich zu der ersten Idee zurückzukehren. Die Summe aller Skizzen zu diesem Werk betrug (ungerechnet die Zeichnungen unzählbarer einzelner Figuren, Köpfe und Drapierungen) über zweihundert. Bereits zu Ende der vierziger Jahre war die ursprüngliche Idee in einem fertigen Bilde zum Ausdruck gebracht und über dieses Bild die Meinung Cornelius', Overbecks, Thorwaldsens und Camuccinis eingeholt worden: dann hatte ein Bessern, Verändern und Neuentwerfen desselben begonnen, das zehn Jahre andauerte und erst zum Abschluß kam, als in dem Künstler die innere Revolution vorgegangen war, deren Wirkungen er seinem Freunde Herzen so ergreifend geschildert hat. Als er die letzte Hand an seine Arbeit legen wollte, war dieselbe ihm vollständig verleidet; die Absicht, alle Köpfe noch einmal durchzugehen und denselben einen einheitlichen Ton zu verleihen, gab er gegen seine bessere Überzeugung und lediglich auf Zureden einiger Beschauer auf, weil die vieljährige mit unermüdlichem Fleiß verfolgte Arbeit ihm zum Ekel geworden war. Dann packte er ein, um die Stadt, die seine zweite Heimat geworden war, so rasch wie möglich zu verlassen, sein Bild nach Kiel zu begleiten, dasselbe einer plötzlichen Erkrankung wegen allein über die Ostsee zu senden und einige Wochen später über Berlin und Stettin in das vor achtundzwanzig Jahren verlassene Petersburg zurückzukehren.

Der Ruf seines Namens war dem Künstler längst vorhergegangen, sein Werk in ganz Rußland bekannt, bevor dasselbe auch nur vorläufig zum Abschluß gekommen war. Der berühmte russische Humorist Gogol war wiederholt in Rom gewesen und hatte bereits um die Mitte der vierziger Jahre

auf Grund flüchtiger Bekanntschaft mit Iwanows ersten Entwürfen das Folgende nach St. Petersburg geschrieben:

„Der Wert von Iwanows Bilde liegt jetzt klar vor aller Augen. Ganz Rom beginnt laut zu sagen, daß dieses Werk bereits in seiner gegenwärtigen, die Idee des Künstlers nur höchst unvollständig ausdrückenden Gestalt eine Erscheinung bilde, wie sie seit den Zeiten Raphaels und Leonardo da Vincis nicht wieder vorgekommen sei."

Dieser Verkündigung waren andere, nicht minder enthusiastische Apostrophen des damals einflußreichsten russischen Dichters und Schriftstellers gefolgt; Gogol (der bekanntlich in unheilbaren religiösen Wahnsinn verfiel) befand sich bereits damals in seiner mystischen Periode; er sah in Iwanow einen Erneuerer des echten Christentums, den Vorläufer der welterneuernden Mission des „gläubig gebliebenen" slavisch-russischen Volkes und pries ihn in diesem Sinne den Führern der damals im Aufschwung begriffenen Moskauer Slavophilenpartei an. Das Nämliche hatte der angesehenste russische Gelehrte damaliger Zeit, der Professor Pogodin, bei Gelegenheit eines im „Moskowitänin" veröffentlichten italienischen Reiseberichtes gethan, und aus der Übereinstimmung des berühmtesten Dichters und des Theoretikers der Schule war von den Moskauer Nationalen ohne weiteres geschlossen worden, daß das Werk der slavischen Welteroberung durch den Maler des „Messias" thatsächlich begonnen worden sei. Zum unumstößlichen Lehrsatz wurde diese Meinung, als der Begründer und Altmeister des Slavophilentums, der geistreiche Phantast N. F. Chomjäkow, in der Zeitschrift „Russkaja Besseda" feierlich erklärte, „Iwanow sei ein großer, aus dem Busen des russischen Volksgeistes hervorgegangener, von mächtiger religiöser Empfindung erfüllter, starker, ein gewaltiger Künstler, der in einer Zeit des Unglaubens und allgemeinen Abfalls von der wahren Kunst eine neue Fleisch-

werdung des christlichen Dogmas aus der Tiefe seines ruhigen und gläubigen Herzens geschöpft und dadurch den Grund zur russischen Malerei und zu einer neuen Kunst gelegt habe".

Braucht besonders gesagt zu werden, daß die beiden ersten Propheten von Iwanows angeblicher christlicher und slavischer Mission voreingenommene, von wirklichem Kunstverständnis weit entfernte Dilettanten waren, und daß Gogol kurz vor seiner Bekanntschaft mit dem Messiasbilde Brülow für einen der größten Maler der Neuzeit erklärt und dessen von Iwanow perhorreszziertes, auf den rohesten Effekt berechnetes Gemälde „der Untergang von Pompeji" begeistert angestaunt hatte? Das Iwanowsche Bild hatte die Führer der Slavophilenschule in Extase versetzt, weil diese Männer sich in einem Zustande permanenter Exaltation für die Herrlichkeit ihres Landes und Volkes befanden und weil ihr Bedürfnis nach Zeugnissen für die weltgeschichtliche Mission des Slaventums lange vor Beendigung des Werkes gereift war, das ihnen für ein solches Zeugnis galt. Die ganze Sache trug das Gepräge des Künstlichen und Gemachten so deutlich an der Stirn, daß es kaum einer Erklärung dafür bedarf, daß die Veranlassung zu derselben (das Iwanowsche Bild selbst) kaum einige Wochen lang die öffentliche Aufmerksamkeit Rußlands beschäftigte und daß der Künstler der Triumphe, die man ihm fertig entgegentrug, niemals froh geworden ist.

Anfang Mai des Jahres 1858 war Iwanow in St. Petersburg gelandet. Die folgenden Wochen vergingen mit Besuchen bei Freunden und Gönnern, Vorstellungen bei Hof und bei Großwürdenträgern, endlich mit Vorbereitungen zu der öffentlichen Ausstellung des Bildes. (Während dieser Ausstellung traf der zufällig in der Newaresidenz anwesende Turgenjew mit dem in Uniformsfrack und Dreimaster verkleideten, von der staubigen, durch kalte Winde abgelösten Hitze des nordischen

Sommers empfindlich leidenden Maler zusammen.) Der Kaiser sagte Iwanow einige gnädige Worte, die Großfürstin Marie versprach den Ankauf des Bildes für 10 000 Rubel und Erwirkung einer jährlichen Pension im Betrage von 2000 Rubel, — als dieses Versprechen aber nicht sofort erfüllt und der empfindliche Künstler dadurch in heftige Erregung versetzt wurde, befiel ihn eine heftige Choleraattaque. Drei Tage nach seiner Erkrankung, am 3. Juli 1858, war Alexander Iwanow eine Leiche. Sein Bild wurde für 15 000 Rubel vom Staate angekauft und dem Moskauer öffentlichen Museum geschenkt, wo es noch gegenwärtig aufbewahrt wird. Eine zuverlässige Beschreibung dieses sogut wie vergessenen Kunstwerkes ist niemals veröffentlicht worden und dem Namen seines Schöpfers begegnet man — von der slavistischen Litteratur der 50er Jahre abgesehen — auch in dem heutigen Rußland nicht mehr.

Die Gelegenheit zu einer wenigstens indirekten Bekanntschaft mit diesem „russischen Kunstwerk der Zukunft" ist dem deutschen Publikum seit wenigen Jahren geboten worden. Auch damit hat es eine höchst eigentümliche Bewandtnis. Vor einigen Jahren verstarb zu Rom Alexander Iwanows jüngerer Bruder, der Architekt Sergey Iwanow, unter Hinterlassung eines ziemlich beträchtlichen Vermögens. Zum Erben dieses Vermögens hat der russische Künstler, der Erbe und Bruder des „eminent nationalen" Malers, keine russische, sondern eine deutsche Kunstanstalt, das deutsche archäologische Institut zu Rom, eingesetzt und an dieses Vermächtnis die Bedingung geknüpft, daß aus den Zinsen desselben eine von dem Institut geleitete Herausgabe der künstlerischen Hinterlassenschaften seines Bruders veranstaltet werde. Das Vertrauen des Erblassers zu der Gewissenhaftigkeit seiner deutschen Erben ist vollständig gerechtfertigt worden. In trefflicher chromo-

lithographischer Ausstattung liegen von Iwanow hinterlassene „Darstellungen aus der heiligen Geschichte" vor[1].

Aus diesen Studienblättern, insbesondere denjenigen, welche als direkte Vorarbeiten zu dem Messiasgemälde gedient haben, läßt sich eine deutliche Vorstellung von Iwanows Talent und von der Eigenart seines vielbesprochenen Hauptwerkes gewinnen. Über die Komposition desselben (welche sich in einer der Zeichnungen ziemlich genau wiederfindet) sagt Botkin das Folgende: „Johannes der Täufer hat seine Predigt damit beendet, daß er die Augen der versammelten Zuhörer auf den aus dem Hintergrunde vorschreitenden Christus lenkt. In der Mitte des Vordergrundes steht der hagere, abgezehrte, durch das Feuer seiner Überzeugung und Rede imposant wirkende Täufer da. Ihm zur Seite stehen die Apostel Johannes und Andreas, hinter ihnen Nathanael und der ungläubige Thomas. Alle befinden sich am Ufer des Jordan, in welchem viele von ihnen eben erst getauft worden sind; einige haben den Fluß bereits verlassen, andere, wie z. B. ein Knabe und ein Greis, eilen denselben zu verlassen, um Christum zu erschauen. Ein Sklave lauscht neben dem

[1] Die erste Anregung zu dieser Publikation scheint von Turgenjew ausgegangen zu sein, der im Jahre 1861 das Folgende schrieb: „Aus diesen merkwürdigen Zeichnungen geht der leitende Gedanke Iwanows deutlich hervor; bei der Ausarbeitung derselben wurde der Künstler nicht durch den Pinsel gehemmt, den er namentlich gegen das Ende seines Lebens nicht vollständig beherrschte, da seine durch angestrengte und beständige Arbeit angegriffenen Augen ihn im Stich zu lassen begannen. Bekanntlich erscheint auch auf seinem Gemälde die Figur Christi zu weit von den übrigen Figuren entfernt; besonders groß nimmt diese Entfernung sich auf der W. P. Botkin gehörigen Skizze aus. *Photographische Abbildungen dieser Skizze würden für alle Verehrer des edlen, guten und unglücklichen russischen Malers Alexander Iwanow ein wahres Geschenk sein.*" Erwähnt sei, daß ein Bruder des hier genannten W. P. Botkin, Herr Michael Botkin, den „Darstellungen aus der heiligen Geschichte" eine ausführliche Biographie des Künstlers (in russischer und deutscher Sprache) beigegeben hat.

getauften Herrn, . . . ein Greis, der sich auf den Arm seines knabenhaften Führers stützt, will aufstehen, um zu sehen, was vorgeht. — Ein Vater, der sein Obergewand anzulegen im Begriff ist, und dessen Sohn schauen mit Rührung auf Johannes, — neben ihnen bleibt ein junger Mann, der sein Kleid bereits in Händen hält, stehen, um dem Täufer zuzuhören. Weiter hinten ist eine Gruppe von zuhörenden Pharisäern aufgestellt, neben welcher Krieger zu Pferde halten. In der Mitte des zweiten Grundes befindet sich eine Gruppe Sitzender, von denen einige sich in die Richtung wenden, woher Christus kommt, während andere der Rede des Täufers mit dem Ausdruck der Versunkenheit zuhören. Im Hintergrunde der rechten Seite schreitet Christus vom Berge herab — eine einzelne majestätische Figur mit dem Ausdruck der Ruhe und Traurigkeit. — Unwillkürlich gesellt der Beschauer sich den Gruppen des Bildes zu, um sich in das Anschauen dieser Gestalt zu vertiefen, die trotz ihrer Stellung im Hintergrunde den Mittelpunkt des Ganzen bildet."

Die charakteristische Eigenschaft dieses Bildes, wie aller in den vorliegenden Heften veröffentlichten Iwanowschen Zeichnungen, ist eine Verbindung zwischen byzantinischer Gebundenheit und modern schrankenloser Freiheit, tief religiöser Innerlichkeit und nacktem Realismus, deren Wirkung sich durch Worte schwer wiedergeben läßt. Allenthalben scheint dem Künstler daran gelegen zu sein, die Nüchternheit und rücksichtslose geschichtliche Wahrheit seiner Auffassung darzulegen; seine Figuren sollen wirkliche, nicht idealisierte jüdische Typen darstellen, seine Zeichnung von Landschaft, Architektur, Hausgerät betont vor allem das orientalische Element in der jüdischen Geschichte und geht mit einer gewissen Ängstlichkeit den Ergebnissen der archäologischen Forschung nach. Die eigentümliche Beschaffenheit palästinensischer Gebäude und Ge=

lasse ist auf das sorgfältigste nachgebildet, — die verschiedenen Abbildungen des Salomonischen Tempels erweisen sich als Ergebnisse jahrelanger eingehender Studien, — sitzende Gruppen werden nie anders als in den eigentümlich orientalischen Stellungen des Kauerns und Liegens dargestellt, — wenn die heilige Familie schlafend abgebildet wird, so glaubt der Maler es der Treue des Lokals schuldig zu sein, daß er sie auf dem Dach ihr Lager aufschlagen läßt. Sein Johannes der Täufer sieht wie ein unheimlich fanatischer Wüstenasket aus, der sich in der That nie anders als von Heuschrecken genährt, nie Haare und Bart gestutzt, nie andere Kleidung als solche aus Kamelhaaren getragen hat. Und trotz dieser Wendung zu äußerster realistischer Treue und Wahrheit kann der Künstler den innerlich gebundenen, an die Traditionen der orientalischen Kirche und des russischen Volkstums festgeschmiedeten Byzantiner nirgend verleugnen! Kein Ausdruck gelingt ihm so vollständig wie derjenige einer willenlosen, fast könnte man sagen *sklavischen* Hingabe an die Autorität, — die ergreifendsten Gestalten, die er geschaffen, sind diejenigen demütiger Herdenmenschen, die im Bewußtsein ihrer inneren und äußeren Armut und Blöße rückhalts- und widerstandslos, gleichsam mechanisch, nach dem Heil greifen, — denen das „Sichselbstaufgeben" keine Anstrengung und keinen Entschluß kostet, weil sie sich nie selbst angehört haben. Diese jüdischen Bettler, Rabbiner und Priester sind trotz der Arbeit, welche an ihre Ausstattung mit semitischen und orientalischen Attributen verwendet worden ist, zuletzt doch nur *Russen*, — Russen, die ein Jahrtausend unter der Herrschaft des weltlichen und des kirchlichen Absolutismus gelebt, Byzantiner zu Vorbildern und zu Lehrern gehabt haben! — Absichtlich scheinen die Typen der byzantinischen Kirche und Kunst nur bei der Darstellung von Engeln und Heiligen festgehalten worden zu sein, die aus diesem Grunde einen höchst merkwürdigen, aber

keineswegs reizlosen Eindruck machen, einen Eindruck, der sich mitunter (z. B. in den Zeichnungen von der Verkündigung Mariä und von dem Traum Josephs) zum Grandiosen steigert. Andere dieser Darstellungen wirken durch eine liebevolle Wärme und Innerlichkeit der religiösen Empfindung, die mit den reichlich vorhandenen Zügen des Unharmonischen und geradezu Unschönen unwillkürlich versöhnt und dem Beschauer den merkwürdigen Künstler und Menschen wert macht, dessen tief religiöse Gesinnung mächtiger gewesen ist als die Summe all der Einflüsse, die der skeptische Zeitgeist auf ihn geübt, — mit nahezu tödlicher Wirkung geübt hat!

Allendlich bleibt freilich übrig, daß Alexander Iwanow, trotz des hohen und rücksichtslosen Ernstes seines menschlichen und seines künstlerischen Ringens, weder als Mensch noch als Künstler an das ersehnte Ziel einer einheitlichen und versöhnten Weltanschauung gelangt ist. Was immer zum Lobe und zur Erklärung der „Darstellungen aus der heiligen Geschichte“ angeführt werden mag, — der Mangel an Harmonie, an wahrhaft künstlerischer Vollendung und Durchbildung derselben läßt sich nicht bestreiten und nicht wegschaffen. Bei der Beurteilung von Kunstwerken wird dieser Mangel aber als entscheidend angesehen werden müssen. — Merkwürdig und in hohem Grade lehrreich werden diese Hinterlassenschaften eines in seiner Weise bedeutenden und dabei eminent ehrlichen Talentes nichtsdestoweniger bleiben. Drängt sich dem Beschauer, der bei den Iwanowschen Kunstblättern sinnend verweilt, doch unwillkürlich der Gedanke auf, daß dieselben nicht nur den Bildungsgang eines einzelnen Menschen, sondern die Entwickelungsgeschichte eines ganzen Volkes widerspiegeln, bei welchem auf tausendjährige Gebundenheit an eine despotische Tradition zügelloser Freiheitsdrang, — auf den Byzantinismus krasser Realismus und schließlich — Nihilismus gefolgt ist!

VIII.

Geheimpolizei.

1.

Offizielle. Der Minister des Innern.

Zu Tolstois Nachfolger im Ministerium des Innern ist, wie erwähnt, der wirkliche Geheimrat Durnowo ernannt worden, ein korrekter nüchterner Beamter ohne irgend welche glänzende Antecedentien noch Verbindungen[1], wie geschaffen zum „Fachminister", welcher, ohne sich dabei eigene Gedanken zu machen, nach den Weisungen anderer handelt. Herr Durnowo hat sich anheischig gemacht, das Werk Tolstois weiterzuführen, das heißt die provinziellen Landschaftsvertretungen um den Rest ihrer früheren Bedeutung zu bringen, die korporative und sociale Stellung des Adels neu zu befestigen und das Unkraut nihilistischer und revolutionärer Ideen auszuraufen. Der letzte Punkt erscheint als der wichtigste, weil er für den Kaiser zunächst in Betracht kommt. Seit der zur Zeit Loris Melikows erfolgten Aufhebung der

[1] Wohl zu unterscheiden von dem sehr reichen und vornehmen gleichnamigen Gouverneur von Moskau, Präses des Slavenkomitees u. s. w.

„dritten Abteilung“ sind beide Polizeien, die allgemeine und die politische Polizei (Gendarmerie), dem Ministerium des Innern unterstellt und ist der Chef dieses Ressorts demnach in doppeltem Sinne für die Sicherheit der allerhöchsten Person und der kaiserlichen Familie verantwortlich. Die Wichtigkeit der dadurch bedingten Verpflichtungen spiegelt sich in der Organisation des Ministeriums wider. Von den drei Ministergehülfen, die dem Minister des Innern zur Seite stehen (allen übrigen Ministern ist nur je ein Adjunkt beigegeben), ist einer sogut wie ausschließlich mit der Leitung der politischen Polizei und ihrer Filialen betraut. Bis vor wenigen Jahren bekleidete General Orschewski, ein eleganter Offizier, hervorragend durch Ehrgeiz, Skrupellosigkeit und Intriguenlust das wichtige Amt. Dieser angebliche Richelieu hat sich indessen wenig dauernd zu behaupten vermocht. Von seinem Nachfolger Schebeko ist Besonderes nicht zu vermelden.

Daß der Nihilismus weniger als früher von sich reden macht, daß ihm die Geldmittel ausgegangen sind und daß die Anziehungskraft seiner Geheimnisse von ihrem früheren Reize verloren hat, ist allgemein bekannt. Ob seine Gefährlichkeit abgenommen hat, weiß dagegen niemand mit Sicherheit zu sagen. Nach Meinung der nicht eben zahlreichen Personen, die von dem Treiben unserer revolutionären Geheimbünde eingehendere Kenntnis besitzen, hat der akute Nihilismus zu Gunsten des chronischen abgenommen. Die Zahl der mit verbrecherischen Gewaltthaten beschäftigten opferbereiten Hitzköpfe soll geringer geworden, die Masse der Unzufriedenen, welche nur noch von umstürzenden Ereignissen, unglücklich geführten äußeren Kriegen und dergleichen die Rettung erwarten, — diese Masse soll dagegen unaufhörlich und unaufhaltsam angewachsen sein. Abgesehen von dem Mißtrauen, mit welchem unsere modernen Nationalen jedem Fremden begegnen, haben

Verbreitung und Verzweigung geheimer politischer Agenten und Kundschafter innerhalb wie außerhalb Petersburgs so erheblich zugenommen, daß politische Gespräche mit einer Ängstlichkeit vermieden werden, die den Gewohnheiten russischen Lebens und russischer Menschen wenig entspricht. Sogar die in der slavischen Nationalität tiefbegründete, im Grunde wenig gefährliche Neigung zur Oppositionsspielerei und zum Spott über bestehende Einrichtungen und maßgebende Personen wagt sich nur noch selten hervor — man ist vorsichtiger als selbst zur Zeit des Kaisers Nikolaus, von den Tagen Alexanders II gar nicht zu reden. Aus der vornehmen und rücksichtlich der Freiheit ihrer Bewegung ziemlich verwöhnten Gesellschaft, in welcher damals verwegen radikale Redensarten von bärtigen und von unbärtigen, jungen und alten Lippen wie Modeformeln nachgesprochen wurden, ist die Besprechung öffentlicher Angelegenheiten sogut wie verschwunden; diejenigen Gebildeten aber, denen um die Dinge ernsthaft zu thun ist, beschränken ihren Meinungsaustausch auf vertraute Kreise. Nur wo es Schimpfen und Raisonnieren auf das Ausland gilt, herrscht die frühere Freiheit der Bewegung. Das Publikum eifert in dieser Rücksicht dem Verhalten der periodischen Presse nach, die bei ihren Urteilen über Fürst Bismarck, Graf Kalnoky, Lord Salisbury und Herrn Stambulow Mannesmut und Gesinnungstüchtigkeit so reichlich bewährt, daß ihr in inneren Fragen geübtes behutsames Schweigen dadurch nahezu kompensiert erscheint.

2.

Freiwillige Geheimpolizei.

„Mißverständnis und Mißtrauen haben sich wie Nebel über Rußland gebreitet, sie haben Maß, Gestalt und Farbe aller Erscheinungen unseres Lebens entstellt. Zwischen Obrig-

keit und Volk, Regierung und Gesellschaft, Intelligenz und Masse, ja zwischen den Angehörigen derselben Gesellschaftsklassen bestehen Mißtrauen und quälendes Mißverständnis. Alles ist aus der Bahn geraten, alles hat seinen alten Boden verloren, alles ist unzufrieden.

Wir reden klug, doch sind es leere Worte,
Vom Leben reden wir, doch ohne daß wir leben."

Mit diesen in den letzten Tagen des Jahres 1881 gedruckten Worten beschloß Iwan Aksakow seine Charakteristik der ersten zehn Monate der Regierung Kaiser Alexanders III. Daß dieses herbe Urteil das Wesen der Sache traf, mußte auch da anerkannt werden, wo man von dem berühmten Iwan Sergejewitsch und der Zeitschrift Russj nichts wissen wollte. Ein Jahr wie dieses war seit den Tagen des großen Interregnums in Rußland nicht wieder erlebt worden. Nikolaus hatte nach Niederwerfung einer Verschwörung den Thron bestiegen und bleierne Reaktionsfurcht über das weite Reich gebreitet — der Erbe des schmählich ermordeten Alexander II hatte dreifache Befürchtungen geweckt. Neben der allgemeinen Besorgnis vor neuen revolutionären Attentaten liefen die Furcht vor blinder Reaktion und Furcht vor der Furcht her.

Die letztere war die schlimmste, denn von einer furchtsam gewordenen Regierung konnte man die peinlichsten Überraschungen gewärtigen. Liberalerseits machte man sich auf das Äußerste gefaßt, nachdem der neue Herrscher drei freisinnigen Ministern seines Vaters an einem Tage den Abschied gegeben hatte. Die ehrlichen Konservativen klagten, daß ein Glücksspieler (Graf Ignatiew) zum vertrautesten Ratgeber des Zars aufgerückt sei — die Massen aber standen unter dem Eindrucke zweier neuer Attentate, der Festnahme des nihilistischen Flottenoffiziers Suchanow und seiner sechs Genossen, der in der Michailowschen Militärschule ermittelten Umtriebe

und der entsetzlichen Fahrlässigkeiten, welche verschiedenen Polizeibeamten nachgewiesen worden waren. Da die Entdeckung der nihilistischen Geheimdruckereien schlechterdings nicht gelingen wollte, glaubte man sich alltäglich auf neue Ausbrüche gefaßt machen zu müssen. In der hohen Gesellschaft war es öffentliches Geheimnis, daß der Kaiser seines Lebens keinen Augenblick sicher zu sein meinte, daß Besorgnisse vor der Allgegenwart und Allwissenheit der nihilistischen Verschwörung den Monarchen von Petersburg nach Gatschina begleitet hatten und daß diese Gespenster Hausgäste des kaiserlichen Zufluchtsortes geworden waren. Die abgeschmacktesten Gerüchte wurden geglaubt, die erprobtesten Diener verdächtigt, die gleichgültigsten Vorgänge zu Schreckensgeschichten aufgebauscht. Unterminierte Brücken und Straßen, im Schloßpark versteckte Dynamitbomben, auf dem kaiserlichen Tische gefundene Drohbriefe, in Hoflivreen vermummte Meuchelmörder und diesen verwandte Schreckbilder ängstigten Vornehme und Geringe so unaufhörlich, daß schließlich niemand mehr wußte, wo die wirkliche Gefahr aufhörte und die eingebildete anfing.

Unter dem Einflusse dieser Unruhe und Überreizung tauchte in den Kreisen jüngerer Hofbeamten und Offiziere der abenteuerliche Plan auf, eine der nihilistischen Verschwörung nachgeahmte geheime Gesellschaft ins Leben zu rufen. Zweck derselben sollte sein, die Sicherheit der kaiserlichen Familie in die besten Hände zu legen und gleichzeitig die Verschwörer mit ihren eigenen Waffen zu schlagen, das heißt die in- und ausländischen Nihilistenpläne durch eine konservative Geheimorganisation auskundschaften zu lassen. An das Vorhandensein einer diesem Zwecke gewidmeten Staatseinrichtung, der politischen Polizei, dachte man dabei ebensowenig wie an den wunderlichen Eindruck, den es machen mußte, wenn die Blüte des russischen Hochadels sich in ein Corps

politischer Geheimpolizisten verwandelte und die Spionage zum Range eines vornehmen Sports erhob. Das Stichwort war einmal ausgegeben, für die neue Freiwilligenorganisation der wohlklingende Name „heilige Schar“ (swätája drushína) erfunden und die Sache dadurch in Mode gebracht worden, daß einige im Geruche besonderer Eleganz und Vornehmheit stehende junge Herren an die Spitze traten. Die erforderlichen Geldmittel sollten durch Subskription in der hohen Gesellschaft aufgebracht werden — thatsächlich übernahm der als Hofjägermeister fungierende Millionär Fürst Demidow San Donato (Neffe und Erbe des im Jahre 1870 verstorbenen Gemahls der Prinzessin Mathilde Bonaparte) den größten Teil der Ausgaben auf seine Kasse. Der Großfürst Wladimir und der Hofminister Graf Woronzow-Daschkow erwirkten die kaiserliche Genehmigung des Statuts der neuen Geheimgesellschaft, die im Sommer 1881 ihre Thätigkeit begann. Behufs Bestreitung der „groben Arbeit“ wurde zunächst eine Anzahl bezahlter Agenten[1] angeworben und sodann der Versuch gemacht, mit den Polizeiorganen derjenigen ausländischen Staaten Verbindungen anzuknüpfen, die als Nachbarn Rußlands oder als Beherberger politischer Flüchtlinge besonders in Betracht kamen.

In Berlin hatte man mit der Zwiespältigkeit und Unzuverlässigkeit russischer Geheimagenten zu zahlreiche und zu unliebsame Erfahrungen gemacht, um der neuen Species der-

[1] In der Auswahl dieser Agenten war man nicht glücklich. Von dem technischen Chef derselben ist bekannt, daß er freilich recht findig, aber ein „Liebhaber von Papierchen“, d. h. von bunten Rubelnoten, sei. Ein Beamter der offiziellen geheimen Staatspolizei witzelte damals über die neue Errungenschaft einer „freiwilligen“ Geheimpolizei. Nächstens, sagte er, werden wir alles Obligatorische durch „Freiwilliges“ ersetzt haben. Die staatliche Marine soll ja entbehrlich gemacht werden durch die „freiwillige Kreuzerflotte“. Demnächst giebt es wohl nur noch freiwillige Artillerie, freiwillige Kavallerie, freiwillige Infanterie u. s. w.

selben das erwartete Entgegenkommen zu zeigen. In London und in Genf gelang es dagegen, mit einflußreichen Polizeibeamten Fühlung zu gewinnen, in Paris aber war man so glücklich gewesen, ein paar „berühmte“ Veteranen der ehemaligen bonapartistischen Geheimpolizei gegen reichliche Bezahlung für die gute Sache gewinnen zu können. Sodann wurden Filialen im Innern des Reiches errichtet und junge Edelleute zum Eintritt in die Liga eingeladen. Das modische und aristokratische Aussehen der Sache, die dabei zu verdienenden Reise- und Tagegelder und die Aussicht auf Verbindung mit den „höchsten Kreisen“ übten so unwiderstehliche Anziehungskraft, daß wohlgeborene Herren der verschiedensten Rangs- und Altersklassen sich scharenweise für den neuen Ehrendienst meldeten, ja daß „Söhne guter Häuser“ sich bereit erklärten, untergeordnete, aber gut bezahlte Stellungen anzunehmen. In geheimer Mission und für fremde Kosten nach Odessa und Kijew oder gar nach Genf und Paris reisen zu können, erschien ebenso interessant wie vergnüglich, um so vergnüglicher, als diese Fahrten für patriotische, dem Vaterlande freiwillig geleistete Dienste zählen sollten. Die Zeiten, in denen der Kultus liberaler Ideen und Redensarten die höchste Stufe des comme il faut gebildet hatte, waren einmal vorüber, die Anläufe zur Russifizierung Polens und Litauens gleichfalls aus der Mode gekommen. Warum sollte man seine freien Stunden nicht ebenso standesmäßig als Geheimpolizist ausfüllen können wie früher als Volkstribun oder als politischer Missionär?

Begreiflicherweise sah die offizielle Staatspolizei die neue aristokratische und dazu freiwillige Mitbewerberin um den politischen Sicherheitsdienst mit ziemlich ungünstigen Augen an. Seit Aufhebung der berühmten „dritten Abteilung“ (August 1880) war die hohe Polizei dem Ministerium

des Innern unterstellt und der Obhut eines Abteilungschefs desselben anvertraut worden. Inhaber dieses Amtes war damals ein ehrgeiziger Streber, General Tscherewin, der dem Großfürsten Wladimir zuliebe nicht nur den Förderer der „heiligen Schar“ spielte, sondern seine Bereitschaft andeutete, die Oberleitung der hoffnungsvollen neuen Gesellschaft zu übernehmen. Anders urteilte der technische Leiter des Polizeidepartements, Geheimrat Plehwe, ein ernsthafter, von der Verantwortlichkeit seiner Stellung erfüllter Beamter. Auf den ersten Blick erkannte der erfahrene Mann, daß es sich um einen widersinnigen, für Einheit und Organisation seiner Verwaltung gefährlichen Augenblickseinfall anspruchsvoller Müßiggänger handele. Bei dem Ansehen, dessen dieselben genossen, blieb aber nichts übrig als vorläufig abzuwarten.

Anfangs schien natürlich alles vortrefflich zu gehen. Die Heiligen rühmten sich, wichtige Entdeckungen gemacht zu haben, die den amtlichen Spähern „unbegreiflicherweise entgangen sein sollten“. Besonderes Aufheben machte man von den wichtigen Diensten eines der nach Baden-Baden gesendeten Pariser Expolizisten, eines Biedermannes, der unter Herrn Pietri seine Schule gemacht und sofort ein halbes Dutzend gefährlicher Nihilistennester entdeckt haben wollte. Der Eindruck, welchen die Kunde dieser rettenden Thaten in den Petersburger Salons hervorrief, war so groß, daß man die „Heiligen“ als Retter Rußlands zu feiern begann, die den revolutionären Drachen auf den Tod verwundet hätten. General Tscherewin glaubte, daß der Augenblick für Ausführung seiner ehrgeizigen Pläne gekommen sei. In einer dem Großfürsten Wladimir übergebenen Denkschrift setzte er auseinander, daß die neuerdings gemachten Erfahrungen die Errichtung eines besonderen Polizeiministeriums unvermeidlich erscheinen ließen und daß das neue Ressort baldmöglichst mit

der „heiligen Schar“ in „organische Verbindung“ gebracht werden müsse.

Dem großen Erfolg der adeligen Freiwilligenpolizei folgte der hinkende Bote indessen auf dem Fuße. Da Verhaftungen und Auslieferungen angeschuldigter Verbrecher nur auf Antrag und unter Mitwirkung der Organe Plehwes vorgenommen werden konnten, hatte dieser die ihm gemachten Anzeigen eingehender Prüfung unterzogen. Diese Prüfung hatte ergeben, daß in zahlreichen Fällen Mystifikationen der gröbsten Art stattgefunden hatten und daß die angeblich Verdächtigen zumeist harmlose Reisende gewesen waren, denen sich nichts anhaben ließ. In anderen Fällen war die Sammlung von Überführungsstücken so vollständig unterlassen worden, daß begründete Auslieferungsanträge überhaupt nicht hatten gestellt werden können. Endlich hatten ein paar voreilig ausgeführte Verhaftungen höchst peinliche Verwickelungen herbeigeführt und die beteiligten Beamten vor dem Auslande bloßgestellt.

Auf Grund dieser Thatsachen richtete Herr Plehwe eine Beschwerde an den Kaiser, in welcher er vor dem wohlgemeinten, aber urteilslosen Denunciationseifer der „Heiligen“ ernstlich warnte und auf die Verwirrungen hinwies, welche die neuorganisierte Doppelwirtschaft anzurichten drohe. Ziemlich gleichzeitig beschwerten sich ein paar ältere angesehene Herren über das aller guten Adelstradition zuwiderlaufende Treiben der „Heiligen“, welche die Angeberei bald als Sport und bald als bezahltes Geschäft betrieben und sich auf Reiseabenteuer einließen, die ihren Angehörigen weder Vorteil noch Ehre brächten. Wenn Herr Paul Demidow sein Geld zu patriotischen Zwecken verwenden wolle, könne das auf passendere Weise geschehen u. s. w.

Der Macht dieser Gründe ließ sich um so schwerer

widerstehen, als heftige Zusammenstöße zwischen dem großfürstlichen Beschützer der „Heiligen“ und dem Minister des Innern wiederholt stattgefunden hatten. Wiederholt ereignete es sich, daß Agenten der „Heiligen“ mit ihren Häschern ganze Abteilungen der staatlichen Geheimpolizei verhafteten; andere Male geschah das Umgekehrte. Die grotesken Vorfälle wurden Gegenstand allgemeinen Stadtgeflüsters. Die Zahl der Gegner des neuen Instituts nahm in demselben Maße zu, wie der Eifer für dasselbe abnahm. Alexander III hielt daher für zweckmäßig, die „heilige Schar“ in aller Stille abzudanken und sich mit dem Schutze zu begnügen, den das von Herrn Plehwe geleitete Institut versprach. Später ist dieser letztere zum Staatssekretär ernannt worden, General Tscherewin aber wurde allergnädigst seiner Stellung enthoben. Von Publikum und Beamtentum gleich ungünstig aufgenommen, wurde der im Dezember 1881 öffentlich angekündigte Tscherewinsche Plan „einer Abzweigung der politischen Polizei vom Ministerium des Innern“, d. h. der Errichtung eines besonderen Polizeiministeriums, in elfter Stunde wieder aufgegeben. Der Minister des Innern, Graf Ignatiew, hatte über den Großfürsten Wladimir, den Schutzherrn Tscherewins und der heiligen Schar, noch einmal den Sieg davon getragen.

IX.

Klerikale Mißhandlungen.

Gräfin Anna Lzwow. Russian Atrocities.

In einer Zeitschrift, welche tonangebend sein will, ist gesagt worden: „Das »heilige Rußland« wäre uns am liebsten, wenn wir nichts von ihm zu wissen brauchten." Freilich, gemächlicher lebte es sich auf unserem Planeten, wenn wir „nichts zu wissen brauchten" von allem Häßlichen, das unsere Ruhe beeinträchtigt; wenn wir „nichts zu wissen brauchten" von Cholera und Rinderpest, von Phylloxera, Socialdemokratie und Anarchismus; wenn wir nicht auf Mittel und Wege, den Verheerungen der Seuchen Einhalt zu thun, zu sinnen hätten; wenn wir dazu nicht ihre Natur zu studieren hätten; und wenn solches Studium es nicht bloßlegen würde, daß Schädigung zumeist aus Unkenntnis der Schädlinge sich herleitet und Folge gleichgültiger Sorglosigkeit ist, welche es verabsäumte, zu rechter Zeit mit geringerem, alsdann noch ausreichendem Aufwande die Notwendigkeit späterer, größerer Opfer fernzuhalten. Freilich, schön wäre es, wenn wir von alledem „nichts zu wissen brauchten".

Jene tiefsinnige Sentenz wäre eine banale Selbstverständlichkeit, wenn sie nicht entbehrlich und unerwünscht er-

scheinende Nachrichten über Rußland vornehm abweisen wollte: allenfalls von äußerlichen Wetterzeichen, welche des östlichen Gewitters Nähe oder Ferne anzudeuten scheinen, darf geredet werden; aber was geeignet wäre, gleichsam die Klimatologie des Ostens zu erschließen, die Natur und Tragweite der von dorther drohenden Gefahren und die Mittel ihrer Abwehr zu bestimmen, das alles soll nicht zu den wichtigsten Lebensfragen gehören, nicht Gegenstand des öffentlichen Interesses sein, dagegen soll das Publikum, soll Europa gleichgültig bleiben, Widerwillen empfinden: am angenehmsten wäre es, wenn man darüber „nichts zu wissen brauchte".

Man hat es hier offenbar mit Mißverständnissen zu thun, welche aus dem Übereifer offiziösen Freiwilligendienstes entspringen, aus jenem „blinden Eifer" der Fabel, welcher schadet, wo er nützen, welcher schädigt, wo er schützen soll; mit einer falschen Auffassung des der europäischen Friedenspolitik zu Grunde liegenden Prinzipes.

Jedes Friedensjahr befestigt Europas Solidarität und verstärkt seine Macht zur Abwehr; jedes Friedensjahr vervollständigt Rußlands Isolierung und fördert seine innere Auflösung; jedes Friedensjahr vermindert Rußlands Gefährlichkeit. Je länger der Ausbruch eines Krieges sich hinausschieben läßt, um so zuversichtlicher kann Europa ihn aufnehmen. Je länger der Friede währt, für um so längere Dauer erscheint er gesichert. Daher soll Erhaltung des Friedens, sei es auch um hohen Preis, allem öffentlichen Thun als Zielpunkt dienen.

Die Weisheit dieses der europäischen Friedenspolitik zu Grunde liegenden Gedankens wird aber wesentlich verkannt, wenn blinder Übereifer, angeblich zur Erhaltung des Friedens, die öffentliche Aufmerksamkeit von den Zuständen Rußlands ablenkt, in der Meinung: das Publikum „brauche davon

nichts zu wissen", ja es könnte durch Kenntnis Rußlands zur Unterschätzung des Gegners veranlaßt werden und zur Bereitwilligkeit, den von Rußland hingeworfenen Fehdehandschuh aufzuheben; — oder in der Besorgnis: Rußland könnte in der Aufdeckung seiner Blößen eine Provokation erblicken und kriegerisch aufgereizt werden. Alle diese übereifrigen Befürchtungen sind irrig und schädlich.

Es genügt keineswegs, vertrauensvoll überzeugt zu sein, daß an maßgebender Stelle über Kenntnis russischer Dinge verfügt wird. Diese Kenntnis bildet die Voraussetzung, den Ausgangspunkt und die feste Grundlage der europäischen Friedenspolitik. Letztere aber kann nicht unerschütterlich von der öffentlichen Meinung festgehalten und gestützt werden, solange ihr die Voraussetzung dazu, eben die Kenntnis der russischen Zustände, fehlt. Ohne diese Kenntnis schwebt die Friedensliebe der öffentlichen Meinung gleichsam in der Luft, und diejenige der Regierungen entbehrt zuverlässigen Rückhaltes. Im entscheidenden Augenblicke können minder wichtige Rücksichten sich vordrängen, wie es schon erlebt worden ist und leider noch täglich geschieht.

Beruhigt man sich etwa in dem Bewußtsein: das Reichssanitätsamt ergründe die Natur der Seuchen und studiere die Mittel zu ihrer Abwehr? Läßt man nicht vielmehr es sich angelegen sein, die großen Massen darüber zu belehren, damit vorkommenden Falles die gesundheitspolizeilichen Anordnungen durchführbar seien, damit ihre lästigen Vorschriften nicht auf Widerstand stoßen mögen? So auch bedarf die Leitung der europäischen Friedenspolitik des vollsten Einverständnisses mit dem Volke; nicht nur seines Vertrauens muß sie sicher sein, sondern auch seiner vollen Kenntnis von der Natur und von der Größe der Gefahr, um deren Abwehr es sich handelt. Anderenfalls bleibt es immerhin fraglich, ob im gegebenen

Augenblicke die nötige Opferwilligkeit vorhanden sein und ob sie hinreichend nachhaltig sich erweisen wird; ob in einem kritischen Momente nicht etwa andere, weniger wichtige Rücksichten vorwiegen und die Einheitlichkeit der Aktion beeinträchtigen werden. Man erinnere sich doch, wie vor wenigen Jahren politische Leidenschaft über Kriegsgefahren sich hinwegtäuschte, welche später (gelegentlich der Boulanger-Enthüllungen) von eben denen konstatiert werden mußten, welche sie damals in Abrede stellten. Man denke an die italienischen Parteien, welche den Dreibund zu schwächen suchen. Man denke an die nationalistischen Bestrebungen österreichischer Slaven, welche in thörichter Verblendung zu Rußland gravitieren. Man vergegenwärtige sich, wie man in Frankreich, taub gegen Barthélemy-St. Hilaires Vorstellungen: daß es eine Schmach wäre, Rußlands kulturfeindlichen Tendenzen Vorschub zu leisten, — wie man in Frankreich nichtsdestoweniger fortfährt, mit Rußland zu liebäugeln; man erwäge das alles, und man wird nicht umhin können, darin Anzeichen dafür zu finden, daß die Kenntnis Rußlands und der aus dem Osten heranrückenden Gefahren noch lange nicht verbreitet genug ist, und daß man ihnen gegenüber noch nicht gewillt ist, die Entscheidung über unwichtigere Dinge hinauszuschieben, kurz, Anzeichen dafür, daß man von Rußland noch sehr viel „zu wissen braucht".

Und ein thörichter Irrtum wäre es, zu meinen, daß klare Einsicht in die Verkommenheit Rußlands, in seine täglich trostloser sich gestaltende Lage, zu gefährlicher Unterschätzung des Gegners oder gar zu leichtfertiger Aufnahme des Kampfes führen könnte. Im Gegenteile: erst der Anblick des russischen Elendes läßt in vollem Umfange die Gefahren eines russischen Krieges erkennen und seine Fernhaltung dringend fordern.

Erst wenn man die russischen Zustände kennen lernt, gewinnt man eine Vorstellung davon, um wieviel schwieriger, als gegen einen europäischen Feind, ein Krieg gegen Rußland zu führen, um wieviel schwieriger er bis zu befriedigendem Abschlusse durchzuführen wäre; um wieviel größere, um wieviel länger fortgesetzte Opfer er selbst bei glücklichem Verlaufe beanspruchen würde; und mit wie verhältnismäßig geringen Mitteln Rußlands zahllose Bewohner den Krieg beginnen und in ihren grenzenlosen Einöden fortführen könnten. Ohne Kenntnis der russischen Zustände kann man keine Vorstellung von den technischen Schwierigkeiten eines gegen Rußland zu führenden Kriegs gewinnen noch von der Größe der Opfer, zu welchen er veranlassen würde. Keinesfalls würde Unterschätzung der Kriegsgefahr durch Kenntnis der russischen Zustände hervorgerufen werden, eher das Gegenteil.

Denn es kann kaum ausbleiben, daß bei Vergleichung der Zustände und Strebungen Rußlands mit denen des Westens die Erinnerung aufsteige an die Angriffe und Überflutungen, welche im Altertume und im Mittelalter die westliche Kultur, bei allen ihren Hülfsmitteln, seitens roher und ärmlicher, aber bedürfnisloser Barbaren des Ostens und Nordens zu erleiden gehabt. Kaum kann es ausbleiben, daß mit solcher Erinnerung auch die Besorgnis aufsteige, daß gerade kraft ihrer Roheit und Bedürfnislosigkeit auch diesmal die zahllosen Barbaren obsiegen könnten. Wem, bei Kenntnisnahme russischer Zustände, ein solches Bild einer möglichen Zukunft mit seinen grausigen Einzelheiten sich aufdrängt, wahrlich, der wird zu Unterschätzung des Gegners nicht neigen, der wird vielmehr nichts sehnlicher wünschen, als daß durch Kenntnis russischer Zustände der gesamte Westen zum Widerstand geeinigt werde.

Und er wird nicht besorgen, daß durch Förderung solcher Kenntnis, durch Aufdeckung der Blößen und Schäden Ruß-

lands dessen Kriegslust geweckt und gereizt werden würde. Denn nur tiefe Unkenntnis kann vermeinen, daß die Erregtheit russischer Kriegslust überhaupt einer Steigerung fähig sei und daß sie anders als übermächtig gewaltsam niedergehalten oder beschwichtigt werden könne. Wer ist es, dessen Reizbarkeit übereifrige Schüchternheit schonen möchte? Sind es die Schichten des russischen Volkes? Ist es die russische Presse? Ist es gar der Zar? Auf keinen dieser Faktoren des russischen Lebens vermag die europäische Publizistik irgend bestimmenden Einfluß auszuüben.

Die großen Massen in Rußland sind an sich durchaus friedfertig; aus ihnen wird nie die Initiative zu einem auswärtigen Kriege hervorgehen; ja es wird besonderer Kunstgriffe bedürfen, religiöser Vorspiegelungen und kommunistischer Verheißungen, um die Masse des russischen Volkes kriegerisch zu begeistern. Am wenigsten würde auf sie, die zumeist des Lesens unkundig ist, aufreizend wirken, was in der europäischen Presse über Rußland gesagt wird. Zum Kriege wird nur in höheren Gesellschaftsschichten getrieben, hier aber fast ohne Ausnahme von jedem. Die einen sind von fanatischem Größenwahn besessen; sie meinen berufen zu sein, durch die Slaven zur Weltherrschaft emporgehoben zu werden. Diese Kriegslust ist, wie blinde Tobsucht, weder einer Steigerung fähig, noch wird sie durch zarte Rücksichtnahme beschwichtigt; nur übermächtiger Zwang kann sie niederhalten. Die andern hoffen, ein Krieg werde die jeden Fortschritt unterdrückende despotische Staatsform zertrümmern und an ihrer Statt Besseres hervorrufen: ein föderatives Gebilde oder eine kommunistische Republik. Auch diesen Parteien gegenüber, welche unter allen Umständen einen Krieg herbeiführen möchten, welche nach einer Niederlage der russischen Waffen sich sehnen, ist es vollkommen irrelevant, ob Rußlands Blößen vor

Europa aufgedeckt werden oder nicht; auch hier, bei dieser entschiedenen, rücksichtslosen Kriegstendenz, kann von Aufreizung oder Beschwichtigung nicht die Rede sein. Nur sehr wenige der gebildeten Russen erkennen es klar, daß nicht ein Krieg, sondern nur innere, vor allem kirchliche Reformen Rußland zum Heile gereichen würden. Diese wenig zahlreichen wahrhaft Erleuchteten sind die ersten, ihre heimischen Zustände aufzudecken und streng zu beurteilen, und ihnen gegenüber hat man bei Schilderungen Rußlands sich wahrlich keinen Zwang anzuthun. Sie sind im Gegenteile erfreut, wenn die öffentliche Meinung Europas durch Belehrungen über die russische Gefahr geeint, gekräftigt, gefestigt und zum Widerstand gegen russische Kriegslust aufgerufen wird.

Es würde somit auf einer Verkennung der Thatsachen beruhen, wenn die europäische Publizistik durch zarte Rücksichten auf die Reizbarkeit des russischen Volkes in ihrer Pflichterfüllung sich beirren ließe. Um so gegenstandsloser wäre eine besorgte Rücksichtsnahme, als ausländische Preßstimmen unverstümmelt fast gar nicht nach Rußland gelangen; nur einige Redaktionen und nur wenige Einzelpersonen genießen den Vorzug, ausländische Blätter in ihrer ursprünglichen Gestalt lesen zu dürfen; zu diesen letzteren gehört am wenigsten der Zar, dessen Lektüre sorgsamer Auswahl unterliegt. Dem russischen Publikum gegenüber kommt nur die russische Presse in Betracht. Es hieße aber die Natur dieser letzteren durchaus verkennen, wenn man meinte, daß ihr gegenüber zarte Rücksichtnahme sich verlohne.

Die russische Presse ist einesteils weit entfernt, nach Art der westlichen die Ereignisse und Tendenzen des Auslandes und die Strömungen des Inlandes widerzuspiegeln; andernteils ist sie ebensoweit entfernt, durch Beeinflussung des Volkes und seiner Vertretung, wie in Westeuropa, auf den Gang der

Ereignisse einzuwirken. Die russische Presse bildet nur das Sprachrohr der regierenden Koterie, welche die anders gesinnten Organe sämtlich unterdrückt hat, freie Diskussion nicht duldet und die wohlfeile und feige Genugthuung sich gewährt, allein sich öffentlich breit machen zu dürfen, ohne dadurch eigentlichen Einfluß auf die maßgebenden Entscheidungen auszuüben. Diese Regierungspresse bringt in striktem Gegensatze zu dem Inhalte der europäischen Publizistik ihren Lesern nichts anderes, als was von den Machthabern auch dem von ihnen konfiszierten Ohre des Monarchen täglich zugeraunt wird: Rußland werde von Europa verlästert und mit Angriffen bedroht; zum Beweise werden Thatsachen erfunden und falsche Akten erzeugt. Unter solchen Umständen ist es offenbar gänzlich irrelevant und ohne Einfluß auf Rußlands friedliche oder kriegerische Haltung, wenn in Europa, zur Verstärkung des Schutzes, Kenntnisse über russische Zustände verbreitet werden; irrelevant namentlich dann, wenn dazu „Russische Selbstzeugnisse“ benutzt werden. In ihrer Reproduktion ist nichts anderes zu finden, als was hervorragende und patriotische Russen selbst von ihren vaterländischen Zuständen ausgesagt haben.

Endlich wäre es eine subalterne Auffassung, welche an leitender Stelle sicherlich nicht geteilt wird, es wäre eine Unterschätzung der Sinnesart und des Charakters Alexanders III, zu meinen, die europäische Presse habe ängstlich Launen des Zaren zu berücksichtigen, dessen Wink genügen könnte, den Weltbrand zu entzünden. Gehörte Alexander III, seiner Sinnesart nach, nicht zu den Friedliebendsten und Besonnensten seines Reiches, so hätten nationalistischer Chauvinismus und verzweifelter Patriotismus schon manche Gelegenheit gehabt, rücksichtslose Kriegslust in ihm zu entflammen. Und nicht dem Charakter Alexanders III, sondern den schreck-

lichen Umständen seiner Thronbesteigung ist es zuzuschreiben, daß die verderblichsten Elemente hervorragenden Einfluß über ihn erhielten, daß sie die Wohlfahrt des Reiches beeinträchtigen, den Frieden Europas gefährden und das Ansehen ihres in Täuschungen gefangen gehaltenen Gebieters kompromittieren dürfen. Thatsächlich hat es nie einen Herrscher gegeben, der, seinem Charakter nach, weniger als Alexander III geneigt gewesen wäre, Unrecht gutzuheißen und Personen von erwiesener Unlauterkeit an einflußreicher Stelle oder gar in seiner Umgebung zu dulden. Dennoch hat man es verstanden, ihm den Anschein zu geben, als wolle er die Wahrheit nicht wissen, als dürfte es von ihm heißen: vult decipi. Könnte nur der Nachweis bis zu ihm gelangen, wie sehr man ihn täuscht! Wie sehr man ihn täuscht über die Zustände seines Reiches und über die Tendenzen des Auslandes; wie sehr namentlich man ihn hintergeht, indem man ihn besten Glaubens überzeugt sein läßt, daß in Rußland volle religiöse Bekenntnisfreiheit bestehe, und daß jeder erwachsene Reichsangehörige seine religiöse Überzeugung vollkommen frei bekennen, bethätigen und ausüben dürfe. Und nicht nur dem Zaren, auch seinem Reiche, ja ganz Europa würde ein unschätzbarer Dienst geleistet, wenn es gelänge, Alexander III über die wirklichen Zustände Rußlands und über das fluchwürdige Treiben der orthodox-nationalistischen Kamarilla die Augen zu öffnen. Es müßte damit eine neue Ära der russischen inneren und äußeren Politik anheben; dieselbe würde nach außen absolut friedliebend werden, und nach innen würde sie durch Einführung wirklicher Glaubensfreiheit, durch Ermöglichung kirchlicher Reformen den Boden für eine segensreiche Umgestaltung des staatlichen Lebens vorbereiten. Somit würden zutreffende Nachrichten über russische Zustände, im Hinblicke auf den Zaren, keineswegs bedenklich sein, sondern in dieser Richtung

entweder irrelevant bleiben, solange man sie ihm vorenthielte, oder aber günstige Einwirkung ausüben, sobald sie ihm zugänglich würden.

Wie sehr nun auch, nach alledem, Belehrung über russische Zustände als zulässig, geboten und verdienstlich zu erachten ist, so hat es damit doch eigentümliche Schwierigkeiten, welche an einem andern Orte[1] dargelegt worden sind; und es scheint kaum thunlich, anders als an der Hand russischer Selbstzeugnisse Nachrichten über russische Zustände zu verbreiten, weil anderenfalls die Schilderungen Gefahr laufen, für übertrieben und unzutreffend gehalten zu werden.

Denn dem Westeuropäer, welcher vormals daran gewöhnt gewesen war, Europa durch das mächtige Prestige Rußlands beeinflußt, ja fast beherrscht zu wissen, welcher von diesem Einflusse rückschließend gemeint hatte, eine Verwandtschaft zwischen russischem und westeuropäischem Wesen statuieren zu müssen, und welcher erwartet hatte, daß durch die Reformen Alexanders II die angeblich „jugendfrischen" Kräfte des Zarenreiches zu glänzender Entfaltung gelangen würden — dem Westeuropäer fällt es immer noch schwer, seinen

[1] Vgl. „Russische Selbstzeugnisse. I. Russisches Christentum". Paderborn 1889. S. 1 ff., S. 12 ff., S. 22 ff. — In der als Vorläufer zu dieser Schrift erschienenen Broschüre: „Rußland, seine Hülfs- und Machtmittel" (Paderborn 1888) ist eine Übersicht derjenigen Resultate geboten worden, zu welchen das Studium „russischer Selbstzeugnisse" führt. Gegenüber den anerkennenden Beurteilungen, welche dieser Broschüre zu teil geworden, hat ein Recensent für angemessen gehalten, sie als eine Anhäufung von Übertreibungen zu verurteilen. Er hat dabei übersehen, daß sie eben nichts anderes enthält als die Zusammenfassung zuverlässiger „russischer Selbstzeugnisse" und daß ihr am wenigsten entgegengehalten werden dürfen die Ergebnisse der russischen offiziellen Statistik, deren Unbrauchbarkeit und Verlogenheit durch P. Melnikows „konfessionelle Statistik" (Russisches Christentum S. 334 ff.) gekennzeichnet wird. Die wenig umfangreiche, privatim von den Landschaften (Semstwos) gelieferte Statistik, welche schon von Alphons Thun als zuverlässig gerühmt worden, dient lediglich zur Bestätigung der Darlegungen der „russischen Selbstzeugnisse".

Augen zu trauen, wenn ihm von Rußland nun Bilder entgegentreten, aus denen unwiderleglich hervorgeht, einesteils daß jenes Prestige keineswegs ein Zeugnis von Rußlands Macht und innerem Wert, sondern nur von Europas vormaliger Zerfahrenheit, Schwäche und Erniedrigung gewesen ist, und anderenteils daß die Reformen Alexanders II nichts anderes bewirkt haben, als der despotisch nur äußerlich gezügelten und nur halb dressierten Wildheit der russischen Nation nun freiere, rascher zum Abgrund führende Bewegung zu gewähren. Dem Westeuropäer fällt es schwer, sich davon zu überzeugen, daß Rußland in der That eine vom Westen grundverschiedene, dem Westen schwer verständliche Welt bildet, welche abgewirtschaftet hat und welche im Begriffe steht, wenn nicht in zwölfter Stunde das Wunder regenerierender Umkehr des Entwickelungsganges geschieht, vom Schauplatz der Geschichte sich abkehren zu lassen, es sei denn, daß ihm durch verblendete Entzweiung und Zerfahrenheit der natürlichen Gegner die historische Aufgabe zu teil werde, die Kulturwelt überflutend und ihr Gebiet sich einverleibend die Weltgeschichte zum Weltgerichte zu gestalten.

Das nachfolgende russische Selbstzeugnis frischen Datums wird man geeignet finden, die Grundverschiedenheit russischen und westlichen Wesens darzuthun, und geeignet, jenen Grad von Abscheu hervorzurufen, welcher auch Entferntstehende und solche, die auf anderen Gebieten sich zu bekämpfen pflegen, zu gemeinsamer Abwehr zusammenführen sollte. Das Opfer des hier mitzuteilenden straflosen Vorgehens orthodox fanatischer Habsucht ist nicht etwa ein obskures Individuum aus dem Volke, sondern eine Dame höchster Lebensstellung, die Angehörige eines bei Hofe angesehenen Geschlechtes: die Fürstin Anna Ljwow. Das nachstehende, in französischer Sprache verfaßte und getreu wiedergegebene Referat stammt

von durchaus zuverlässiger, der beklagenswerten Fürstin nahestehender Seite. Es lautet folgendermaßen:

„Anna Ljwow hatte einen ihrer Oheime im Kalugaschen Gouvernement besucht und bei ihm einige Tage sehr angenehm und im besten Wohlsein verbracht. Von dort hatte sie sich in ein bekanntes Kloster derselben Provinz begeben, um dort ihre Andacht zu verrichten und um sich Rat zu erbitten wegen Gründung eines Hospitales, welches sie auf dem Landgute zu errichten wünschte, wo sie ihr Leben mit Werken der Wohlthätigkeit verbrachte. Der Prior dieses Klosters gab ihr den Rat, sie möge sich an ein anderes, an das Frauenkloster Tikhopowsk, wenden; dort werde sie, wie er meinte, sachkundigere Auskünfte erhalten; dort gebe es auch einen heiligen Brunnen, den sie besuchen möge. Unermüdlich in ihrem Eifer begab sich Anna dorthin; die beschwerliche Reise hatte sie ermüdet und angegriffen. In der Nähe des Brunnens angelangt, sah sie, wie die Pilger, Männer und Frauen gleichzeitig, von den Nonnen gewaltsam (de force) hineingetaucht wurden (jedes Eintauchen brachte selbstverständlich, sans doute, eine Einnahme); Anna weigerte sich, in das Wasser des Brunnens hinabzusteigen, um so mehr, da dasselbe sehr kalt war. Die Nonnen warfen sich auf sie und schalten sie eine Atheistin. Anna wehrte sich und nannte ihren Namen. Man schrie, sie lüge, sie sei verrückt u. s. w. Kurz, man hat sie gewaltsam zu mehreren Malen nacheinander in das Wasser getaucht, aus welchem sie mit einer Gehirnerschütterung und mit Krämpfen hervorgegangen ist. Nun überfiel die Nonnen Angst, es möchte Klage gegen sie erhoben werden; sie sperrten daher Anna in ein Zimmer, wo sie halbnackt auf ein Bett ohne Überzüge geworfen wurde, so hart an den Armen gefesselt, daß dieselben blutrünstig wurden. Ein Fenster des Zimmers wurde sperrangelweit von den Nonnen offen gelassen, und die

Menschenmenge wurde von den Nonnen angetrieben, von außen eine vom Dämon »Besessene« zu betrachten. In diesem Zustande ist Anna während mehrerer Tage belassen worden, ohne Nahrung, ohne Wasser, ohne Pflege. Der Zufall hatte es aber gefügt, daß eine Frau, welche als Pilgerin angelangt war und auf die Nachricht, daß es dort eine »Besessene« gebe, sie zu sehen verlangt hatte, daß diese Frau, welche vormals bei den Ljwows gedient hatte, Anna erkannte und auch von dieser in einem lichten Augenblicke erkannt und angefleht wurde, sie möge Annas Schwager Olénin von der Sachlage in Kenntnis setzen. Die Frau ist abgegangen, aber sie hat — ob aus Dummheit oder aus Schüchternheit — während mehrerer Tage sich nicht entschließen können, zu reden. Endlich hat sie ihren Mut zusammengenommen und Olénin alles gesagt. Dieser ist sofort hingereist, einen Arzt und Annas Kammerfrau mit sich führend. Die Anlangenden hat man nicht einlassen wollen; nur durch Drohungen ist es Olénin gelungen, sich Zutritt zu verschaffen; Anna ist nicht zu erkennen gewesen, so groß war die Veränderung, die sich an ihr vollzogen hatte! Bei einem Aufleuchten der Besinnung hat sie ausgerufen: »Alexander, rette mich!«, alsbald hat das Delirium wieder begonnen. Man brachte sie nach Moskau, man versäumte keine Pflege; eine leichte Besserung trat ein und man durfte wieder hoffen; die Widerstandskraft aber war gebrochen und Anna Ljwow ist am 19. September 1888 erlegen."

Ergänzend mag noch Folgendes bemerkt werden. Die Fürstin Anna Ljwow, unverehelicht, war eine ausgezeichnete und hochachtbare Dame. Wiewohl ihrer gesellschaftlichen Stellung nach der „großen Welt" angehörend, stand sie ihrem Geschmacke und ihrer geistigen Richtung nach dem frivolen und oberflächlichen Treiben derselben sehr fern. Der Vorfall

hat seiner Zeit in den beiden Residenzen viel Aufsehen gemacht; es verlautete aber nicht, daß gegen das verbrecherische Treiben ernstlich eingeschritten worden sei. Vielmehr sind alle Versuche der Angehörigen des unglücklichen Opfers brutalsten Fanatismus und niedriger Habsucht, die Sache irgendwo gerichtlich anhängig zu machen und zum Austrage zu bringen, ohne Erfolg geblieben, und — so wird von der Mitteilung hinzugefügt — jenes gewaltsame Eintauchen nimmt wohl noch heute seinen Fortgang[1].

[1] Für Personen, welchen das russische Wesen unbekannt ist oder welche es nur aus der Entfernung kennen gelernt haben, mag bemerkt werden, daß es sich bei dem „heiligen Brunnen“ keineswegs um eine tiefe religiöse Überzeugung handelt, welche etwa Fanatismus erregen oder gar zur Sektenbildung Anlaß geben könnte, sondern es liegt offenbar nur einer der alltäglichen Fälle orthodoxen Schwindels vor, wie er in Rußland in erstaunlichem Maße getrieben wird, wiewohl versucht worden ist, ihm durch die Reichsgesetzgebung (namentlich unter Nikolaus I) zu steuern. Die einfachste und plumpeste Weise, einen solchen Schwindel, den man nur euphemistisch eine pia fraus nennen könnte, zu inscenieren, besteht darin, daß man ein Heiligenbild, wie es Colporteure gegen wenige Kopeken verkaufen oder vielmehr „eintauschen“, in einen Brunnen wirft und die Auffindung dieses Bildes dann als ein Wunder ausposaunt. Für Fälle solchen und ähnlichen Schwindels ließen sich in der russischen Litteratur zahlreiche Belege sammeln. Hier mag nur an eine Schilderung Dostojewskijs erinnert werden, aus welcher klar hervorgeht, daß solche Unternehmungen gar nichts mit religiösen Motiven zu thun haben und lediglich vom Geldinteresse inspiriert werden. Des gebrechlichen Pater Sossimas Heiligkeit wird von seinen Klosterbrüdern gerühmt, solange sie darauf spekulieren, seine Gebeine als wunderthätige Reliquien exploitieren zu können. Als aber nach des angeblich heiligen Paters Tode der von seiner Leiche ausgehende Verwesungsgeruch — welcher bei „Heiligen“ angeblich ausbleibt — sich nicht verbergen läßt, wird sein Andenken sofort als das eines Ketzers von denselben, in ihrer Spekulation gestörten, Klosterbrüdern beschimpft. („Brüder Karamasow“, deutsch Leipzig 1884.) Übrigens entblödet man sich auch nicht, solchen Schwindel zu sozusagen kirchenpolitischen Zwecken in Scene zu setzen. Zu Püchtitz in Esthland ist ein „heiliger Brunnen“ kreiert worden, um einen Vorwand zu gewinnen, die Fertigstellung der benachbarten lutherischen Filialkirche zu Illuk zu verbieten (welcher Bau

Wodurch, fragt man wohl, erklärt es sich, daß es der hochgestellten Verwandtschaft der unglücklichen Fürstin Ljwow nicht hat gelingen können, Sühne zu erlangen und Bestrafung des an ihr begangenen Verbrechens? Wer so fragt, hat keine Ahnung von dem in Rußland herrschenden Systeme noch von der Allmacht seines derzeitigen Vertreters, des Generalprocureurs des „heiligen Synod", Pobedonoszews. Gewaltsam muß alles unterdrückt werden, was den „auf der Wacht an zwei Weltteilen" stehenden, zur Universalherrschaft berufenen Cäsaropapismus zu erschüttern vermöchte. Keine aus ihm hervorgehende That darf als Verbrechen verurteilt werden, gleichgültig, ob es sich um vergewaltigende Ausbeutung Angehöriger der eigenen Kirche handelt oder um brutale Unterdrückung Andersgläubiger. Niemand wagt es, auf Kosten der eigenen Existenz diesem System entgegenzutreten[1]; und die Wildheit dieses aggressiven Systems meint freiwillig offiziöser Übereifer beschwichtigen zu können, indem er es zu bewirken sucht, daß die europäische Presse davon keine Notiz nehme!

Aber, so sagt man etwa zur Selbstberuhigung, Pobedonoszews Allmacht kann nicht ewig währen; und auch die Instanz, in deren Namen er wütet, ist dem Wechsel unterworfen. Ein leerer Trost wäre es, also zu denken! Denn ob auch die Personen wechseln, das System, welches den Entwickelungsgang Rußlands bestimmt, seit Jahrhunderten ist es sich gleich geblieben; auch unter aufgeklärten, humanen und milden Herrschern nicht minder als unter finsteren und

---

inzwischen zur Ruine wird) und in Püchtitz einen griechisch-orthodoxen Popen zu installieren.

[1] Pjotr Jákowlewitsch Tschaadájew hat es vor einem halben Jahrhunderte versucht: er wurde offiziell für verrückt erklärt, unter Arrest und unter ärztliche Aufsicht gestellt u. s. w. (vgl. Russisches Christentum S. 25 ff.). Nach ihm hat niemand mehr den Mut gehabt.

harten Despoten hat es sich Geltung verschafft. Es ist nicht unwichtig, die Thatsächlichkeit der unverbrüchlichen Konstanz des russischen Systemes festzustellen, damit man sich nicht mit der täuschenden Hoffnung wiege, als könnte Rußland, bei einem Wechsel des Regimes, selbstthätig, ohne übermächtigen Zwang, auf die Bahn humanen und friedlichen Daseins einlenken. Es wäre ein leichtes, am Leitfaden einer ununterbrochenen Kette historischer, von Russen selbst konstatierter Thatsachen die Konstanz dieses das russische Reich gefährdenden und Europa bedrohenden Systemes darzuthun[1]. An

---

[1] Es bedarf dazu keines Zurückgehens über die Reformen Peters I hinaus; es genügt die letzten 180 Jahre russischer Geschichte zu überblicken, um sich davon zu überzeugen, wie es in dem Reiche, welches, nach Pobedonoszew, als „Wacht an zwei Weltteilen" dasteht, mit der von ihm gerühmten „Toleranz" beschaffen gewesen ist. Nach P. Meljnikow (vgl. Russisches Christentum S. 336 ff.) wurden die russischen „Altgläubigen" von Peter I zuerst zum Besten des entleerten Staatsschatzes einer Doppelbesteuerung unterzogen; alsdann wurden sie von ihm dem „heiligen Synod" überliefert zur rücksichtslosesten Ausbeutung mittels förmlicher Menschenjagden. Von den Greueln dieser Verfolgungen, welche, im wesentlichen sich gleichbleibend, bis in die neuere Zeit sich fortgesetzt haben, giebt eine Vorstellung die Thatsache, daß allein in den Jahren 1719 bis 1736 nicht weniger als 442000 gehetzter Altgläubiger über die Landesgrenze entwichen sind; daß beispielsweise im Nischegorodschen Gouvernement sieben Achtel aller Sektierer flüchtig wurden u. s. w. Unter den Segnungen der Toleranz à la Pobedonoszew hat sich eine Erscheinung ausgebildet, für welche schwerlich in der ganzen Welt zu irgend einer Zeit eine Analogie aufzufinden wäre: die Selbstverbrennungen russischer Sektierer. Um den Verfolgungen und der Gefahr, zum Abschwören ihres Glaubens gezwungen zu werden, zu entgehen, pflegten Familiengruppen, ja ganze Gemeinden von Sektierern sich freiwillig dem Feuertode hinzugeben. Diese häufig sich wiederholenden Massenselbstmorde haben den Anlaß zu besonderen dogmatischen Ausgeburten und zur Bildung einer besonderen schwärmerischen Sekte gegeben. Vgl. G. W. Jéssipow im CXLVI. und CXLVII. Band der russischen „Vaterländischen Notizen". Zu diesen Verfolgungen, welche ebenso unter dem religiös indifferenten Peter I wie unter der bigotten und allen Lastern ergebenen Kaiserin Elisabeth, ebenso unter dem preußisches Wesen nachäffenden Peter III wie unter Katharina II, der Freundin

dieser Stelle mag es genügen, an zeitgenössische, aber viel zu wenig beachtete Ereignisse zu erinnern, aus welchen ersichtlich, wie wenig von einem Wechsel des in Rußland herrschenden Regimes erwartet werden darf. Denn kein anderer Herrscher Rußlands ist nach Veranlagung und Intentionen so sehr wie Alexander II dem russischen Systeme religiöser Verfolgung abhold gewesen, jenem Systeme, welches alle Moralität untergräbt und dadurch Rechtssicherheit, Wohlstand und Bildung unmöglich mach. Von keines anderen russischen Herrschers Persönlichkeit ist so sehr wie von derjenigen Alexanders II erwartet worden, daß sie die freie Entwickelung des russischen Volkes begünstigen werde. Und dennoch sind unter des freisinnigen und wohlwollenden Alexander II Herrschaft und unter der Statthalterschaft des hochgebildeten und dem Katkow-Tolstoi-Miljutinschen Systeme abgeneigten Grafen Berg in den Jahren 1871 bis 1875 in der Diöcese Chelm zur Konversion der Uniaten die „russian atrocities" verübt worden, und sind bald darauf unter der Herrschaft

---

encyklopädistischer Aufklärung, der Gönnerin Voltaires, d'Alemberts und Diderots, — zu diesen Verfolgungen, welche unter den verschiedenartigsten Herrschaften, unter Verwüstung der Moralität des Volkes, ins Werk gesetzt worden sind, ist dann unter Katharina II jene politischen Zwecken dienende Verfolgung Andersgläubiger hinzugekommen, wie sie seitdem fast ohne Unterlaß (mit Ausnahme des Ministeriums Galitzins 1817 bis 1824) bis zu unseren Tagen, unter den verschiedensten Regimenten, sich fortgesetzt hat, angefangen von den Uniatenverfolgungen des Jahres 1772 unter der aufgeklärten Katharina II bis zu ihrer Fortsetzung durch Schischkin, Semäschko, Wiegel, Protassow und Bludow unter der harten Despotie Nikolaus I (vgl. „Aus der Petersburger Gesellschaft". Leipzig 1873. S. 32 bis 36, 93 ff.), bis zu den durch Tolstoi und Miljutin unter dem milden und hochherzigen Alexander II inscenierten „russian atrocities", und bis zu den unter Alexander III von Pobedonoszew beigebrachten Toleranz-Beweisen. Schließlich ist es so weit gekommen, daß religiöse Vergewaltigungen nicht nur amtlich, sondern auch privatim, wie an der unglücklichen Fürstin Anna Ljwow, straflos verübt werden.

desselben gütigen und großherzigen Monarchen die in tiefem Frieden lebenden Bewohner Bulgariens durch russischerseits angeworbene Mordbrennerbanden aufgescheucht und türkischen und russischen Schlachtbänken zugetrieben worden: man erinnere sich der zwecklosen Massenhinmetzelungen wehrloser Frauen und Kinder im Rodopegebirge durch russische Truppen! (vgl. „Allgemeine Zeitung" 1878 Nr. 303).

Die „russian atrocities" sind ihrer Zeit durch Publikation diplomatischer Berichte im englischen Blaubuche (Russia Nr. 1, Zur königlichen Botschaft vom 5. März 1877) ans Tageslicht gezogen worden; jedoch hat man ihnen damals — bei der aufregenden Ungewißheit, ob es zu einem Kriege kommen werde und ob es gelingen werde, ihn zu lokalisieren — lange nicht die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt. Gegenüber den prinzipiellen Bemühungen, die Aufmerksamkeit von russischen Dingen abzulenken, erscheint es angezeigt, an jene entsetzlichen Vorgänge zu erinnern, damit sich ein jeder es ausmalen könne, welchen Segnungen Europa, besonders auf dem religiösen Gebiete, entgegenginge, falls es, ohne nach Osten in einer einigen, geschlossenen Fronte dazustehen, russischem Andrange unterliegen würde und russisches Wesen über sich ergehen lassen müßte. Aus jenen Aktenstücken, an deren Zuverlässigkeit nicht gezweifelt werden kann, erfährt man unter anderem folgende Einzelheiten.

Anfangs, wo man mit diesem Mittel durchzudringen hoffte, ist zur Erweckung russisch-orthodoxer Gläubigkeit Geld verteilt worden und sollte Befreiung von Steuern und von der Militärpflicht verheißen werden[1]. Da diese Lockungen nicht fruchteten, ist zu drastischeren Mitteln gegriffen worden.

---

[1] Nr. 12, Oberstlieutenant Mansfield an den Grafen Derby, d. d. Warschau, 29. Januar 1875, und Nr. 13, Mansfield an den Grafen Granville, d. d. Warschau, 10. Februar 1875.

Im Distrikte Myncievicze wurden die am Glauben ihrer Väter Festhaltenden von Kosaken cerniert und mit Naigaikahieben bearbeitet, „jeder Mann mit 50, jede Frau mit 25, jedes Kind mit 10 Hieben“, ja eine besonders standhafte Frau sogar mit 100 Hieben der steifen Kosakenpeitsche. Bei Überfüllung der Gefängnisse und Wohnhäuser mit Religionsgefangenen wurden dieselben in dem harten Januarmonate des Jahres 1874 in Scheunen zusammengepfercht u. s. w.[1]. Ähnliche Scenen wie in Myncievicze „haben sich an vielen anderen Orten ereignet“, „lediglich mit Abweichungen hinsichtlich der Zahl der Verwundeten und Toten“[2]. An gewissen Orten hat das Missionswerk noch schärfere Formen gewonnen: „Die Bauern wurden zusammengetrieben und durch die Kosaken gepeitscht, solange bis der Militärarzt erklärte, daß weitere Hiebe das Leben gefährden würden. Darauf sind sie gezwungen worden, bis an den Gürtel in den halb mit Eis bedeckten Fluß hinabzusteigen; alsdann wurden sie durch Spalier bildende Soldaten hindurch zur Kirche geführt, wo man ihre Namen auf die Liste der angeblich um Konversion Petitionierenden verzeichnete; inzwischen aber schrieen die Bauern: Ihr könnt uns Orthodoxe nennen, aber wir bleiben doch beim Glauben unsrer Väter“[3]. Um ihren Peinigern zu entrinnen, sind die Bauern, trotz der Winterkälte, in die Wälder geflüchtet, wo ihre Zahl „durch große Sterblichkeit“ sich verminderte. Die Kosaken waren angewiesen, die Flüchtlinge in den Wäldern aufzuspüren und in die Dörfer zurückzuhetzen[4]. Überhaupt „ist die Konversion durch die Militärautoritäten mit einer Grau-

---

[1] Nr. 3. Mansfield an Granville, Warschau, 29. Januar 1874.

[2] Nr. 4. Derselbe an denselben, Warschau, 18. Februar 1874.

[3] Nr. 12. Mansfield an den Grafen Derby, Warschau, 29. Januar 1875.

[4] Nr. 9. Derselbe an denselben, Warschau, 1. Januar 1875.

samkeit der allerabstoßendsten Art betrieben worden, mit einer Grausamkeit, die nur mit derjenigen verglichen werden kann, deren man sich in den Epochen der allerfinstersten Inquisition bedient hat"[1]. Als alle diese Zwangsmittel nicht fruchteten, wurden Unterschriften angeblich um Konversion Petitionierender gefälscht; gefälschte summarische Petitionen ganzer Dorfschaften wurden von angeblichen Delegierten entgegengenommen, welche letztere alsdann seitens ihrer Dorfgenossen Mißhandlungen erfahren haben[2]. In einem Dorfe haben sich ein Bauer und seine Frau mitsamt ihren Kindern mittels Kohlendunst erstickt, um nicht vom Popen des Dorfes getauft zu werden[3]. Gar manche der ins Elend Gestoßenen und zur Verzweiflung Getriebenen haben zum Selbstmord ihre Zuflucht genommen[4]. Mit allen diesen Zwangsmitteln hat dennoch keine religiöse Knechtung erlangt werden können: „Die im vorigen Jahre »konvertierten« Uniaten sind weit entfernt, ihre Konversion zuzugeben; weder besuchen sie die Kirchen noch benutzen sie die Sakramente; durch die Popen lassen sie weder ihre Kinder taufen noch ihre Gestorbenen beerdigen, und sie schließen keine Ehen"[5]. Gegen die also standhaft Widerstrebenden wurden Maßregeln noch andrer Art ergriffen: „in einigen Kirchspielen werden die Allerwiderspenstigsten ins Innere des Reiches oder nach Sibirien verschickt"[6]. Derart sind 300 kleine Grundeigentümer, welche ihren Besitz aufgeben

---

[1] Nr. 4. Lord August Loftus an den Grafen Derby, d. d. St. Petersburg, 16. Februar 1875, Annex 1.

[2] Nr. 13. Mansfield an Granville, d. d. Warschau, 10. Februar 1875.

[3] Nr. 9. Mansfield an Derby, Warschau, 1. Januar 1875.

[4] Nr. 11. Lord Loftus an den Grafen Derby, St. Petersburg, 28. Januar 1875, Annex 1.

[5] Nr. 19. Mansfield an Derby, Warschau, 14. Februar 1876.

[6] Nr. 12. Mansfield an Derby, Warschau, 29. Januar 1875.

mußten und von Frau und Kindern getrennt wurden, nach Cherson, 300 andere nach Jekaterinburg übergeführt und je einzeln in verschiedene Dörfer verteilt worden, wo sie bei 8 Kopeken (oder ca. 20 Pfennigen) täglicher Diäten unter Aufsicht der Dorfältesten standen, welche dafür hafteten, daß die Verschickten keinerlei Beziehungen zu Verwandten und Freunden unterhielten und weder Briefe noch Geld empfingen. Trotz aller Verfolgungen aber ist der Glaube der Uniaten nicht erschüttert worden; im Gegenteile, sie sehen sich als Märtyrer an und wollen lieber sterben als ihren Glauben aufgeben. Etwa 20000 Uniaten hat man nach Ssaratow und in andere Provinzen deportiert und hat sie, um Proselyten zu machen, mit missionierenden Popen beschickt, welche jedoch von den Uniaten verjagt worden sind. Die daheim belassenen Uniaten werden ohne Unterlaß gepeinigt durch Einkerkerungen, Prügelexekutionen, Einquartierungen von Kosaken, welche sich jeden Exceß erlauben dürfen, u. s. w.[1].

Und der Oberprocureur des „Heiligen Synods" rühmt mit seltener Stirne vor ganz Europa Rußland als das Land der religiösen Toleranz! Und im Sommer 1888 hat er unter Entfaltung allen staatlichen und kirchlichen Pompes das Vierteljahrhundert-Jubiläum der Uniatenkonversion feiern lassen!! Rußland sei, verkündet er, von der Vorsehung die „Wacht an zwei Weltteilen" zugeteilt worden mit der Mission, von dieser dominierenden Stellung aus die Welt mit dem „Russischen Christentume" zu beglücken.

Um den ganzen Umfang solcher Beglückung ermessen zu können; — um alle die mit dem „Russischen Christentume" notwendig verbundenen Schäden, welche Rußland unfehlbar zu Grunde richten werden, wenn ihm eine Wiedergeburt nicht

[1] Nr. 21. Generalkonsul Stanley an den Grafen Derby, d. d. Odessa, 29. Juni 1876. Annex: Bericht des Vicekonsuls Webster.

beschieden sein sollte, und die Rußland verderbende allgemeine Sittenlosigkeit, Rechtsunsicherheit, bettelhafte Armut der Volksmassen, Roheit und Wildheit aller Klassen der Gesellschaft kennen zu lernen; — und um sicher zu stellen, daß durch unverbrüchliche Einmütigkeit der Abwehr diese Segnungen von der Kulturwelt ferngehalten werden, — sollte die Kenntnis russischer Dinge als ein unentbehrliches öffentliches Bedürfnis anerkannt und sollte nicht vornehm abwehrend gesagt werden: am schönsten wäre es, wenn man davon gar nichts zu wissen brauchte. Im Gegenteile: jedermann sollte darum wissen.

X.

Finnland.

Zur Kennzeichnung der heutigen russischen Regierung ist — dem deutschen Publikum gegenüber — der Hinweis auf ihr Vorgehen in Finnland ganz besonders geeignet; — obschon andere Gebiete, wie Polen, Litauen, Liv-, Esth- und Kurland, wo bereits augenfällige Früchte der verübten Regierungshandlungen vorliegen, noch anschaulicheres Material zur Demonstration darbieten. Die öffentliche Beschäftigung aber mit Finnland hat — in Deutschland — nicht mit gewissen Bedenken zu rechnen: weder werden dabei peinliche nationale Erinnerungen an eine historische Schuld, an das Aufopfern einer freudig emporgeblühten Kolonie wachgerufen, noch wird Anlaß zum Argwohn gegeben, daß hinter Sympathiebezeugungen Begehrlichkeit sich verberge; denn in jeder — in nationaler, politischer und wirtschaftlicher — in jeder Beziehung ist Finnland für Deutschland recht eigentlich „Hekuba", — aber gerade darum sehr geeignet, unbedenklich als Demonstrationsobjekt verwendet zu werden.

Beim Fernabliegen Finnlands von allen Lebensinteressen Deutschlands ist hier die Bekanntschaft mit jenem Lande, mit seinen Bewohnern und mit deren historischen Schicksalen eine außerordentlich seltene und geringe. Es wird daher, soweit

es zum Verständnisse und zur Würdigung der gegenwärtigen Geschicke Finnlands notwendig erscheint, Orientierendes beizubringen sein.

* * *

Der Flächenraum des Großfürstentums Finnland beträgt nicht weniger als sieben Zehntel der Ausdehnung des Deutschen Reiches; Finnland ist um fast ein Zehntel ausgedehnter als die preußische Monarchie, 2 1/3mal so groß als die Königreiche Bayern, Württemberg, Sachsen, die Großherzogtümer Baden, Hessen und das Reichsland Elsaß-Lothringen alle zusammen. Dagegen beherbergt Finnland nur wenig mehr als ein Siebentel der Gesamtbevölkerung dieser letzteren Länder und zählt gegen deren durchschnittliche 92 nur 6 Einwohner auf den Quadratkilometer (16 im südlichen, allerbevölkertsten Nyland-Län, nur 1 im nördlichsten Uleåborg-Län). Die sich sehr rapid vermehrende Bevölkerung betrug zu Ende 1886: 2 232 378 Einwohner, von denen über 92% mit Ackerbau und Viehzucht beschäftigte Land- und nicht volle 8% Städtebewohner waren; 98% der Bevölkerung sind lutherisch. — Finnisch redend sind darunter 85%, Schweden nicht volle 14,5%. Die letzteren bilden nur im südwestlichen Küsten- und Inselgebiete die Landbevölkerung; im übrigen gehören sie dem Adel, der Geistlichkeit und dem Beamtenstande an, sowie den Handel und Gewerbe treibenden Klassen.

Anlangend die Bodenkonfiguration Finnlands, welches zur Glacialzeit, wie heutigen Tages Grönland, von einer zusammenhängenden mächtigen Eismasse bedeckt war, so hat man sich das Land vorzustellen als ein System nordsüdlich gerichteter, in den Granituntergrund eingetriebener Gletscherbetten, in deren Tiefe einesteils die nach Tausenden zählenden, oft sehr lang gedehnten und vielfach ausgebuchteten Seen

liegen, anderenteils aber unabsehbare Moore sowie das spärliche, jedoch zumeist vorzüglich gepflegte und bearbeitete Kulturland, und welche durch wenig erhabene Höhenzüge voneinander getrennt sind, die meist von dürftigem Nadelholzwalde bedeckt werden, aber auch nicht selten nackte, gänzlich unproduktive Granitkuppen darstellen. Die Ausdehnung des ganzen Waldareales wurde vor einigen Decennien auf etwa 63% der Gesamtoberfläche des Landes geschätzt, während die damals vermessenen Landesteile (die südlichen cca. 70%) aufwiesen: an Kulturland, d. h. Acker und Wiesen, 8,65% — Moore 26% — Wasserflächen 11,6%.

Der Gesamteindruck, den das Land auf den Besucher macht, ist ein in hohem Grade eigenartiger; nirgends sonst begegnet man dieser wehmütig, in Molltonart ausklingenden Lieblichkeit. Die weiten Fernblicke der zahllosen Seen werden von den anmutig bewegten Horizontlinien bewaldeter Anhöhen begrenzt; in köstlichen, zart abgestuften Lufttönen schimmert das Gelände, aber — ein gleichsam stummes Gemälde. Nicht die Spärlichkeit der menschlichen Wohnstätten macht es. Wie zerstreut auch die Höfe des Schwarzwaldes liegen mögen, aus seinen Thälern bringt es fast hörbar wie helles Lachen behäbiger Zufriedenheit in die Waldeinsamkeit empor. Hier in Finnland dagegen giebt die überwiegende Ärmlichkeit der Natur dem Gemälde die Grundstimmung. Nur zu stillem, wehmütigem Lächeln bringt es die Landschaft, in deren Harmonie die unscheinbaren Holzgebäude der Einzelhöfe und zerstreuter Häusergruppen sich einfügen mit ihren grauen Wänden und braunen Schindeldächern.

Gänzlich anders aber als der Gesamteindruck wirkt der Anblick jeden Schauplatzes menschlicher Thätigkeit. Wie die kleine Parzelle, so ist auch das größere Ackerfeld mit gartenartiger Sorgfalt bestellt. Nicht nur in den Städten, auch

auf dem Lande sind die Häuser im besten baulichen Zustande. Hohe Fenster mit blanken Scheiben, sauberen Vorhängen und Blumen zieren die reinliche Bauernstube. Wohlgepflegtes Rindvieh ausgeglichener Züchtung bezeugt die Tüchtigkeit der ländlichen Wirtschaft. Überall in den Städten wie auf dem Lande die Bevölkerung gut gekleidet und offenbar wohlgenährt. Von einem Ende des ausgedehnten Landes bis zum anderen führen wohlgepflegte Poststraßen. Allein schon die Promptheit der Beförderung der Reisenden und ihre zugleich gute und wohlfeile Verpflegung auf den zahllosen sauberen Relaisstationen, den bäuerlichen „Gastgebereien“, geben eine Vorstellung von der musterhaften Geordnetheit der finnländischen Verhältnisse.

Und nun erst gar die Hauptstadt des Landes, dessen Armut fast sprichwörtlich gewesen ist und das in seinem Nationalliede selbst sich arm nennt[1]. Schon vor zwanzig Jahren schrieb ein Reisender: „Gleich beim Betreten der finnländischen Hauptstadt erhält man eine Vorstellung von der »Armut« des Landes. Wollte man eine Statistik der europäischen Hauptstädte zusammenstellen in Hinsicht auf den Bauwert ihrer öffentlichen Monumente; wollte man dabei berücksichtigen, in wie langen Zeiträumen dieselben aufgeführt worden; wollte man gleichzeitig die Zahl der Bewohner des Ortes mit in Betracht ziehen und den Reichtum der Stadt nach den jährlich auf ihre Ausstattung (pro Kopf der Einwohnerzahl) verwendeten Summen bemessen, — so würde Helsingfors in diesem Sinne ohne Zweifel als eine der reichsten Städte erscheinen. Die Größe des benachbarten Riga z. B. datiert seit vielen Jahrhunderten, das Aufblühen

---

[1] Vårt land är fattigt, skall so bli — För den, som guld begär; — En främling far oss stolt förbi; . . . Unser Land ist arm und wird es bleiben — Für den, der Gold begehrt. — Ein Fremdling fährt an uns stolz vorüber; . . .

von Helsingfors erst seit kaum so vielen Decennien. Riga ist seit Jahrhunderten das Emporium eines ausgedehnten Hinterlandes; der Umsatz des Helsingforser Handels beträgt (1870) kaum ein Siebentel desjenigen von Riga. Die größeren Bauwerke Rigas sind fast ausschließlich das Eigentum einzelner Korporationen, während wir in Helsingfors großartige Landesinstitute vor uns sehen. Abgesehen von seiner herrlichen pittoresken Lage muß Helsingfors auf jeden Fremden den Eindruck der Hauptstadt eines vermögenden Landes machen."

* * *

Die Heranziehung der östlich und südöstlich an das Baltische Meer angrenzenden Ländergebiete zum Christentume und ihre Angliederung an die germanische Kulturwelt hat sich überall ziemlich genau während derselben historischen Periode vollzogen, jedoch unter nicht unerheblich abweichenden Bedingungen, je nachdem von Deutschland oder von Schweden die Kolonisation ausging. Diese Verschiedenheiten, wenn auch nur flüchtig, zu beleuchten, erscheint um so notwendiger, als daraus einer der wichtigsten Züge finnländischer Eigenart verständlich wird.

Am frühesten, schon zu Ausgang des X. Jahrhunderts, beginnt unter den wenig zugänglichen slavischen Preußen seitens böhmischer und schlesischer Glaubensboten das Missionswerk, nach deren Scheitern es von Polen mit auch nur vorübergehendem Erfolge fortgesetzt wird. — Erst seit der Niederlassung deutscher Cistercienser, im letzten Dritteile des XII. Jahrhunderts, und seit Herbeirufung des Deutschen Ordens zum Schutze ihrer Schöpfungen entfaltet sich bleibend in Preußen deutsches Kulturleben, — jedoch bekanntlich nicht ohne ununterbrochene erbitterte und oft wenig erfolgreiche Kämpfe mit den Eingeborenen und in schwerem Ringen mit der

polnischen Rivalität. Die germanische Kultursaat wäre beim Ausbleiben jeder Unterstützung seitens des deutschen Mutterlandes dem Untergange geweiht geblieben, wenn nicht, nach Säkularisation des Deutschen Ordens zur Reformationszeit, einer Reihe kräftiger Landesfürsten es gelungen wäre, dem deutschen Wesen in Preußen den Vorrang wieder zu gewinnen und zu erhalten.

Auch in Livland hat schon in früher Zeit, bis ins XII. Jahrhundert hinein, slavischer (oder richtiger russischer) Einfluß sich geltend zu machen gesucht, jedoch gänzlich ohne bleibenden Erfolg und ohne Hinterlassung irgend welcher Civilisationsspuren. Es ist bekannt, wie, um die Mitte des XII. Jahrhunderts zuerst von Bremer Kaufleuten angesegelt, Livland alsbald der Sitz einer bleibenden deutschen Missionsstation wurde; wie unmittelbar darauf, nach verhältnismäßig wenig andauernden, kräftig geführten Kämpfen gegen die finnischen Stämme der Liven und Esthen, in außerordentlich kurzer Zeit im Gebiete des heutigen Liv-, Esth- und Kurland von den geistlichen Landesfürsten, dem Schwertbrüderorden und den autonomen Städten ein dem deutschen Reiche angegliederter, wohlgeordneter Föderativstaat errichtet wurde, der sich durch Jahrhunderte einer glänzenden Prosperität erfreute, bis er nach wiederholten übermächtigen Angriffen des östlichen Nachbars, nach schrecklichen Kriegsleiden und entsetzlichen Verwüstungen — beim Ausbleiben aller Unterstützung seitens des deutschen Reiches — seine Einheitlichkeit und Selbständigkeit einbüßte (1561), jedoch nicht ohne vertragsmäßige Wahrung der deutschen Eigenart.

Im Gegensatze zu Preußen und Livland ist Finnland zuerst nicht zu Missionszwecken von den Schweden besucht worden, sondern in kriegerischem Anlasse: um den Verheerungen der schwedischen Küsten durch finnische Seeräuber

ein Ende zu machen. Unter den Heeres- und Kreuzzügen, welche, die Grenzen des schwedischen Besitzes successiv erweiternd, schließlich zur dauernden Erwerbung Finnlands durch Schweden führten, sind namentlich diejenigen der Jahre 1157, 1249 und 1293 zu nennen. Bemerkenswert ist dabei, daß die Besitzergreifung offenbar unter verhältnismäßig gütlichen Bedingungen geschah. Ausdrücklich wird hervorgehoben, „daß der Verbreitung schwedischen Rechtes wenig Widerstand entgegentrat. Wenigstens sind keine Klagen über gewaltsames Aufdrängen fremder Gesetze an die Nachzeit überliefert worden, wie dies in so manchen anderen Ländern der Fall gewesen“[1].

Zu diesen auffallenden gegensätzlichen Erscheinungen kommt noch ein anderer hochbedeutsamer Umstand hinzu. Während in Preußen und in Livland das Lehnsrecht nicht nur in allerausgeprägtester Weise zur Geltung gelangte, sondern auch vielfach zu den als sogenannte Feudalrechte verrufenen Ausartungen führte, namentlich zur Minderung der Rechte des freien Bauernstandes, schließlich zu seiner Hinabdrückung auf das Niveau der Hörigkeit, — so ist Schweden und ganz besonders Finnland, trotz seiner nationalen Unterschiede, dieser Schädigung der Volkskraft gänzlich entgangen. Dieser die skandinavische Welt fast vor dem ganzen übrigen Europa auszeichnende Umstand erklärt sich nicht allein durch die den schwedischen Königen nur zu oft aufgedrängte Notwendigkeit, zur Abwehr der Übergriffe einer anmaßenden Aristokratie sich auf die niedern Stände, namentlich auf den Bauernstand, zu stützen, — sondern es liegt hier offenbar eine für den skandinavischen Genius charakteristische und alle Schichten der Gesellschaft durchdringende Eigentümlichkeit zu Grunde. Schon

[1] Dr. C. Mechelin, Das Staatsrecht des Großfürstentums Finnland, in „Handb. des öffentl. Rechts der Gegenwart &c.“, herausgegeben von Dr. Heinr. Marquardsen. IV. 2. Freib. i. Br. 1889. S. 245.

in der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhunderts ist unter dem König Magnus der gemeine Mann gesetzlich geschützt worden gegen die Willkür der Großen. Kaum waren seit der völligen Eroberung Finnlands zwei Menschenalter vergangen, als in dem, durch den Lagmann Niels Thuresson Bjelke und den Bischof Hemming im Jahre 1362 ausgewirkten, Finnländischen Freiheitsbriefe festgestellt wurde, daß neben dem finnländischen Lagmann und dem dortigen Klerus auch 12 finnländische Bauern an der Königswahl teilnehmen sollten. Seit jener Zeit, ohne Unterbrechung während bald 5½ Jahrhunderten, steht der finnländische Bauernstand politisch vollberechtigt da, ebenbürtig neben seinen Mitständen über alle Gesetzgebungs- und Besteuerungsfragen mitentscheidend.

Wenn wir in den soeben gegenübergestellten Ländern die in ihren Bevölkerungen heutigen Tages bestehenden gegenseitigen Beziehungen vergleichend betrachten, so werden wir freilich die dabei sich ergebenden Verschiedenheiten zu großem Teile auf die inzwischen durchgemachten historischen Erlebnisse zurückzuführen haben. Nichtsdestoweniger läßt es sich aber nicht verkennen, daß die soeben angedeuteten, besonders gearteten Anfänge des Kulturlebens dieser Länder bleibend ihre Nachwirkung ausgeübt haben.

Mit besonderer Härte und Schroffheit hat sich in Preußen die Kolonisation vollzogen. Es hat eine Zeit gegeben, da hier allen Ernstes an völlige Austilgung der halsstarrigen Eingeborenen gedacht wurde und an ihre Ersetzung durch deutsche Einwanderer, — und noch heute giebt es an der Ostsee kein Gebiet, welches in der Geisteskultur so weit zurückgeblieben wäre als Ostpreußen. Der dortige Landmann steht tief unter dem Niveau des Esthen und Letten, und seine Beziehungen zum Deutschen sind nicht die freundlichsten.

Ist auch in Livland das Los der unterjochten Bevölkerung von Anfang an ein weniger hartes gewesen; ist auch zu schwedischer Zeit gar manches zu seiner Erleichterung geschehen; hat auch die Aufhebung der Leibeigenschaft und der Frondienste unter den Letten und Esthen weit früher stattgefunden als in manchen Ländern Deutschlands; erfreut sich auch hier die Landbevölkerung — zufolge der Initiative der deutschen Mitbürger — einer vielleicht beispiellos freien und unabhängigen kommunalen Justiz und Selbstverwaltung, — so sind doch die Wirkungen gewisser Erinnerungen aus alter Vorzeit unverkennbar. Ohne dieselben wäre es dem Moskowitertume nicht möglich gewesen, eine zu Zeiten bedenklich gesteigerte, wenn auch nur vorübergehende Verhetzung der Letten und Esthen gegen das Deutschtum zu stande zu bringen. Nun haben es freilich die dem ganzen Lande ohne Unterschied angethanen Vergewaltigungen der letzten Jahre bewirkt, daß heutigen Tages Letten, Esthen und Deutsche sich so sehr einander genähert haben, als es während 700 Jahre nicht geschehen war. Wären die Anfänge livländischen Kulturlebens freundlichere gewesen, so wäre vielleicht seine Gegenwart weniger bedroht.

Wie in Finnlands gesamter Geschichte, so ganz besonders in den Gefahren der Gegenwart ist es unverkennbar, welch glückliche Bedeutung es für das Land hat, eigentliche feudale Knechtung nie gekannt zu haben und nur von freien, politisch untereinander ebenbürtigen Männern bewohnt worden zu sein. Wenn irgendwo, so hat sich hier die Verheißung bewährt: daß der Väter Gutthaten forterben sollen bis ins tausendste Glied. — Denn trotz ethnologischer Verschiedenheit der Bevölkerung, hat von Anfang an, ohne Unterbrechung noch irgend welche Störung, Finnlands Volk das Bewußtsein seiner geschlossenen Einheitlichkeit besessen.

Vergeblich hat das Moskowitertum alle seine Künste spielen lassen, um Schweden und Finnen gegeneinander zu verhetzen, um das harmlose litterarische „Fennomanentum“ zu politischem, feindlichem Gegensatze anzufachen. Beim ersten Anscheine einer Bedrohung der Landesrechte haben stets mit gleicher Entschiedenheit, mit gleichem Patriotismus, und ohne irgend etwas Trennendes zwischen sich aufkommenzulassen, Schweden und Finnen zur Verteidigung Schulter an Schulter gestanden.

Nicht dem mindesten Zweifel unterliegt es, daß alles, was Einmütigkeit in passivem Widerstande vermag, von dem kleinen mutigen Volke gegen den riesigen Vergewaltiger mit äußerster Ausdauer und in unverbrüchlichem Zusammenwirken ins Werk gesetzt werden wird.

* * *

Die letzten Jahrhunderte der Zugehörigkeit Finnlands zu Schweden — seit der Zeit, da Schweden ein wichtiger Faktor der nordischen Politik wurde — sind für das ohnehin kärglich ausgestattete Land nichts anderes gewesen als eine ununterbrochene Kette von Leiden jeder Art. Und dennoch ist in dieser Periode Finnlands Geschichte, wie nur irgend eine, reich an Erinnerungen, an welche der Patriot mit Stolz zurückdenken mag. Es kann das hier, auf dem knapp zugemessenen Raume, selbst nicht flüchtig und skizzenhaft nachgewiesen werden. Nur ein ganz besonders charakteristisches Moment der historischen Eigenart Finnlands, seine Reichs- und Königstreue, mag hier hervorgehoben werden, wie sie in ähnlicher Weise und in so hohem Grade wohl nirgends sonst sich wiederfindet, wie sie dem Volke Finnlands zur höchsten Ehre gereicht und wohl geeignet ist, ihm die Anerkennung und Sympathie der ganzen gesitteten Welt zu sichern.

Seit den ältesten Zeiten ist Finnland als ein ebenbürtiges, vollberechtigtes Glied des schwedischen Reichskörpers dagestanden. Kaum war seit der definitiven Besitzergreifung von Finnland — Friede zu Nöteborg 1323 — ein Menschenalter vergangen, als es bereits (1362) das Recht zuerkannt erhielt, in ähnlicher Weise wie die übrigen Landschaften Schwedens an der Königswahl sich zu beteiligen. Aus manchen Bestimmungen des Allgemeinen Landgesetzes vom Jahre 1442 ergiebt es sich, daß Finnland ein den schwedischen Landschaften ebenbürtiges Glied des Reiches geworden war. — Dennoch aber ist es schon sehr früh ersichtlich, daß Finnland doch als etwas anderes gilt denn als bloß ein schwedisches Verwaltungsgebiet, — daß es vielmehr als eine besondere Individualität erscheint. Die Besonderheit der Vorstellung prägt sich deutlich in der Gesetzgebung aus, welche wiederholt Finnland ausdrücklich neben Schweden erwähnt. Gewisse Rechte werden dem Adel Finnlands und Schwedens zuerkannt; — das Adelsfahnenregiment soll nicht außerhalb der Grenzen Schwedens und Finnlands verwendet werden; — es werden dem schwedischen und finnischen Bauernstande Privilegien zugesichert u. s. w.[1]. Um so auffallender ist diese Gegenüberstellung, als im Gegensatze zu den später erworbenen transmarinen Besitzungen, den Ostseeprovinzen und den deutschen Gebietsteilen, in welchen schwedisches Recht nie zu voller Geltung gelangte, Finnland sowohl was die Vertretung auf den Reichstagen betrifft als auch in übrigen rechtlichen und politischen Beziehungen mit dem eigentlichen Schweden vollkommen gleichgestellt dastand, und als das schwedische Recht für Finnland nicht ein fremdes war, sondern ein einheimisches, unter Mitwirkung von

[1] Mechelin a. a. O. S. 245—246.

Vertretern des Landes entwickeltes und auch bei der rein finnischen Bevölkerung eingewurzeltes Recht.

Diese Gegenüberstellung gewinnt seit Beginn der erwähnten Periode wenn auch nicht in staatsrechtlicher, so doch in sozusagen praktischer Hinsicht eine tief bedauerliche Bedeutung insofern, als Finnland immer mehr und mehr in die — unverdiente — Stellung eines vernachlässigten, ja benachteiligten Stiefbruders verstoßen wird, — unverdient in zwiefacher Hinsicht: sowohl hinsichtlich der Wichtigkeit von Finnlands Grenzlandstellung als auch wegen der ausnahmslos korrekten Haltung des Landes.

Schwedischerseits ist keineswegs verkannt worden, daß es in militärischer Hinsicht von äußerster Wichtigkeit sei, das finnländische Grenzgebiet dem aggressiven östlichen Nachbar gegenüber im besten Verteidigungszustande zu erhalten; wiederholt sind bezügliche Beschlüsse gefaßt und Anläufe dazu genommen worden; immer aber haben angeblich wichtigere Aufgaben die Aufmerksamkeit von Finnland und von dessen wirksamer Wehrhaftmachung abgelenkt. Gleichsam erst nach zwölfter Stunde, als Schwedens Macht bereits gebrochen war und der Verlust Finnlands nur noch als eine Frage der Zeit erschien, ist zur Befestigung der von Rußland zunächst bedrohten Südküste Finnlands geschritten worden, wobei übrigens das Land, wie bisher beständig, von Verteidigungstruppen fast gänzlich entblößt und fast nur auf die improvisierte Wehrkraft der lokalen Bevölkerung angewiesen blieb.

Aber auch ganz abgesehen von seiner Bedeutung als vorgeschobener Grenzposten, ist Finnlands Wert an sich keineswegs übersehen, vielmehr wiederholt ausdrücklich anerkannt und hervorgehoben worden. Die großen schwedischen Könige Karl IX und Gustav Adolf haben ihre hervorragende Regentenbefähigung nicht zum wenigsten durch die Sorgfalt bewiesen,

welche sie persönlich, während längerer Anwesenheiten in Finnland, der Ordnung der entsetzlich vernachlässigten Zustände dieses Landes gewidmet haben. Axel Oxenstjerna, der sich in gleichem Sinne hervorgethan hat, bezeugte mit Nachdruck: ein gut verwaltetes Finnland könne Schweden fast gleichkommen — nur thatsächlich sei es der schwächere Teil. Und Peter Brahe der Jüngere, nachdem er als Generalgouverneur alle Teile Finnlands bereist und eingehend studiert hat (1638), bekennt in seinem ersten Berichte: eigentlich sei Finnland ein nicht kleines Königreich. Schon im Jahre 1581 hat Johann III die glänzenden Verdienste der Finnländer bei Abwehr Iwans des Grausamen durch Erhebung Finnlands zum Großfürstentum anerkannt. Bei der Krönung Karls IX (1607) hat der Thronerbe Gustav Adolf als „Großfürst von Finnland" die Fahne Finnlands getragen u. s. w.

Bei solcher Wertschätzung Finnlands ist der wichtigste Faktor sicherlich nicht dasjenige gewesen, was nebenher von Peter Brahe d. J. hervorgehoben wird: des Landes, im Verhältnis zu seiner Bewohnerzahl, großer Reichtum an Fischen, Pelztieren, Wald- und Bergwerkprodukten, und seine Ausdehnung — unversiegbare Schätze anderer Art haben jederzeit des Landes unerschöpflichen und größten Reichtum gebildet: Schätze des Herzens und der Gesinnung der kernigen Bevölkerung. Unerschöpflich, in der That; denn mit nur wenigen und seltenen Ausnahmen ist seitens der Regierung der schwedischen Könige und Adelsherrschaften fast systematisch, möchte man sagen, darauf hingearbeitet worden, Finnland abzustoßen und dem schwedischen Reiche zu entfremden. Nichtsdestoweniger hat sich Finnland allezeit und unausgesetzt, solange es nicht thatsächlich und definitiv aufgegeben und überliefert worden, wie keine andere Landschaft Schwedens durch standhafte Treue und freudige Opferwilligkeit ausgezeichnet.

Daß Finnland jedesmal in höchster Kriegsnot ungeschützt von Schweden im Stiche gelassen wurde, ist bereits angedeutet worden. Es mögen hier einige prägnante Beispiele angeführt werden.

Trotz lange währender Kriegsdrohungen haben die 1573 hereinbrechenden Scharen Iwans IV weder in Finnland noch in Esthland vorbereiteten, ernstlichen Widerstand gefunden. Im Jahre 1577 war in beiden Küstengebieten nach wiederholten Verheerungszügen der Russen nur Stadt und Schloß Reval in Schwedens Besitz geblieben. Dann aber sind unter Führung der Finnländer Tott und Fleming (später auch Delagardie und Tawwast) einzig und allein mit in Finnland aufgestellten Truppen, unter Mithülfe finnischer bäuerlicher Partisanenscharen, nicht nur die Russen aus beiden genannten Küstengebieten und aus Ingermanland gänzlich hinausgetrieben worden, sondern es ward noch das seitdem bei Finnland verbliebene Karelien mit dessen für uneinnehmbar gehaltenem Hauptorte Kexholm den Russen abgenommen (1580 und 1581). — Freilich wurde für diese Großthaten Finnland mit dem Ehrentitel „Großfürstentum“, im übrigen aber gar schlecht gelohnt. Nicht nur war während fast neunjähriger Kriegsnot das Land durch Aushebungen, Mißwachs, Verwüstungen, Pest und Seuchen entsetzlich heimgesucht worden, — nach Abschluß des Waffenstillstandes wurde es gar die Beute der unbesoldet gebliebenen, verwilderten Kriegsscharen und, was als beständiger, immerwährender Druck am empfindlichsten war, die Beute gewissenloser, erpressungslustiger schwedischer Beamtenscharen, der „Gesetzleser“ u. s. w. Wiederholte den König um Abhülfe anflehende finnländische Deputationen blieben von demselben unbeachtet.

Unter wesentlich denselben Umständen, wenn auch in geringerem Umfange und während kürzerer Dauer, wieder-

holen sich die Leiden acht Jahre später, als das unverteidigt gelassene Finnland von Boris Godunows verheerenden Scharen überzogen wird. Der ehrenvolle Friede von Teusina (1585) macht dem Elend kein Ende, da nun die unseligen innerschwedischen Wirren: die Rivalitätskämpfe zwischen dem rechtmäßigen, aber in Polen abwesenden Könige Sigismund und dem alle Königsgewalt als Reichsverweser sich anmaßenden Herzog Karl, ausbrachen. Bemerkenswert ist, daß Finnland jetzt, trotz aller erduldeten Vexationen, sich auf seiten der Legalität, des rechtmäßigen Königs stellt, dessen Vertreter indessen, der finnländische Statthalter Fleming, durch eigenwillig und ungesetzlich ausgeübten Druck das finnländische Volk zur Selbsthülfe und Notwehr, zum Bürgerkriege treibt (der „Kolbenkrieg“ 1592—1600), welcher erst nach Sigismunds gesetzmäßig vollzogener Absetzung beendigt wird. In eigentümlicher Verschränkung hiermit wüten die damaligen schwedischen Religionswirren, in denen Finnland, zwiefach bedrängt, eine doppelt ehrenhafte Stellung bewahrt hat: sowohl gegen den schwedischen Rigorismus, die lutherische Unduldsamkeit, als auch gegen die von Sigismund inaugurierte jesuitische Gegenreformation Front machend, hat Finnland unentwegt die Fahne der Religionsfreiheit hochgehalten.

Die Schwedens Großmachtstellung unter Karl IX einleitenden Erfolge des bis zum Frieden zu Stolbowa (1617) reichenden Abschnittes (1610 „Errettung“ Moskaus, zweite Gewinnung Kexholms, Erstürmung und Besetzung Großnowgorods, Gustav Adolfs resp. dessen Bruders Karl Philipp Berufung auf den Zarenthron u. s. w.) — es waren wiederum Erfolge finnländischer Männer, der Klaus Boije, Arwid Wildemans, Ewert Horn, Jakob Delagardie (letzterer in Reval geboren, aber in Finnland aufgewachsen und erzogen), —

sämtlich Führer finnländischer Truppen. So ist Schweden recht eigentlich durch Finnland emporgehoben worden.

Am vollständigsten aber ist der Wert, welchen Finnland für Schweden besaß, erst im großen „deutschen“ (30jährigen) Kriege zu Tage getreten. Während von der gesamten Heeresmacht Schwedens Finnland nur ein Viertel zu stellen hatte, betrug in diesem Kriege der finnländische Anteil thatsächlich volle zwei Fünftel (d. h. von 30 Regimentern waren 12 finnländisch), wobei die finnländische Reiterei den besten Teil der schwedischen Kerntruppen bildete. Ihrem Kriegsrufe: „hakka päälle“ [1] ging panischer Schrecken vorauf.

Diese großen Dienste und Opfer hat Finnland gebracht, obwohl es durch die fast unaufhörlichen, ganz mit eigenen Kräften gegen Rußland geführten Grenzkriege, sowie durch die Erpressungen schwedischer Beamten fast aufgerieben worden war (seine Bevölkerung zählte kaum mehr 250—300000 Seelen — nach Oxenstjernas Zeugnis waren ganze Gerichtsbezirke gänzlich unangebaut und nur von Waldgetier bewohnt —), nachdem die wohlwollenden Regierungen Karls IX und Gustav Adolfs kaum Zeit gehabt hatten, günstige Wirkung hervorzubringen. Verdankt nun auch Finnland den Anfängen der nachfolgenden Periode unter dem intelligenten Walten Oxenstjernas und Peter Brahes d. J. manche unvergeßliche Wohlthat — Abstellung mancher Mißbräuche, Gründung der Universität zu Åbo, Verbesserung des Verkehrswesens u. s. w. —, so beginnt doch jetzt recht eigentlich erst die Leidensperiode des nicht nur vernachlässigten, sondern geradezu gemißbrauchten und gemißhandelten Stiefbruders.

Schon während der Minderjährigkeit Christinens beginnt die Verschleuderung des die Haupteinnahmen des Reiches

[1] Ein leider nicht wohl getreu zu übersetzender Ausruf, der das „Drauf!“ und „Pack' an!“ in sich vereinigt.

liefernden Domänenbesitzes; unter ihrer leichtfertigen Regierung wird das Unwesen ins ungemessene gesteigert. Christine allein hat 18 Grafen-, 42 Freiherren- und 400 adelige Geschlechter kreiert und alle mit Landdonationen ausgestattet. Besonders war Finnland das gelobte Land der Belehnungen; allein in Finnland (wo es bisher nur eine Grafschaft und zwei Baronieen gegeben hatte) waren durch Christine nicht weniger als 8 Grafschaften und 21 Baronieen errichtet worden! Bei Christinens Rücktritte sah Finnland aus wie ein Haufwerk kleiner Fürstentümer: zwei Dritteile des Landes und ein Dritteil der Staatseinnahmen waren an in Schweden lebende Aristokraten vergeben worden, welche zumeist Ausländer waren. Finnland war zum auszuraubenden Pachtgute der schwedischen Vornehmen geworden, welche dazu noch mit drückenden Vorrechten, Kirchenpatronat, Justiz- und Polizeigewalt u. s. w., ausgestattet worden waren. Welche Mißbräuche und welche Leiden dadurch über Finnland kamen, braucht nicht erst näher bezeichnet zu werden.

Es sollte aber noch schlimmer werden zufolge der ehrgeizigen Pläne Karls X: sowohl seine Mißerfolge wie auch seine Erfolge gereichten Finnland zu schwerer Schädigung. Zu dem gegen Polen unternommenen Zuge war 1656 Finnland gänzlich von allem Kriegsvolke entblößt worden, so daß es — während 20000 Finnländer in Polen standen — gegen den Einfall der Russen, die des vertriebenen Polenkönigs Johann Kasimir sich annahmen, gänzlich unverteidigt dastand. Eine eiligst angeordnete finnländische Landwehr wird aus dem Boden gestampft: statt des geforderten zehnten stellen die Bauern Finnlands den achten Mann; lokale Landtage bewilligen Kriegssteuern in noch nicht dagewesener Höhe. Schon 1657 ist Kexholm entsetzt und die Russengefahr beseitigt; von seiner neuaufgebrachten Kriegsmacht giebt Finnland die Hälfte zur

Fortführung des Krieges nach Livland ab und empfängt als Gegengabe von Polen herüber — die Pest. Der mit so schweren Opfern geführte, aber im übrigen resultatlose Krieg endigt 1658 mit einem Waffenstillstand, nach dessen Ablauf der Friede zu Kardis (1661) folgt.

Weit verhängnisvoller als Karls X Mißerfolge — die Wunden des Krieges heilt allmählich die Zeit! — wurden, wie gesagt, für Finnland seine Erfolge: nämlich die Erwerbung der Südprovinzen durch den mit Dänemark 1658 zu Roeskilde geschlossenen Frieden. Bis dahin hatte sich zufolge finnländischer Großthaten das brüderliche Verhältnis zwischen Schweden und Finnland — wenigstens theoretisch und akademisch — zu immer größerer Wärme gesteigert: die Treue der Finnländer war sprichwörtlich geworden; es war als berechtigt anerkannt worden, wenn finnländischerseits man sich rühmte, nicht als Sklave, sondern als Partner an Schweden gebunden zu sein; in Schweden hatte man die Finnländer als „Brüder und Kameraden" anerkannt und „Bund" hatte man das zwischen Schweden und Finnland bestehende Verhältnis genannt. — Von dem Augenblicke aber an, da Schweden seine Grenzen gegen Süden ausdehnt, beginnt sein Interesse an Finnland zu erkalten. Immer deutlicher und deutlicher fängt es an sich auszuprägen, daß Finnlands Treue zum Reiche eine einseitige, unerwiderte ist.

Schon unter den letzten Regierungen, deren Bestrebungen vorzugsweise nach außen gerichtet waren, hatte eine arge Vernachlässigung, ja Bedrückung Finnlands Platz gegriffen. Die von Gustav Adolf, Oxenstjerna und Brahe bewirkten Verbesserungen waren wieder hinfällig geworden; wiederum wurde Finnland von raubsüchtigen und bestechlichen schwedischen Richtern und Beamten ausgesogen; Handel und Gewerbe wurden

in Finnland gelähmt durch monopolisierende Bevorzugung alleinberechtigter Compagnieen und schwedischer Plätze. Begütertheit und Intelligenz fanden keine Verwendung und siedelten nach Schweden über. Finnland fing an kulturlich zu veröden. Alle diese Übelstände aber steigerten sich unter der nun folgenden aristokratischen vormundschaftlichen Regierung, welche, statt zur Aufbesserung der Finanzen die beschlossene „Reduktion" ins Werk zu setzen, d. h. verschleuderte und erschlichene Belehnungen und Donationen wieder einzuziehen, vielmehr neue Belehnungen ins Werk setzt, bei gänzlich zerrüttetem Staatsschatze sich von Frankreich zu frivolen Kriegsabenteuern hinreißen läßt u. s. w. Und viel ärger als auf den übrigen Landschaften lastet das Unwesen auf Finnland, welches nichtsdestoweniger durch Beweise seiner Königstreue sich wiederholt hervorthut und auf dem Landtage von Åbo reichliche Mittel zur Führung des „unnützen" Krieges bewilligt, freilich mit dem Vorbehalte, dieselben mögen vorzugsweise zur Wehrhaftmachung gegen Rußland verwendet werden, welches zur Wettmachung des Friedens von Stolbowa rüstete.

Unter der nun folgenden absolutistischen Regierung des volljährig gewordenen Karl XI erfreut sich Schweden zwanzigjährigen Friedens, glänzender Ordnung seiner Finanzen, durch streng durchgeführte „Reduktion" achtunggebietender Wiederherstellung der Wehrkraft und Rückkehr geordneter Verwaltung, bürgerlicher Freiheit und Sicherheit. Wiewohl der König Finnland niemals besuchte und ihm keine besondere Sorgfalt zuwandte, es vielmehr in mancher Beziehung stiefväterlich behandelte — 1689 wurden z. B. Finnländer von Offizierstellen ausgeschlossen —, so ist es doch indirekt durch die allgemeinen Wohlthaten gefördert worden, und für alle Folgezeit datiert der Bestand seiner Einrichtungen wesentlich aus dieser

Epoche. Bemerkenswert ist, daß in dieser Zeit zum erstenmal eine wenn auch nur theoretische Gegenüberstellung des Finnischen und Schwedischen stattfindet. Während einerseits man auf gänzliche Verdrängung der finnischen Sprache abzielt, werden andererseits die ersten Ansätze zu finnischer Ethnographie und Sprachforschung versucht — was immerhin auf ein Erstarken der heimischen geistigen Regsamkeit hinweist. In wirtschaftlicher Hinsicht aber ist diese Epoche eine der unglücklichsten gewesen, die Finnland jemals erlebt hat. Bei fortgesetzter künstlicher Lähmung des Handels und Gewerbfleißes wird Finnland von einer langen Reihe von Mißwachs- und Hungerjahren und von schrecklichen Feuersbrünsten heimgesucht. Zu Beginn der Regierung Karls XII wären Jahrzehnte erforderlich gewesen, die Wunden zu heilen, — statt dessen trat andauernde Kriegsnot ein, wie sie noch nie erlebt worden war, — und zwar augenfällig durch gänzliche Vernachlässigung und Preisgebung Finnlands seitens Schwedens.

Daß während des zwei Jahrzehnte hindurch wütenden nordischen Krieges die an Rußland und Polen grenzenden Ostseeländer von Karl XII zu Gunsten seiner nach Süden gerichteten Pläne gänzlich preisgegeben wurden, ist zu bekannt, um hier noch besonders ausgeführt zu werden. Es mag hier nur Finnlands Anteil an den dadurch verursachten Leiden Erwähnung finden. Nach dem großen Siege von Narwa, den zu voller Hälfte Finnländer erkämpften, wurde Finnland gänzlich von Truppen entblößt und ihm die örtliche Aufstellung einer zweiten Armee auferlegt. Allein während des ersten Kriegsjahres (1700) hat das menschenarme Finnland nicht weniger als 20 000 Soldaten geliefert, wovon kein volles Drittel zur Verteidigung des eigenen Landes dienen durfte. Jetzt schon ist der Mangel an Menschen so groß, daß die Aushebung sich vielfach auf Hauswirte und besitzende Hof-

bauern erstreckt — und es war nicht die letzte Forderung von Menschenmaterial! Nichtsdestoweniger macht es die hartnäckige Reichs- und Königstreue der Finnländer möglich, neben den sozusagen offiziellen Kriegsoperationen unausgesetzt bäuerliche Partisanenzüge ins Werk zu setzen! — Von schwedischer Seite wird nicht das Geringste zu Finnlands Verteidigung gethan; Behörden und Archive werden übers Meer geschafft — Finnland ist gänzlich sich selbst überlassen. Wiewohl es erst 1707 wiederum eine neue Armee hatte aufstellen müssen, bringt es schon 1710 nochmals 8000 Mann auf die Beine, die jedoch zur Rettung nicht genügen können. Die Hälfte der Truppen, welche Karl XII von Bender aus 1713 zur fruchtlosen Landung nach Rügen dirigierte, hätte genügt, Finnland zu befreien. Statt dessen wird zum Schutze der schwedischen Küsten der letzte Soldat aus Finnland herausgezogen, und das vollkommen durch 14jährige Kriegsnöte erschöpfte Land wird zum dritten Male gänzlich zur Beute der Russen, welche hier alsdann sieben Jahre lang (1714—1721) unumschränkt hausten und wüsteten.

Unter solchen Umständen hätte es nicht wundernehmen können, wenn Finnlands Anhänglichkeit an Schweden sich gelockert hätte und wenn die Pläne der Diplomatie, Karl Friedrich von Holstein, Karls XII Neffen, mit des Zaren Tochter zu vermählen und zum Herrscher eines selbständigen Finnlands zu machen, hier willige Aufnahme gefunden hätten. Statt dessen erwies sich auch jetzt noch Finnlands Treue unerschüttert: mitten unter der russischen Herrschaft wird der finnländische Partisanenkrieg hartnäckig und unausgesetzt fortgeführt!!

Nach dem Friedensschlusse (zu Nystadt 1721), in welchem um den Preis der Erwerbung Liv-, Esth- und Ingermanlands der größte Teil Finnlands (außer Wiborg u. s. w.) an

Schweden zurückgegeben wurde, hat die nun einsetzende schwedische Adelsregierung sich anfangs die Wiederherstellung der Landeswohlfahrt wohl angelegen sein lassen — doch ward hierbei Finnland wiederum gar stiefmütterlich behandelt. Einem einzigen seiner Hafenplätze wurde das „Stapelrecht", d. h. das Recht zum Außenhandel, verliehen und zwar Abo, welches ohne entsprechendes Hinterland in keiner Weise mit Stockholm, Gefle u. s. w. hätte konkurrieren können; selbst Finnlands Vertretung auf dem Reichstage wurde verkürzt: Stockholm allein hatte soviel Vertreter wie alle finnländischen Städte zusammen — u. s. w. Stärker als alles dieses und als alle vorangegangenen Zurücksetzungen und Vernachlässigungen Finnlands hat die entsetzlich leichtsinnige und wüste, durch den beständigen Parteihader der „Hüte" und „Mützen" befleckte Adelsherrschaft beigetragen — ja man möchte fast sagen: es darauf angelegt —, die Herzen der Finnländer dem Reiche zu entfremden und Finnland von ihm loszulösen. Über die Köpfe der Finnländer hinweg wurde Finnland gleichsam als eine Tauschware von den Leitern der schwedischen Politik behandelt. Einerseits wurde seitens der „Mützen" 1741 unter der Hand darüber verhandelt, Finnland als selbständigen neutralen Staat „unter russischem Schutze" zu konstituieren; andererseits sprachen es die „Hüte" in ihren Motiven zur Kriegserklärung gegen Rußland (1741) ausdrücklich aus, daß der Krieg ungefährlich sei, weil er höchstens die Verheerung und den Verlust Finnlands herbeiführen könne. — In der That wurde ganz Finnland — zum vierten Male — von den Russen besetzt und zwei Jahre lang (1742—1743), diesmal jedoch in ziemlich glimpflicher Weise, verwaltet: die Kaiserin Elisabeth, welche anfangs zwar durch Manifest von 1742 die Selbständigkeit Finnlands in Aussicht gestellt hatte, hat später seine Einverleibung ins russische Reich vorgezogen und die

Huldigung der Finnländer erzwungen. In der Friedensverhandlung zu Åbo (1743) wird schwedischerseits die Abtretung Finnlands angeboten als Preis für Elisabeths Zustimmung zu der den „Hüten" genehmen Thronfolgerwahl — kurz, Finnland wird herzlos als Tauschobjekt behandelt. Der Friedensschluß beläßt freilich den größten Teil Finnlands bei Schweden, schädigt aber Finnland aufs allerempfindlichste nicht nur durch Zerreißung seines nationalen Gebietes, sondern auch insofern durch die neuen Grenzbestimmungen, als die südlichen Seeplätze ihres Hinterlandes beraubt werden und das Hinterland seiner Häfen!

Während des darauf folgenden Decenniums der wüstesten Parteikämpfe zwischen „Hüten" und „Mützen" hat Finnland den größten Teil der Zeche zu bezahlen. Durch die Reichstagsdeputationen wird zu Tage gefördert, wie entsetzlich Finnland zu Gunsten Schwedens benachteiligt und vernachlässigt worden ist: wie ihm alle Zahlungen aus dem „Manufakturfonds" vorenthalten worden, wie nur drei finnländischen Seeplätzen, gegenüber 21 schwedischen, „Stapelrecht" verliehen worden u. s. w. Statt die in Finnland dadurch vermehrte Unzufriedenheit durch Abstellung der Ungerechtigkeiten zu beschwichtigen, zieht das schwedische Adelsregiment es vor, dort eine wahre Schreckensherrschaft herzustellen: strenge Preßknechtung, scharfe Überwachung aller Mißvergnügten, Prozessierungen und Hinrichtungen derselben. Finnländische eingeborene Beamte werden verabschiedet und durch schwedische ersetzt, ja man plant, alles finnländische Militär durch schwedisches zu ersetzen, nachdem der Plan einer allgemeinen Wehrhaftmachung Finnlands aufgegeben worden war aus Furcht, das finnische Landvolk könnte unzuverlässig sein! Das war der Dank für alle die durch Jahrhunderte bewiesene opferfreudige Treue der Finnländer!

Welche Bewandtnis es mit der angeblichen Unzuverlässigkeit der Finnländer hatte, das sollte sich zuerst auf dem Reichstage von 1765 zeigen, wo, namentlich mit Hülfe der zahlreich gekommenen finnländischen Vertreter, die Wiederherstellung der durch die Adelsherrschafts-Excesse gänzlich herabgewürdigten königlichen Autorität angebahnt, die seit 150 Jahren konfiszierte Handelsfreiheit wiedergewonnen, Rede- und Preßfreiheit in das Staatsgrundgesetz aufgenommen wird u. s. w. Und bald nach Gustavs III Krönung ist es in Finnland, wo zuerst in wohlorganisierter Weise und mit Entschlossenheit zur Wiederherstellung der Königsgewalt geschritten wird[1]. Alle Verlockungen der schwedischen Adelspolitik, welche um ihrer Pläne willen stets bereit gewesen war, Finnland aufzugeben, waren an der Königstreue der Finnländer gescheitert!

Mit dem Regierungsantritt Gustavs III schien das goldene Zeitalter Finnlands anzubrechen. Schon aus Versailles hatte er (1784) ein besonderes Antrittsmanifest, den „Brief an die finnische Nation“, erlassen und bald war sein Bestreben kenntlich, die Wehrhaftigkeit Finnlands auf die Stufe derjenigen Schwedens zu heben, dem vom schwedischen Ständeregiment vernachlässigten finnländischen Adel aufzuhelfen; auch besuchte er Finnland mit dem Kronprinzen Gustav Adolf. In feierlicher Form ist ihm der Dank der „finnischen Nation“ für alle empfangenen Wohlthaten dargebracht worden. Einen Augenblick hat es geschienen, als sollte das innige Verhältnis zwischen Finnland und seinem Könige getrübt werden, doch hat auch dieses Ereignis dazu beigetragen, die Treue der Finnländer in um so helleres Licht zu stellen. Den Anlaß dafür gab ein persönliches Zerwürfnis zwischen dem König und dem

[1] Nur durch einen Zufall hatte sich in Stockholm die Staatsumwälzung bereits vollzogen, als Sprengporten mit den für den König vereidigten finnländischen Truppen sich dorthin einschiffen wollte.

jüngeren hochbegabten Sprengporten, dessen Mißvergnügen von zwei Seiten ausgenutzt wurde, sowohl durch die Finnlands Selbständigkeit anstrebenden Freimaurer als auch durch die Königin-Mutter, deren Herzenstraum es war, ihren Lieblingssohn, den Herzog Karl, einst zum selbständigen Großfürsten von Finnland erhoben zu sehen. Diese Pläne zu verwirklichen tritt Sprengporten einerseits in den Dienst Rußlands, dem Gustav III — widerrechtlich, ohne Befragung der Stände — den Krieg erklärt hatte, während es gegen die Türken beschäftigt war, in der Hoffnung, die Gelegenheit zur Wiedergewinnung Wiborgs u. s. w. benutzen zu können, — und andererseits sucht er in Finnland eine dessen Losreißung von Schweden bezweckende Verschwörung zu stande zu bringen. Wiewohl nun letzteres gänzlich mißlang, so bildete sich doch der zum Widerstande gegen den König — resp. zur Erzwingung der Kriegseinstellung — und zu größerer Befestigung der Landesrechte — gleichzeitig aber auch zur Landesverteidigung bis aufs Messer — aufrufende (also immerhin reichstreue) Anjalabund, — das einzige historische Beispiel eines in Finnland vorgekommenen Versuches der Auflehnung gegen den König. Der Anjalabund fand keinen Boden in der öffentlichen Meinung Finnlands, welches sich entschieden für den König erklärte und somit wiederum glänzend seine Königstreue bezeugte.

Auch Gustav IV hat, wie seine Vormundschaftsregierung, in Finnland ein freundliches Andenken hinterlassen durch manche wirtschaftlich wohlthätige Einrichtungen, durch Gründung und Dotierung der ökonomischen Societät (finska hushållningssällskapet) u. s. w. Er liebte und begünstigte Finnland, weil dasselbe den revolutionären Zeitideen sich entschieden abhold zeigte. Das endliche Schicksal Finnlands aber, seine Abtrennung von Schweden, wurde herbeigeführt

durch des Königs bis zur Krankhaftigkeit gesteigerte gegen Napoleon, „das blutfarbene Tier der Offenbarung", gerichtete Manie, den er, ein zweiter Karl XII, in kühnem Ansturm niederzuwerfen gedachte. Dazu freilich kam es nicht, wohl aber zur Wiederholung der von Karl XII an Finnland verübten schweren Versündigung — zu dessen fast gänzlicher Entblößung von Truppen bei dringender, von Osten drohender Kriegsgefahr. Statt der von dem mit Napoleon verbündeten Rußland gestellten kategorischen Forderung: die Engländer von der Ostsee auszuschließen, Folge zu geben, unternimmt er vielmehr mit Hülfe derselben Norwegen zu erobern — Finnland seinem Schicksal überlassend.

In hartem und verzweifeltem Kampfe hat Finnland die letzten Beweise für seine Königs- und Reichstreue abgelegt — leider vergeblich, da trotz glänzender Waffenthaten, trotz brennenden Kampfesmutes die finnländischen Truppen unter der elenden Leitung Klingspors eine günstige Position nach der andern verlassen und schließlich bis auf den letzten Mann auf schwedischen Boden übertreten mußten. Auch während schon das ganze Land von russischen Truppen besetzt war, griffen noch überall, und wo nur dazu Gelegenheit sich bot, die Bauern zu den Waffen. Unter den Augen der russischen Besatzung sprach der 70jährige Mathias Calonius in seiner Rektoratsrede jedem Finnländer aus dem Herzen, als er sagte: „. . . . Sei dem auch also, daß das Kriegsglück uns leiblich in die Hand des Feindes gegeben und uns genötigt hat, uns zu verfügen, wohin das Geheiß der Waffen uns treibt, so halten doch unsere Seelen mit unbestechlicher Treue und mit unwandelbarem Gehorsam an ihrem angestammten Könige fest; denn solange der Ausgang des Kampfes noch ungewiß ist und bis ein solcher Friede geschlossen sein wird, in welchem der Herrscher selbst seinen Rechten entsagt, steht es nicht in

der Willkür des Unterthans, sich seiner Pflichten zu entschlagen, falls er sich nicht selbst mit dem schmachvollen Verbrechen des Verrats beflecken will." — Und als von Dobeln den finnländischen Soldaten den Wortlaut des Friedenstraktates verkündete, sprach er Worte, welche in würdiger und wahrhafter Weise die schwedische Periode der Geschichte Finnlands abschließen: ..... „Durch Verlust des edlen finnländischen Volkes hat Schweden seine zuverlässigste Stütze eingebüßt, die schwedische Armee ihren Kern und besten Teil."

* * *

Alexander I, welcher unter des Franzosenkaisers Gunst Finnlands sich bemächtigt hatte, erkannte den Wert des Erwerbes. Höher als den Besitz der gewonnenen Länderstrecken und der Leiber ihrer Bewohner schätzte er den geistigen und moralischen Gewinn. Als ein Kulturgebiet sollte Finnland bleibend dem noch unentwickelten russischen Reiche als Vorbild dienen. Und wie ein Jahrhundert vorher Peter I nicht kraft ehernen Kriegsrechtes, sondern vermöge der Bande gegenseitigen Vertrauens Livland und Esthland hatte besitzen wollen, — so hat auch Alexander I das von seinem bisherigen Herrscher verlassene und aufgegebene Finnland an sich gefesselt durch das heilige Gelöbnis des Sicherheitsbriefes vom 15./27. März 1809: „die Religion und Grundgesetze des Landes sowie die Privilegien und Gerechtsame, welche jeder Stand ... und alle Bewohner überhaupt ... der Konstitution gemäß genossen haben ... fest und unverrückt zu erhalten". Auf dem Huldigungslandtage zu Borgå haben am 17./29. März 1809 der neue Herrscher und die verfassungsmäßig gewählten Vertreter der Stände des Landes sich gegenseitig feierlichst gelobt, einander und dem Landesgesetze unverbrüchliche Treue

zu bewahren. Dieses heilige Gelöbnis ist seitdem bei jedem Regierungswechsel, auch von Alexander III bei seiner Thronbesteigung, feierlichst erneuert worden.

Bald nach der Errichtung des Großfürstentums Finnland als eines selbständigen, lediglich durch Personalunion mit Rußland verbundenen Staates hat auch die Wiederherstellung seines nationalen Gebietes durch Wiedervereinigung des „Gouvernements Wiborg" mit Finnland stattgefunden. Dieser Landesteil war unter russischer Herrschaft in seiner Entwickelung zurückgeblieben, ja in verhältnismäßig kurzer Zeit kulturlich dermaßen herabgebracht worden, daß die Spuren der damaligen Verkümmerung noch heute, nach acht Decennien, nicht gänzlich geschwunden sind.

Dem in Borgå gegenseitig geschworenen Treueide ist Finnland jederzeit im vollsten Maße gerecht geworden. Vom anderen Partner kann dasselbe in gleicher Ausdehnung leider nicht gesagt werden. Während eines halben Jahrhunderts hat die verfassungsmäßig zur Steuerbewilligung und zu gemeinsamer Gesetzgebung erforderliche Einberufung des Ständelandtages nicht stattgefunden. Dem reaktionär verdüsterten Wesen der letzten Periode Alexanders I und vollends dem autokratischen Geiste Nikolaus' I konnte die Verwirklichung wahrhaft konstitutioneller Verwaltung nicht entsprechen. Immerhin ist in dieser Zeit das Land unter Vermittelung seines Senates im Geiste seiner alten Einrichtungen und im besten Einvernehmen mit dem russischen Reiche in so gesegneter Weise regiert worden, daß zu keiner Zeit seines Bestehens Finnland so ungestörten und durchgreifenden Aufschwunges[1] sich

[1] Von dem Grade dieses Aufschwunges mögen nachstehende Ziffern eine Vorstellung geben. — Um 1620 wurde die Einwohnerzahl Finnlands auf kaum 300 000 Köpfe geschätzt. Bis gegen Schluß des Jahrhunderts war sie gegen 700 000 Einwohner angewachsen. Die

erfreut hatte. Freilich wurde auf manchem Gebiete des Staatslebens die Veraltetheit der Gesetzgebung, die Unentwickeltheit des Finanzwesens u. s. w. schwer empfunden; aber bei seit alters besessener Gewohnheit tüchtiger Selbstverwaltung wußte

---

schrecklichen Mißwachs- und Hungerjahre von 1674—1676, 1687—1688 und 1695—1697, von denen die letzten allein gegen 100000 Einwohner fortrafften, sowie Auswanderungen und die Leiden des nordischen Krieges bewirkten, daß nach dem Nystädter Frieden (1721) die Bevölkerung auf nur 200000, höchstens 250000 Köpfe geschätzt werden konnte. Die (erste überhaupt angestellte) Volkszählung von 1749 ergab für das schwedische Finnland ca. 420000, dazu im russischen Finnland ca. 100000 Einwohner. — 1785 ebenso 680000 + 177000 Einwohner und 1809 900000 + 200000 Einwohner. Hiervon wurden durch Mißwachs und großes Sterben allein im schwedischen Finnland in einem einzigen Jahre 105260 Einwohner fortgerafft. Für Gesamtfinnland betrug in den Jahren 1812, 1825, 1853, 1865 die Einwohnerzahl 883832, 1259151, 1698101, 1843000 Einwohner. Nach dem schrecklichen Mißwachs und den Herbstfröſten von 1867—1868 betrug die Einwohnerzahl 1869 nur ca. 1736000 Köpfe, hob sich aber bis 1880 resp. Ende 1886 auf 2060782 resp. 2232378 Köpfe. — Nachdem während einer langen Periode der schwedischen Zeit Handel und Gewerbe in Finnland künstlich niedergehalten worden waren, besaß es 1851 bereits 148 Fabriken mit einem Produktionswerte von ca. 5 Millionen finnischer Mark (oder Francs); letzterer erreichte schon im Jahre 1876 die Ziffer von 60 Millionen finnischer Mark. — Im Jahre 1850 betrug der Gesamthandel Finnlands nur 43 Millionen, 1882 bereits 286 Millionen finnischer Mark. (1881: Einfuhr 154,8 und Ausfuhr 107,3 Millionen finnischer Mark.) — Im Jahre 1825 besaß Finnland nur 250 mit dem Auslande verkehrende Schiffe, im Jahre 1851 deren schon 539 nebst 900 Küstenfahrern; nachdem durch den Krimkrieg die Zahl der finnländischen Handelsschiffe auf 341 zurückgebracht worden war, zählte im Jahre 1882 Finnlands Handelsflotte 1980 Fahrzeuge, worunter 152 Dampfer. — Die Staatseinnahmen, welche in alter Zeit den Wert von 1300000 finnischer Mark nicht überstiegen, in den Jahren 1810, 1830 und 1860 denjenigen von resp. 6700000, 8560000 und 19900000 finnischer Mark repräsentierten, waren im Jahr 1882 auf die stattliche Höhe von 36320714 finnischer Mark veranschlagt. — Im Jahre 1880 besaß Finnland außer der Universität mit ca. 700 Studenten, einem Polytechnikum, zwei landwirtschaftlichen Akademieen, einer Forstakademie, einem Kadettencorps und mehreren Navigations- und Handelsschulen noch 17 Lyceen und 7 höhere Töchterschulen, sowie 578 Volksschulen mit ca. 27000 Schülern.

man den Verhältnissen Rechnung zu tragen und auch im eng gewordenen Rahmen Zufriedenheit und Genüge zu finden.

Zu einer Erneuerung und Belebung des finnländischen Staatswesens wurde unter der liberalen Ära der Anfänge Alexanders II die Möglichkeit geboten. Unter den Auspizien des erleuchteten und mit den Verhältnissen und Bedürfnissen Finnlands vertrauten Generalgouverneurs Grafen Berg wurden durch eine Versammlung finnländischer Notabeln und Sachverständiger die Vorlagen zum „zweiten“ Landtage fertiggestellt und dieser, am 15. September 1863 von Alexander II persönlich eröffnet, während seiner Anwesenheit in Helsingfors zu allgemeiner und allseitiger Befriedigung bis zum 15. April 1864 abgehalten. Die Knappheit des hier zur Verfügung stehenden Raumes gestattet nicht einmal die kurze Aufführung der Gesetzgebungsakte, welche damals sowie auf dem „dritten“ Landtage (26. Januar bis 31. Mai 1867) zur wahren Verjüngung, Vervollständigung und Festigung des finnländischen Staatswesens von den Ständen votiert und von dem kaiserlichen Großfürsten sanktioniert worden sind. Die Gesamtheit dieser, sowie der analogen späteren Vereinbarungen zwischen dem finnländischen Volke und seinem Herrscher läßt sich in Kürze bezeichnen als eine verspätete, aber um so glücklichere Verwirklichung dessen, was Alexander I auf dem Huldigungslandtage dem finnländischen Volke verheißen hatte: Erhebung „zum Range der Nationen“ — es solle sein „placé désormais au rang des nations“. In der That, eine hochehrenwerte Stellung hat das finnländische Volk und Staatswesen in der europäischen Völkerfamilie erlangt, und es ist wohl zu verstehen, wenn mit der angeborenen und vielbewährten Zähigkeit an dem nach schweren Leiden gewonnenen Gute getreulich festgehalten wird.

Einen besonders tiefen Einblick in die Innigkeit der finnländischen Treue gewinnt man beim Beobachten der Empfindungen, mit welchen der Finnländer aus der noch vor kurzem ungetrübt glücklichen Gegenwart auf die schmerzlichen Erinnerungen der schwedischen Vorzeit zurückblickte. In seiner „Finnischen Geschichte“ [1] sagt der National-Finne Koskinen: ... das finnische Volk „habe, obschon unterjocht, dieselben politischen Rechte erlangt, die das schwedische bereits innehatte. Seite an Seite hatten hernach die beiden Völkerschaften sich Bahn durch schwere und freudige Schicksalswechsel gebrochen, und wenn auch der Löwenanteil an Ehre stets dem schwedischen Volke zufiel und die Last des Leidens den Finnen, hatte jedenfalls das Finnenvolk aus dieser politischen Verbindung Vorteile geschöpft, welche es, sich selbst überlassen, nicht in demselben Grade und nie sobald hätte erringen können. ..... Der alte Bruderverband brach wie durch einen herben Schlag des Schicksals und hinterließ Erinnerungen, die dem Finnenvolk stets teuer und heilig bleiben werden.“ (S. 562 und 563.)

Hieraus mögen auch diejenigen, welche es nicht mit eigenen Sinnen erlebt haben, darauf zurückschließen, was aus ihren vor kurzem noch wahrhaft ungetrübt glücklichen Verhältnissen heraus die heutigen Finnländer an warmen und treuen Dankesempfindungen ihrem kaiserlichen Großfürsten zu widmen gewohnt sind.

Und was die Geschicke so überaus glücklich und freudig gestaltet haben, das soll nun über Nacht von rauher Hand zerstört werden! Die Kulturoase am Rande der Wüste soll, wie treffend gesagt worden, der Verschüttung preisgegeben werden!

---

[1] Von den frühesten Zeiten bis in die Gegenwart. (Deutsche Ausgabe, Leipzig 1874, Duncker & Humblot.)

Freilich läßt man den kaiserlichen Großfürsten in seinem jüngsten Manifeste an das finnländische Volk sagen: Dasselbe habe keinen Grund zur Beunruhigung; es werde keineswegs beabsichtigt, die Landesrechte des treuen finnländischen Volkes anzutasten; es solle nur eine engere Verknüpfung des Großfürstentums mit Rußland herbeigeführt werden. Das aber ist ein Selbstwiderspruch. Denn das finnländische Landesrecht kennt keine andere Verknüpfung mit Rußland als diejenige, welche durch die Personalunion der Kronen und durch Gemeinsamkeit der Heeresoberleitung und der diplomatischen Vertretung bedingt wird. Jede weitere „Verknüpfung“, wenn sie nicht von den Ständen des Großfürstentums votiert wird, ist eine offenbare Vergewaltigung und eine unzweifelhafte Schädigung.

Man erinnert sich in Finnland sehr wohl des hohen Grades von Barbarisierung, der in kurzer Zeit im „Gouvernement Wiborg“ durch „Verknüpfung“ mit Rußland erreicht worden! Und hat man nicht das Beispiel der deutschen Kolonieen an der Wolga, in Südrußland und in Beßarabien vor Augen, welche in beneidenswertem Flor standen, bis für gut befunden wurde, sie ihrer tüchtigen Selbstverwaltung zu entkleiden und sie durch Infizierung mit russischem Beamtentume „der großen russischen Familie anzugliedern“? — wo dann im Handumdrehen die Kolonisten zu solcher Verzweiflung getrieben waren, daß sie es vorzogen, sei es auch mit dem weißen Stabe in der Hand, in die Fremde zu wandern!

Den Finnländern ist ja nicht unbekannt, daß auch in Livland, Esthland und Kurland der Bruch der beschworenen Landesrechte und die rücksichtsloseste und ödeste Russifizierung durch eine analoge Manifestation eingeleitet wurde. Kaum hatte der Großfürst Wladimir auf seiner Rundreise durch die Ostseeprovinzen im Namen des Kaisers erklären müssen, wie sehr

derselbe seine treuen baltischen Unterthanen liebe und schätze, wie er in keiner Weise ihre Zustände beeinträchtigen, vielmehr sie nur „der großen russischen Familie näher angliedern“ wolle, als es sich sofort wie Mehltau auf alle Gebiete des öffentlichen Lebens herniederließ, Ordnung, Rechtssicherheit und Bildungsmittel zerstört wurden und das Land bis zur Unkenntlichkeit von einer dicken Schicht moskowitischer Spaltpilze bedeckt wurde.

Der kaiserliche Großfürst mag wohl guten Glaubens gewesen sein, als man ihn das Manifest unterzeichnen ließ welches nur von der Zukunft redet. Als ob denn nicht bereits die jüngste Vergangenheit und die Gegenwart genügenden Grund zur Beunruhigung gegeben hätten! Als ob denn nicht bereits die verderblichsten Anfänge der Vergewaltigung und der Zerstörung aller Rechtssicherheit vorlägen!

War es etwa nichts, als mit einem einzigen übermächtigen Federstriche die geordneten Finanzverhältnisse Finnlands und sein gesichertes Währungssystem zerstört wurden, indem dem russischen Papierrubel Zwangskurs verliehen wurde nach einem vom russischen Finanzminister jeweils zu bestimmenden Wertverhältnisse? Dazu die bevorstehende Ruinierung des Handels und Gewerbes in Finnland durch eigenmächtige russische Zollmaßnahmen!

Und war es etwa nichts, das Postwesen der geordneten finnländischen Verwaltung zu entziehen und es dem ganzen russischen Unwesen preiszugeben? Welchen entsetzlichen Mißbräuchen ist durch die damit verbundene Beseitigung des Briefgeheimnisses Thor und Thür geöffnet! Jetzt darf man in Finnland, wie im „heiligen Rußland“, vertrauliche Mitteilungen nur durch Privatgelegenheiten versenden. Und die Russifizierung des Eisenbahnwesens soll unmittelbar bevorstehen. Und das Tschinownikheer, das allein schon durch diese

beiden Verwaltungszweige ins Land geworfen wird! In Europa hat man keine Vorstellung davon, wie sehr das der Einschleppung einer Seuche gleichkommt, — mehr noch als Einschleppung: gewaltsame Infizierung ist es.

Und hat es etwa nichts auf sich, liegt etwa nichts Beunruhigendes darin, ist es etwa keine brutale Antastung der Landesrechte, wenn die Mitglieder des finnländischen Senates genötigt werden, um ihre Entlassung nachzusuchen, infolge eines amtlichen Schreibens des Generalgouverneurs, in welchem, unter flagranter Verletzung der konstitutionellen Verfassung des Großfürstentums, der Wille des Zaren für die einzig gültige Richtschnur erklärt und vom Senate verlangt wird, daß derselbe sich den Vorschriften der russischen Regierung völlig unterordne? Das ist es eben: Umwandlung der finnländischen verfassungsmäßig geordneten Zustände in russische schrankenlose Willkürherrschaft unter Zerstörung jeder Rechtssicherheit für Person und Eigentum — das ist die angestrebte „Verknüpfung" und „Angliederung an die große russische Familie", — nichts anderes ist es als die ödeste Gleichmacherei, die fanatische Herabziehung der Kultur zur niederen Stufe der Barbarei.

Wahrlich nicht umsonst und nicht um ein Kleines haben die Gemüter der Finnländer sich beunruhigt. Ihre gesamte vielhundertjährige schwer erworbene Kultur ist in Frage gestellt. Ein ergreifendes Schauspiel hat vor den Augen Europas begonnen, ein Schauspiel, dessen Hauptinhalt in wenigen Worten sich im voraus ankündigen läßt: wie alles, was Einmütigkeit in passivem Widerstande vermag, von dem kleinen mutigen Volke gegen den riesigen Vergewaltiger mit äußerster Ausdauer und in unverbrüchlichem Zusammenwirken ins Werk gesetzt werden wird.

Mit welchem schließlichen Erfolge? Wer vermöchte es,

in den Sternen zu lesen! Eines aber darf dem schwergeprüften Volke zu aufrichtendem Troste gereichen: der Vergewaltiger, an seinem Riesenleibe mit Beulen bedeckt und von tiefgreifenden Leiden durchtobt, nach Tschaadajews Worten selbst ein Fremdling in seinem unwirtlichen Lande, — täglich kann er unberechenbarer Wandlung unterliegen. Das kernige, gesunde finnländische Volk dagegen darf hoffen, aus seinem Kulturboden, dem Antäus gleich, immer neue Kraft zu schöpfen, in resignierter und fester Liebe zur angeblich „armen" Heimat, nach den Worten des Nationalliedes[1]:

. . . .
Men detta landet älska vi;
För oss, med moar, fjäll och skär,
Ett gultland dock det är.

Din blomning, sluten än i knopp,
Skall mogna ur sitt tvång:
Se, ur vår kärlek skall gå upp
Ditt ljus, din glans, din fröjd, ditt hopp;
Och högra klinga skall en gång
Vår fosterländska sång[2].

---

[1] Das Folgende schließt sich an die (S. 152) mitgeteilten Zeilen an.

[2] Doch dieses Land, das lieben wir — Für uns mit Mooren, Felsen und Schären — Ein Goldland doch es ist! — — Deine Blüte, verschlossen wie in einer Knospe — Wird reifen aus ihrem Zwang: — Sieh', aus unsrer Liebe wird geh'n auf — Dein Licht, Dein Glanz, Deine Freude, Deine Hoffnung; — Und lauter erschalle noch einmal — Unser heimatlicher Sang!

(Zu den 11 Strophen zählenden, überaus innigen Texteswörten von Johann Ludwig Runeberg ist eine herrliche, schwungvolle Melodie von Pacius komponiert worden, welche es wohl verdient, in Deutschland populär zu werden.)

XI.

Zwei russische Staatsmänner[1].

Loris Melikow und P. Schuwalow.

Der Aufgabe dieser Zeitschrift würde es nicht entsprechen, an den noch frischen Gräbern der Grafen Loris Melikow und Peter Schuwalow vorüberzugehen, ohne ein Wort der Erinnerung an diese Staatsmänner, welche noch vor wenigen Jahren in ihrem zwei Weltteile umspannenden Vaterlande über die unzählbaren Millionen seiner Bewohner eine unbegrenzte, diktatorische Macht ausgeübt haben.

Wie beide unter gleichen Bedingungen, bei gleichem Anlasse in der allerhöchsten autokratischen Gunst emporgestiegen sind, so haben auch beide im Kampfe gegen dieselben Mächte unterliegen und zu völliger Bedeutungslosigkeit zurücksinken müssen, nicht unähnlich den glänzenden Schneefeldern, welche erhabene Bergesgipfel bedecken, ihnen den Anschein imposanter Ruhe und Unwandelbarkeit verleihend, bis durch jähen Witterungsumschlag das blendende Schauspiel plötzlich dahinschwindet: nun haben die vom Gebirge herabgestürzten

[1] Wiederabdruck aus der Monatsschrift „Unsere Zeit“. 1889. II.

Fluten in den Gewässern, welche Mooren und Sümpfen der Ebene entströmten, sich unwiederbringlich verloren.

Außer der auffälligen Analogie, welche das äußere Schicksal der beiden Männer, die Inflexion der auf- und absteigenden Kurve darbietet, ergeben sich zwischen ihnen noch andere charakteristische, tiefer reichende Ähnlichkeiten, wenn auf die praktische Veranlagung näher eingegangen wird, auf die Instinkte, welche durch die Traditionen der Umgebung in beiden ausgebildet werden mußten. Und dennoch, trotz dieser Ähnlichkeiten und Analogieen, wird eine genaue Zergliederung der beiden Persönlichkeiten dereinst die vollkommene Ungleichwertigkeit ihrer sittlichen Charaktere darzuthun haben; schon jetzt ist diese Voraussetzung erlaubt, obschon vielleicht erst nach Generationen die Personalakten der beiden Staatsmänner vollkommen zugänglich sein werden.

Ohne das umfassende Material, welches der Zukunft zu Gebote stehen wird, an die Charakteristik jener hervorragenden Männer schon jetzt heranzutreten, ist um so mehr eine schwierige und heikle Aufgabe, als nicht nur die Rücksicht auf ihre noch lebenden Genossen und Gegner, sondern auch gewisse Schicklichkeitsgebote, den kürzlich Verblichenen gegenüber, gar hinderliche Zurückhaltung auferlegen. Indessen dürfte denn doch eine Beschränkung auf die Dürre eines Nekrologes nicht durchaus geboten sein, einmal weil öffentliche Personen unbedingt öffentlicher Beurteilung unterliegen, und weil sie daher durch die Regel: de mortuis nil nisi bene, nicht geschützt erscheinen, wie denn überhaupt dieser Grundsatz auf die Geschichtsdarstellung keine Anwendung findet; sodann weil es als eine Pflicht gelten muß, gewisse aus dem Munde wohlunterrichteter und zuverlässiger Zeitgenossen gesammelte für die Charakteristik historischer Personen wichtige Angaben aufzubewahren und dem künftigen Biographen zur Verfügung

zu stellen. In diesem Sinne dürfen die folgenden Mitteilungen wohl auf Nachsicht von beiden Seiten rechnen, sowohl seitens derer, welche durchaus miterwähnt werden mußten, als auch seitens derjenigen Leser, welche etwa dieser oder jener der zu berührenden Thatsachen kein allgemeines oder kein subjektiv besonderes Interesse abzugewinnen vermögen.

Auf den ersten Anblick mag es widersinnig erscheinen, die Grafen Loris Melikow und Peter Schuwalow einander gleichzustellen hinsichtlich der ihre Jugend und ihren Charakter beeinflussenden Traditionen. Denn Loris Melikow ist bekanntlich aus einer nicht eben hervorragenden armenischen Kaufmannsfamilie in Tiflis hervorgegangen, während der Graf Peter Schuwalow einem Geschlechte angehörte, welches seit bald zwei Jahrhunderten zu den angesehensten Familien des russischen Militär- und Hofadels zählt. Dennoch hat es nicht ausbleiben können, daß zum Eintritte ins praktische Leben der orientalische Emporkömmling und der aristokratische Höfling der Newaresidenz annähernd ähnliche moralische Physiognomieen mitbrachten, und der Vergleichungspunkt braucht nicht weit gesucht zu werden.

Auch Loris Melikow ist, gleich Peter Schuwalow, im verderblichen Schatten einer Hofhaltung, in demjenigen der Tifliser Satrapenresidenz, aufgewachsen, und er hat, wie wir sehen werden, in naher Fühlung mit ihr gestanden. Man darf nicht glauben, daß der Geist des autokratischen, asiatisch durchwehten Hofes der Newaresidenz von anderer Art und Gattung sei als das Tifliser höfische Wesen, wie es auf orientalischem Boden durch den vornehmen Anglomanen, den Fürsten Woronzow, durch den wüsten Lebemann, den Fürsten Barjatinski, und durch den wohlgesinnten, aber beeinflußbaren Großfürsten Michael eingebürgert und ausgebildet worden ist.

Was in solcher höfischer Atmosphäre vor allem zur Ausbildung gelangt, ist verschlagener, schwer zu sättigender Ehrgeiz, kalte Selbstsucht und jenes frivole Befreitsein von allen Vorurteilen, welche eine gewöhnliche Moral unter dem Sammelbegriffe des Gewissens zusammenfaßt. Ausgestattet mit diesen wohlausgebildeten Charaktermerkmalen sehen wir unsere beiden Staatsmänner ihre Laufbahn betreten, mit dem Unterschiede jedoch, daß Graf Peter Schuwalow, von Anfang an über ein unabhängiges, ja ansehnliches Vermögen gebietend, niemals auch nur den geringsten Anlaß gegeben hat, der Habsucht verdächtigt zu werden; stets hat er als ein durchaus finanziell uneigennütziger Kavalier gegolten.

Dieselbe gute Meinung und Voraussetzung hat man leider dem „Armenier“[1] Loris Melikow nicht entgegengebracht; im Gegenteile! Noch zu Ende der funfziger Jahre war es beim ehrenwerten Teile der kaukasischen Truppe in frischem und schmerzlichem Andenken, wie Loris Melikow auf Kosten eines der hochangesehensten Offiziere der dortigen Armee und auf Kosten der blühendsten und geordnetsten Provinz des transkaukasischen Gebietes sich die ersten Sporen und den Grundstock seines Vermögens erworben hatte. Nachdem er nämlich im Alter von 17 Jahren bei den Grodnoschen Gardehusaren eingetreten war, um sich in diesem Regimente

[1] Daheim, in seinen freien Bergen, ist der Armenier ein schlichter, genügsamer, ernster, wortkarger, arbeitsamer Mann, welcher allen seinen Nachbarn durch unverbrüchliche Treue und Zuverlässigkeit sowie durch kaltblütige und entschlossene Tapferkeit achtungsvolle Anerkennung abgewinnt. Ein einziger tüchtiger Armenier gilt als ebenso ausreichende und sichere Reisebedeckung wie fünf bis sechs Tataren. In der Diaspora dagegen ist wohl überall der Armenier als der habgierigste, verschmitzteste und gewissenloseste Betrüger verrufen und zugleich berüchtigt durch seine Neigung zu allen europäischen und asiatischen Lastern. Die russische übliche Bezeichnung „Armjaschka“ (Armenierlein) drückt Verachtung in verschiedener Richtung aus.

den feinsten höfischen Schliff anzueignen, hatte sich Loris Melikow im Alter von 21 Jahren in die Heimat zurückversetzen und beim Fürsten-Statthalter Woronzow als Adjutant anstellen lassen. In dieser Eigenschaft und unterstützt, wie es scheint, durch weibliche am Tifliser Hofe in Gunst stehende Verwandte, war Loris Melikow alsdann als Bezirkschef in dem durch Viehzucht, Acker- und Seidenbau reichen Gouvernement Schemacha angestellt worden; dasselbe wurde dermalen von dem General Baron Alexander von Wrangel verwaltet, welcher, vielleicht mehr als irgend ein anderer Offizier der kaukasischen Armee, durch seine Tapferkeit, Einsicht und unverbrüchliche Zuverlässigkeit in hohem Ansehen stand[1]. Eines schönen Tages, im Jahre 1850, erscheint Loris Melikow bei seinem Vorgesetzten, dem Gouverneur General Wrangel, und verlangt Truppen zur Bestrafung eines angeblich aufsässigen tatarischen Dorfes. General Wrangel, welchem bereits hinterbracht worden war, daß Loris Melikow jenes reiche Dorf vergeblich hatte brandschatzen wollen und daß er beim entschlossenen Widerstande der tüchtigen Bevölkerung knapp mit dem Leben davongekommen, erwiderte, er werde die Sache untersuchen lassen. „Untersuchen? Wie es gefällig ist!" Sprach's und reiste sofort, ohne sich Urlaub erbeten zu haben, nach Tiflis ab. Dank seinen guten Beziehungen am Hofe des Satrapen kehrt Loris Melikow nach 14 Tagen zurück mit der Entsetzung des Generals Wrangel von seiner bisherigen Stellung und mit seiner eigenen, Loris Melikows, Einsetzung in die Verwaltung des Gouvernements Schemacha. Daß diese Stellung dem neuen Gouverneur recht einträglich geworden ist, wird man begreiflich finden; weniger aber —

[1] Besonders hervorgethan hatte sich Wrangel 1839 bei der Erstürmung von Achulgo und 1840 bei Arghiachur.

es sei denn durch arge Verleumdung und Anschwärzung — erklärlich wird man es finden, daß die Erhebung des Günstlings durchaus mit einer unwürdigen Behandlung des verdienten Generals verbunden sein mußte. Während längerer Zeit hat man ihn zwischen Tiflis und St. Petersburg hin und her pendeln lassen: man verlange ihn nach St. Petersburg; kaum ist er hier angelangt, so heißt es, er werde nach Tiflis verlangt, u. s. w.[1].

Während des Krimkrieges nimmt Loris Melikow an den Operationen auf dem asiatischen Kriegsschauplatze teil und wird nach der Einnahme von Kars Gouverneur dieser Festung und Generalmajor im Alter von 30 Jahren; nach weitern sieben Jahren (1863) ist er Generallieutenant. Es scheint, daß Loris Melikow diesen ganzen Abschnitt seiner Laufbahn wohl ausgenutzt hat zur Ordnung seiner Vermögensverhältnisse; wenigstens finden wir ihn, wie wir sogleich sehen werden, damit eifrigst beschäftigt während der Ereignisse des Jahres 1864 und, wie die öffentliche Meinung es voraussetzte, auch noch später. Denn als er nach der im Jahre 1877 bewirkten Erstürmung von Kars und nach seiner Erhebung in den Grafenstand mit ausgedehnten Vollmachten an die Wolga gesandt wurde zur Abstellung der fürchterlichen Zustände, aus welchen die Wetljankapest hervorgegangen war, so wurde kaum etwas anderes im russischen Publikum vernommen als die Erwartung, die schöne Gelegenheit, sich die Taschen zu füllen, werde der Graf Loris Melikow sich wohl sicherlich nicht entgehen lassen. Indessen hat es schon damals Personen gegeben, welche es

[1] Die Reaktivierung Wrangels scheint erst nach der Thronbesteigung Alexanders II (1855) stattgefunden zu haben. Seit 1857 Generaladjutant, hat General Wrangel 1859 an der Erstürmung von Gunib wesentlichen Anteil gehabt und ist persönlich beteiligt gewesen bei der Gefangennahme Schamyls. Er ist im Jahre 1881 im Alter von 77 Jahren gestorben.

richtig vorauszusagen wußten, diesmal werde der neugebackene Graf durch Tüchtigkeit und Schneidigkeit und zugleich durch glänzende Uneigennützigkeit sich auszeichnen wollen: — denn nach Höherm stehe nun sein Sinn. Diese Voraussagung hat der Graf Loris Melikow aufs vollständigste bestätigt; denn nicht nur hat er sich, zu aller Welt Erstaunen, an der Wolga jeglicher Erpressungen vollständig enthalten, sondern er hat sogar von den ihm zur Verfügung gestellten Summen Ersparnisse für den Staatssäckel erzielt.

Nicht so edel freilich — wohl auch weniger satt — war der General Loris Melikow im Jahre 1864 gewesen gelegentlich der unter den Adighevölkern entstandenen beziehungsweise unter ihnen hervorgerufenen Bewegung. Diese Bewegung ist von Kennern der Zustände sofort nach der Gefangennahme Schamyls vorausgesagt worden, da man sich angeschickt hatte, die überwundenen Bergvölker nach der bekannten Methode zu „russifizieren". Die unter Schamyls Oberleitung stehenden mohammedanischen, demokratisch organisierten Stämme hatten sich einer so vorzüglichen Selbstverwaltung erfreut, daß die in ihre Aule eindringenden russischen Offiziere voll des Lobes waren über die daselbst vorgefundene in Rußland unbekannte Ordnung aller Verhältnisse; ein so hoher Grad von Rechtssicherheit, meinten sie, werde sich schwerlich jemals im „heiligen" Rußland herbeiführen lassen. Während die englische Verwaltung Indiens die den örtlichen Verhältnissen angepaßte Eigenart der unterworfenen oder schutzbefohlenen Bevölkerung schont und weiter zu entwickeln sucht und sich dadurch ihre Sympathie in so hohem Grade erworben hat, daß sie über drittehalbhundert Millionen Unterthanen mit einer Hand voll, mit wenigen Tausenden europäischer Soldaten zu herrschen vermag und ein zahlreiches, zuverlässiges, aus Eingeborenen bestehendes Heer zu unterhalten wagen darf, hat

es sich die russische Verwaltung sofort angelegen sein lassen, die bei den kaukasischen Bergvölkern vorgefundenen verhältnismäßig beneidenswerten Zustände von Grund aus zu zerstören und tiefgreifende Unzufriedenheit zu erregen. Einerseits wurde unter dem frivolen Regimente des Fürsten-Statthalters Barjatinski die von der Kaiserin patronisierte Propagandagesellschaft vom „weißen Kreuze“ gleich einer „hungerigen Meute“ losgelassen. Wenn man sich die durch fast ein Jahrtausend bewährte Unbefähigtheit der russischen Orthodoxie zu wahrer christlicher Missionsthätigkeit vergegenwärtigt und zugleich ihre Neigung, unter religiösen Vorwänden so arge politische Vergewaltigungen in Scene zu setzen (russian atrocities!), wie es noch kürzlich in der Diöcese Chelm unter den Augen Europas geschehen ist, so wird man es leicht ermessen, wie allein schon dieser schwere Mißgriff genügt hätte, die kaukasischen Bergvölker aufs äußerste zu erbittern. Dazu kam noch andererseits, daß der russischen Bureaukratie die demokratische Selbstverwaltung jener Volksstämme ein Greuel sein mußte; es wurde daher sofort dazu geschritten, „Ordnung“ in russischem Sinne unter ihnen einzuführen durch Neuschöpfungen, welche mit der Eigenart jener Völkerschaften in vollsten Widerspruch sich stellten. Außer durch eine Schar über sie gesetzter militärischer Verwaltungsbeamten wurden sie noch außerdem beglückt durch Schaffung zahlreicher örtlicher Edelleute und Fürstlichkeiten; es ist selbstverständlich, daß sich innerhalb der demokratisch gesinnten Bevölkerung nur die verworfensten und verächtlichsten Individuen dazu hergaben, zu solchen bevorzugten Stellungen sich erheben zu lassen, in welchen sie lediglich die Bedeutung und Bestimmung hatten, den eigennützigen staatlichen Administratoren als blutsaugende Sammelorgane zu dienen; wurde doch dem neuernannten „Fürsten“ die Befugnis, Erpressungen unter seinen Landsleuten

auszuüben, nur unter der Voraussetzung erteilt, daß er dem örtlichen Administrator von seinem Raube „abgebe“. Schließlich aber, als ob es an diesen Mitteln, freie und an geordnete Selbstverwaltung gewöhnte Leute zur Verzweiflung zu treiben, nicht genug gewesen wäre, haben diese Administratoren, denen wohl jenes System der systematischen Erpressungen nicht „expeditiv“ genug erschien, sich auf Beraubungen in großem Stile verlegt. Dazu bedurfte es keiner besondern Erfindungsgabe; es brauchte nur auf das Hochgebirge übertragen zu werden, was in den paradiesischen Landschaften Georgiens unter der russischen Satrapenwirtschaft schon längst nach bewährter Methode geübt worden war — und auch in Polen und Litauen noch 1863 schwunghaft betrieben worden ist. Wer bei seinem Vorgesetzten in Gunst steht bezw. im Einverständnisse mit ihm sich befindet, braucht nur den Besitzer eines Grundstückes, nach welchem es ihn gelüstet, als „unzuverlässig“ zu verdächtigen, ihm einen politischen Scheinprozeß anzuhängen, und mit der Präcision einer organisch wohlgeregelten Reflexbewegung findet Gütereinziehung beziehungsweise Belehnung des eifrigen und wohlgesinnten Denuncianten statt.

Mit so gutem Erfolge ist dieses kombinierte System von Bedrückungen ins Werk gesetzt worden, daß gegenüber der hochgradig gesteigerten Aufregung der Großfürst-Statthalter Michael genötigt war, am 14. April 1864 — schon fünf Jahre nach Erwerbung des Landes — zu Sotscha den Adighestämmen zu verkünden, daß er ihnen die Wahl lasse, entweder in die Türkei auszuwandern oder als Kriegsgefangene behandelt und gewaltsam aus ihren Auls — etwa an den Jenissei oder an die Lena?! — ausgesiedelt zu werden, in welche solchenfalls Donische oder Asowsche Kosaken einrücken sollten. Wer es nur irgend vermochte, wählte die Aus-

wanderung, welche nun in großartiger[1] und fürchterlich entsetzlicher Weise in Scene ging. Nach russischen Angaben wanderten aus bis zum 10. Juli 1864 über Taman 27337, über Anapa 16452, über Noworossiisk 61995, über Tuapse 63449, über Kuban und Sotscha 46754, über Adla und Hosti 20731, zusammen 236718 Personen, von welchen mit russischer Unterstützung nur 61395 Personen befördert wurden, die übrigen aber ihrem Schicksale, meist sicherm Verderben, überlassen blieben. Die Pforte war durch diese unangemeldeten Zuweisungen, für welche keine Kolonisationspunkte hatten in Bereitschaft gesetzt werden können, in die äußerste Verlegenheit gesetzt. Die „Auswanderer", besser die Vertriebenen, gerieten in das äußerste Elend, wiewohl unter den Türken großartige Kollekten für sie ins Werk gesetzt wurden. In Trapezunt sind bis zum Februar von 10000 Personen 3000 gestorben. Im April 1865 setzt sich der Auswandererstrom weiter fort; Trapezunt hat im ganzen 70000 Personen empfangen; in Ssamsun ist die Zahl von 30000 auf 110000 gestiegen. Über die Sterblichkeit der Auswanderer giebt es haarsträubende Mitteilungen des Dr. Barozzi. Im April starben von 24—30000 Eingewanderten täglich 400 Personen, desgleichen zu Dervent und Irmak von 40—50000 täglich über 500, in Ser-Dere täglich mehr als 300. Anfang September 1865 gab es in Ssamsun 50000 Tscherkessenleichen neben noch lebenden 60000 Einwanderern. Auf der Route nach Cypern war der Weg, welchen die Auswandererschiffe genommen

[1] Schon seit dem Jahre 1855 haben beständig seitens „friedlicher" resp. unterworfener oder hart bedrängter Stämme Auswanderungen stattgefunden, mit welchen zusammen die 1864er Massenauswanderung die beträchtliche Höhe von 400000 Köpfen erreicht haben soll. Die nachfolgenden Ziffern sind entnommen: Kanitz, Donau-Bulgarien u. s. w., während die vorangegangene Darstellung sich auf wohlunterrichtete und zuverlässige Gewährsmänner stützt.

hatten, durch im Meere schwimmende Leichen kenntlich. Ganze Haufen schwimmender Tscherkessenleichen sind an den Donauufern gelandet, am Timok, Lom u. s. w.

Es mußte der Tscherkessenbewegung von 1864 sowie ihrer Entstehung gedacht werden, weil dem General Loris Melikow, welcher an alledem mit namhaftem Gewinne sich beteiligt hat, das unvergängliche Verdienst zuerkannt werden muß, in hervorragender Weise, wenn nicht gar in überwiegendem Maße, Urheber all des Segens gewesen zu sein, welcher auf die tscherkessischen Auswanderer herabgekommen ist. Das in Schemacha begonnene Geschäft hat er unter den Adighestämmen, in großartigem Verhältnisse gesteigert, mit bestem Erfolge fortgesetzt. Von den also Beglückten ist einer inzwischen ein welthistorisch berühmter Mann geworden; kaum ein anderer hat an sich selbst in so hohem Maße Loris Melikows Verdienste um die Adighevölker zu erproben Gelegenheit gehabt; schwerlich wäre ein anderer in der Lage, dem künftigen Biographen Loris Melikows zu Nutz und Frommen, über diese Verdienste gleich ausführlich zu berichten, bezw. einen Beitrag zu liefern zur Kenntnis der Segnungen, derer sich diejenigen zu gewärtigen haben, welche das Schicksal den Umarmungen Rußlands preisgeben sollte: wir meinen Kunduchow-Pascha, den genialen Generalstabschef Ismaïl-Paschas, geborenen Tscherkessen, vormaligen Generalmajor der russischen Armee im Kaukasus und begüterten Grundbesitzer daselbst. Da Loris Melikow nach dem Erbe desselben gelüstete, so hat er, zum Zwecke eigennütziger Expropriierung, seinen Waffenkameraden so geschickt und wirksam verleumdet und verdächtigt, daß dieser, um gefährlichen Weiterungen zu entgehen, außer Landes flüchten mußte; nun war es ein leichtes, ein Kontumazurteil gegen ihn zu erlangen und den konfiszierten Besitz sich zuteilen zu lassen.

Nachstehende Kundruchow-Pascha betreffende Episode aus dem letzten Orientkriege steht in unmittelbarem Zusammenhange mit dieser von Loris Melikow verübten Aneignung fremden Gutes. Als nach der Schlacht bei Wisinkiöi (in der Nähe von Kars) am 15. Oktober 1877 von Mukhtar-Paschas Truppen eine am unpassierbaren Arpatschai umzingelte Abteilung von 8000 Mann mit angeblich 8 Paschas vor Loris Melikow die Waffen hatte strecken müssen, fanden sich beim Appell statt der 8 nur 7 Paschas vor; der Verbleib des achten — des gleichsam unter die Erde versunkenen Kunduchow-Pascha — ist ein ungelöstes Rätsel geblieben, bis derselbe, kurz vor dem Eintritte des Waffenstillstandes bei einem Rekognoszierungsritte gefangen, im großfürstlichen Hauptquartiere gesprächsweise selber die Aufklärung darüber gegeben hat: er habe nämlich einen äußerst lebensgefährlichen und wenig Aussicht des Gelingens bietenden Versuch, sich durchzuschleichen und durchzuschlagen, der Kriegsgefangenschaft vorziehen müssen, weil diese im Hauptquartiere Loris Melikows sicher und unausweichlich zum Tode geführt hätte. Denn sobald er erkannt worden wäre, hätte Loris Melikow ohne irgendeinen Zweifel, zu größerer Besicherung des annektierten Besitzes, ihn erschießen lassen, wozu er ja auch nach erfolgtem Kontumazurteile einem fahnenflüchtigen Verräter gegenüber das formelle Recht gehabt hätte; zudem, auch wenn man ihn nicht erkannte, so hätte er, dem kommandierenden General Loris Melikow gegenübergestellt, denselben durchaus, auch um den Preis des eigenen Lebens, töten müssen aus schuldiger, unvermeidlicher Rache; damals also sich dem Feinde zu ergeben, wäre für ihn, für Kunduchow-Pascha, sicherer, unentrinnbarer Tod gewesen. Er habe daher den verzweifelten Versuch machen müssen, in dem Anzuge eines gefallenen Feindes, in der Verkleidung eines Kosaken, angeblich als Ordonnanz Loris Melikows, sich durch-

zuschleichen, nötigenfalls sich durchzuschlagen, was denn auch, dank seiner vollkommenen Beherrschung der russischen Sprache und des Soldatenjargons sowie seiner genauen Kenntnis aller Personalien der dortigen russischen Offiziere, ihm glücklich, wenn auch auf großen Umwegen gelang, nachdem er sein ermattendes Pferd gegen einen frischen Kosakengaul, dessen argloser Reiter niedergestoßen werden mußte, hatte umtauschen können und, an einer der zu passierenden Ketten rastend, die Kenntnis der Parole und sogar geleitende Bedeckung sich erschlichen hatte; vor Erreichung der letzten Kette hatte er dann die Bedeckung im Stiche gelassen und sich in die Büsche geschlagen.

Hätte Kunduchow-Pascha nicht jene besondern Gründe gehabt, am 15. Oktober der Begegnung mit Loris Melikow auszuweichen, so wäre, das darf wohl behauptet werden, Erzerum sicherlich gefallen und befände sich heute, wie Kars, in den Händen Rußlands; denn lediglich auf die Wiederaufnahme der Thätigkeit Kunduchow-Paschas ist es zurückzuführen, daß nach der Niederlage am Dewebojunpasse der demoralisierte Rest der türkischen Truppen Erzerum nicht aufgab. Hierauf bezieht sich die in derselben Unterredung von Kunduchow-Pascha gegebene Lösung eines zweiten rätselhaften Umstandes: Erzerum war nämlich nach jener Niederlage fast gänzlich, sogut wie thatsächlich geräumt worden; nur eine schwache, den Abzug der Besatzung notdürftig maskierende Rückhut war unter Kunduchow-Paschas Befehl zurückgelassen worden, sowie schwache Besatzungen der drei Forts der Ostfront, von welchen aus die Festung dermaßen eingesehen und beherrscht wurde, daß auf ihren Fall die Kapitulation notwendig hätte folgen müssen. So sehr war Erzerum geräumt und entblößt, daß einzelne Kosaken aus der Stadt, zum Erstaunen der Ihrigen, unangefochten Beute brachten, Zuckerhüte u. dgl. Zur schließlichen

Bewältigung des Platzes wurde in der Nacht vom 9. auf den 10. November vorgegangen. General Heymann glückte es, das mittlere der Ostforts zu überrumpeln. Die beiden Nachbarforts links und rechts hielten sich schon bereit, bei Tagesanbruch die weiße Fahne auszuhängen, und es schien keinem Zweifel zu unterliegen, daß gleichzeitig in der Front Kunduchow-Pascha vor der erdrückenden Übermacht zurückweichen werde. Statt dessen behauptete letzterer gegen alle Erwartung seine Stellung, und General Heymann trat den Rückzug an; das überrumpelte Fort ward von seinen Nachbarn bombardiert und von Kunduchow-Pascha wiedergewonnen. Dieser Vorgang, namentlich Kunduchow-Paschas unkorrektes Verharren in seiner unhaltbaren Stellung, ist vollkommen unbegreiflich geblieben, bis derselbe nachstehende Lösung des Rätsels gegeben hat. Er hatte nämlich bis zuletzt an die Hoffnung sich geklammert, daß durch Wiedereinrücken der zurückgezogenen Besatzung Erzerum noch weiter, bis zum Eintreffen kräftigen Entsatzes, werde gehalten werden können. Selbst in der Nacht vom 9. auf den 10. November habe er gegen alles Abmahnen der Seinigen bei diesem Plane beharrt und, wie er es im Kriegsrate erläutert habe, beharren dürfen. Einem andern Gegner gegenüber würde er freilich die Stellung aufgeben; gegen den General Heymann aber, namentlich unter dem Obwalten gewisser besonderer Umstände, dürfe er sie behaupten. Es komme dabei nicht sowohl in Betracht, daß bereits der Fürst Barjatinski vor Heymann gewarnt habe: derselbe sei höchstens im stande, eine Compagnie zu führen, selbst ein Bataillon dürfe man ihm nicht anvertrauen, weil er es aller Wahrscheinlichkeit nach ins Verderben bringe; vielmehr sei mit der vielberufenen „Tapferkeit“ Heymanns zu rechnen, welche ihn blindlings losgehen, voranstürmen und an steilen Wänden emporklimmen lasse, auch wo hart nebenan bequeme, unbesetzte

Straßen zur Umgehung der Terrainschwierigkeiten sich darböten, — mit jener „Tapferkeit" sei zu rechnen, welche ausnahmslos nur im Zustande alkoholischer Berauschung hervorbreche und keine Minute länger als diese währe. Verfliege der Rausch, trete Ernüchterung ein, so lasse Heymann unausbleiblich zum Rückzuge blasen, wie günstig seine Stellung auch sein möge; und zwar könne nach der Größe des mitgenommenen Alkoholvorrates und nach dem Momente seiner Inangriffnahme mit großer Genauigkeit der Zeitpunkt der Ernüchterung bezw. des Rückzuges vorausbestimmt werden; in casu habe er, Kunduchow-Pascha, durch Kundschafter diese beiden Elemente der Gangart seines Gegners feststellen können, und er sei daher in der Lage, den Beginn der Rückwärtsbewegung auf Stunde und Minute vorauszusagen. Mit der Uhr in der Hand sei nun bei Beginn des Morgengrauens das feindliche Rückzugssignal erwartet — und freudig begrüßt worden.

Wir haben diese beiden Zwischenfälle erwähnen müssen, weil sie Material bieten zur Beurteilung der Verdienste, welche Loris Melikow vor seinem Auftauchen auf der Weltbühne sich erworben hat. Indem er einen der tüchtigsten Offiziere, den nachmaligen Kunduchow-Pascha, aus der russischen Armee herausdrängte und ins feindliche Lager trieb, und indem er andererseits einem der unfähigsten Generale Rußlands, Heymann, eine wichtige Stellung in der Kriegsleitung einräumte oder ihn doch in derselben duldete, hat er wesentlich dazu beigetragen, daß Erzerum, dieser strategisch so wichtige, das Euphratthal aufschließende Punkt, in die Errungenschaften des Krieges nicht mit eingeschlossen wurde. Inwieweit Loris Melikow etwa durch zarte Rücksichten genötigt gewesen ist, mit Heymann zu rechnen, welcher in den Jahren 1862 und 1863

an dem Vorgehen gegen die Adighevolksstämme mit beteiligt gewesen ist, wird vielleicht von der Zukunft enthüllt werden.

Nachdem Loris Melikow für seine im Orientkriege geleisteten Dienste in den Grafenstand erhoben worden war und Gelegenheit gehabt hatte, an der Wolga, bei Unterdrückung der Wetljankapest, die Welt durch seine phänomenale Uneigennützigkeit in Erstaunen zu setzen, sowie als Generalgouverneur von Charkow durch die „Milde" seiner Verwaltung und durch seinen Widerstand gegen den allgemein verhaßten Unterrichtsminister Grafen Tolstoi[1], ward er nach dem Winterpalaisattentate (17. Februar 1880) mit diktatorischer Gewalt bekleidet, zunächst mittels Ukas vom 24. Februar als Präses der „höchsten Exekutivkommission", welcher, wenn auch nicht formell, so doch thatsächlich, die ganze Maschinerie der Staatsverwaltung untergeordnet wurde, sodann als Chef des mit der „dritten Abteilung", der Geheimpolizei, vereinigten Ministeriums des Innern. Graf Loris Melikow hat es verstanden, gleichzeitig auch die unbedingte Gunst des Publikums zu erwerben. Das Recept zur Erlangung der vom Herrscher und vom Volke gern ertragenen unerhörten Allmacht war im Grunde ein sehr einfaches. Von dem durch eine ganze Reihe von Attentaten eingeschüchterten Monarchen war die Zustimmung zu allem, was angeblich die „Sicherheit" der allerhöchsten Person vermehren sollte, leicht zu erlangen. Der großen Menge wurde geschmeichelt, indem gleichsam in den seit Jahren allgemein und stereotyp gewordenen Ruf: „So kann es nicht bleiben" eingestimmt und durch gewisse Theatereffekte die Erwartung eines völligen Systemwechsels hervorgerufen wurde. Loris Melikows etwa 15 Monate währende wenn auch nicht formell, so doch thatsächlich alle Staatsgewalt in sich vereinigende Diktatur ist

[1] Vgl. „Aus der Petersburger Gesellschaft" (3. Aufl., Leipzig 1881) II 295 ff.

aber, dieser Erwartung entgegen, keineswegs durch Einführung irgendeines neuen leitenden Grundsatzes bemerkenswert gewesen — nach wie vor ward willkürlich und planlos von Fall zu Fall entschieden —, noch sind irgendwelche durchgreifende Handlungen zu verzeichnen gewesen, vielmehr nur dem Publikum genehme Personalveränderungen (Ssaburow und Bunge an Stelle von Tolstoi und Greigh u. s. w.), teilweise Entleerung der mit politisch Verdächtigen überfüllten Staatsgefängnisse (schon 1872 hatte man 73 462 politische Gefangene gezählt und bis 1874 nicht weniger als 18 622 neuerdings nach Sibirien Verwiesene)[1], sowie eine ganz gelinde und nur teilweise Lockerung des Censurmaulkorbes, welche jedoch genügte, um die Hoffnung auf das Herannahen einer neuen Ära zu erwecken. Wie aus dem gewaltthätigen, habsüchtigen und verächtlichen Armenier im Handumdrehen ein liberaler Messias neuen Heiles geworden war, so ist — man gestatte den Vergleich — durch Schließung des alten Geschäftes und durch Eröffnung eines neuen aus mancher Courtisane eine fromme Stütze der Kirche geworden. Die in sich hohle Diktatur glänzte lediglich durch das Prestigium ihrer sozusagen virtuellen, aber nichts schaffenden Allmacht und durch die Erwartung gewisser grundstützender Reformen, deren Durchführung man dieser Allmacht zutraute[2]. Die Spatzen riefen es von den Dächern, daß die Verkündigung einer „Konstitution", zum wenigsten die Einberufung einer die parlamentarische Regierung vorbe-

---

[1] Vgl. „Aus der Petersburger Gesellschaft" II 295 ff.

[2] Von wohlunterrichteter und beachtenswerter Seite ist über Loris Melikow also geurteilt worden: „Auch ich habe einen Augenblick, als er wie ein Meteor oder Deus ex machina aufstieg, Hoffnungen an sein Erscheinen geknüpft; doch sind sie sehr bald geschwunden, und das Resultat meiner damals ganz in der Nähe angestellten Beobachtungen war, daß Loris Melikow überhaupt ein Staatsmann in europäischem Sinne des Wortes nicht war. . . ."

reitenden Notabelnversammlung bevorstehe. Allen diesen Träumen ist durch den Kaisermord vom 13. März 1881, durch die Thronbesteigung Alexanders III und durch dessen „Selbstherrlichkeitsmanifest“ vom 11. Mai ein Ende gemacht worden. Am 16. Mai erbat und erhielt der Graf Loris Melikow seine Entlassung; bis zu seinem am 22. Dezember 1888 in Nizza, im Alter von 62 Jahren, erfolgten Tode hat er sich durch nichts von der großen Menge der übrigen sterblichen Grafen unterschieden.

Kein Besonnener wird es im Interesse Rußlands beklagen, daß es dem Grafen Loris Melikow nicht beschieden gewesen ist, die ihm zugeschriebenen Reformpläne zn verwirklichen. Selbst wenn man die ihm untergeschobenen Pläne für die weisesten und herrlichsten der Welt hätte halten dürfen, so war doch Loris Melikow schwerlich der ihrer Durchführung gewachsene große Charakter. Was aber über die Natur dieser Pläne verlautet hat, berechtigt zu der Meinung, daß selbst der hervorragendste Staatsmann der Welt nicht im stande gewesen wäre, sie zum Wohle der Nation ins Werk zu setzen. Ohne hier auf diese Frage näher eingehen zu können, mag nur kurz bemerkt werden, daß parlamentarische Regierung wenn überhaupt so lediglich einer sittlich hochgebildeten und civilisierten Nation zum Heile gereichen kann; daß aber ein sittlich verwahrlostes, rohes Volk, wie das russische, durch den Parlamentarismus in beschleunigtem Schritte abwärts, dem Verderben, einer alles zerstörenden Revolution entgegengeführt werden muß. Wäre es Loris Melikow vergönnt gewesen, zur Verwirklichung der ihm zugemuteten Pläne zu schreiten, so war er des Nachruhmes sicher, das Werk Rjuriks zu Ende geführt zu haben. Daher mußte dem konservativen, die russische „Staatsidee“ vertretenden Nationalismus jedes Mittel, der liberalisierenden Diktatur ein Ende zu machen, genehm sein.

Das einfachste aber und am direktesten zu diesem Ziele führende Mittel bestand offenbar in der Vernichtung des durch Einschüchterung wieder liberal gewordenen Vollmachtgebers. So fügt sich die Schreckensthat vom 13. März sehr folgerichtig ein in die Kette der Attentate, welche von Erzwingung des Orientkrieges ab als Kundgebungen des panslawistisch-nationalistischen Willens zu gelten haben[1].

* * *

Wenn auch beim Antreten seiner Wirksamkeit im großen Stile Graf Peter Schuwalow weit entfernt gewesen ist, sich, wie Loris Melikow, die Nachrede gewaltthätiger Habgier zugezogen zu haben, so konnte ihm doch nicht der Vorwurf erspart bleiben, in frivol eigennütziger Weise, mit einem ausgesprochenen Geschmacke an despotischer, um ihrer selbst willen ausgeübter Herrschaft, der Befriedigung seines Ehrgeizes nachgegangen zu sein. Es mag indessen schon hier betont werden, daß dieser Vorwurf sich nur auf die erste Periode der staatsmännischen Thätigkeit des Grafen Peter Schuwalow bezieht und daß, nachdem er durch umfassende Erfahrung gereift war, er selbst wiederholt und unumwunden sein vormaliges Verhalten gemißbilligt hat. Zudem ist zu beachten, daß gerechte Beurteilung das Ansteigen zu reiferer Auffassung und zu gesegneterer Thätigkeit um so höher zu veranschlagen hat, als solcher Veredelung die Überwindung schlimmer von der Umgebung großgezogener Instinkte vorangehen mußte, — aller der gewissenlos selbstsüchtigen Neigungen, wie sie an einem verderbten, despotischen Hofe besonders typisch in denjenigen Personen ausgebildet werden, welche das launenhafte Glück

[1] Vgl. „Wolken im Osten“, in „Russisch-Baltische Blätter“ (Leipzig 1886, Duncker & Humblot) I 27 ff.

bevorzugt und auszeichnet. Und zu den Bevorzugten dieser Welt hat Graf Peter Schuwalow gehört wie nur einer. Ältester Sohn des hochangesehenen und beliebten Oberhofmarschalls, begütert, ausgestattet mit ungewöhnlich einnehmendem Äußern und mit selten feinem, scharfsinnigem, rasch auffassendem und findigem Geist, hat Peter Schuwalow, wiewohl er wegen seiner außerordentlichen Begabung niemals zu dem engeren Kreise seines Monarchen gehört hat, dennoch im Sturmschritte die Staffeln der dienstlichen Ehren erklommen. Bereits im Alter von 27 Jahren war er Flügeladjutant, bei 29 Jahren Oberst, bei 30 Jahren General à la suite. Nachdem er eine Zeit lang am Hofe Kaiser Napoleons III Militärattaché gewesen war, wurde er im Alter von 31 Jahren zum Oberpolizeimeister von St. Petersburg ernannt (1858); schließlich war er während kurzer Zeit Direktor des Departements der allgemeinen Angelegenheiten im Ministerium des Innern. In diesen beiden letzteren Stellungen, namentlich in derjenigen eines Oberpolizeimeisters, hat Graf Schuwalow Gelegenheit gehabt, mit der Technik, wie man Volksmassen durch Agenten zu lenken habe, vertraut zu werden. Kaum hatte er das Alter von 37 Jahren erreicht, als ihm das Generalgouvernement der Ostseeprovinzen, das zweitvornehmste des Reiches, anvertraut wurde (1864), ein Feld der Thätigkeit, welches gerade damals, nach Niederwerfung des polnischen Aufstandes, die herrschende Partei des „russischen Staatsgedankens" sich zum Tummelplatze ihres zerstörenden Größenwahnes ausersehen hatte.

Bei Übernahme dieses hohen Amtes muß Graf Schuwalow der Verpflichtung, zweien Herren zu dienen, sich voll bewußt gewesen sein: einerseits seinem Monarchen, welcher ihm neben weiten Vollmachten die Weisung erteilt hatte, so zu handeln, daß man in den Provinzen mit ihm zufrieden sei; anderer-

seits dem Gewaltigen von der „Moskauer Zeitung“, welcher das Gegenteil forderte: die Vernichtung, die Einstampfung aller baltischen Eigenart. Zugleich konnte der Graf nicht verkennen, daß der letztere dieser Herren der wachsamere, strengere und zugleich mächtigere sei, während der scheinbar Gebietende leicht zu täuschen war. Demgemäß hat der geschmeidige Hofmann es mit unvergleichlichem Geschicke verstanden, die Sachlage so darzustellen, als könnten „die Provinzen“, d. h. die überwiegende Menge ihrer Bewohner, die Letten und Esthen, nur dann „zufrieden“ gestellt werden, wenn die Träger des baltischen Landesstaates und seiner geordneten Verhältnisse, die deutschen Ritterschaften und die städtischen Korporationen, zu Paaren getrieben und nach Möglichkeit ihres Einflusses beraubt würden. Und dieses frevle Spiel hat Graf Peter Schuwalow, wie unzweifelhaft feststeht: gegen sein besseres Wissen, mit vollendeter Gewissenlosigkeit getrieben!

Um volles Verständnis für die Taktik des Grafen zu gewinnen, muß man sich die von ihm vorgefundene Sachlage vergegenwärtigen. Unter seinem Vorgänger, dem wohlwollenden und loyalen Generalgouverneur Baron Wilhelm Lieven, waren die baltischen Provinzen in das Stadium längstersehnter Selbstverjüngung eingetreten. Bis dahin war man bei dem notorischen Übelwollen der Reichsregierung nur bedacht gewesen, das Bestehende zu erhalten, und hatte es nicht wagen dürfen, durch Reformen daran zu rühren. Als aber bei der bedrohlichen Haltung des russischen Adels Alexander II im Herbst 1862, während eines Besuches in Livland, hatte durchblicken lassen, daß er genötigt werden könnte, sich in den Schutz seiner getreuen baltischen Unterthanen zu flüchten, meinte man unter der Ägide Lievens, eines der Vertrauten des Kaisers, ohne Gefahr an das Reformwerk herantreten zu dürfen. Um die Agrarreform rasch zu allendlichem Abschlusse

zu bringen, ward zur käuflichen Ablösung der Bauernhöfe die Beihülfe der „Livländischen adeligen Güter-Kreditsocietät“ gewährt, nachdem sich erwiesen hatte, daß die „Bauernrentenbank“ dazu nicht genüge. Besonders aber mit Einsetzung der „Baltischen Justizkommission“ begann ein frisches, hoffnungsfreudiges, im gesellschaftlichen Verkehr, in den korporativen Versammlungen und in der Presse kräftig pulsierendes Leben, wie es dem aus dem polnischen Aufstande hervorgegangenen russischen „Staatsgedanken“ ein Greuel sein mußte. Darum wurden Scharen von Agitatoren auf die baltischen Provinzen, vornehmlich auf Livland, gehetzt, um das Landvolk aufzustacheln, zu Äußerungen der Unzufriedenheit und zu Widersetzlichkeiten zu veranlassen, um auf den Gutshöfen den „roten Hahn“ heimisch zu machen, u. s. w. Es konnte nicht schwer fallen, Baron Wilhelm Lieven als unfähig zur Bewältigung dieser Unordnungen darzustellen und seine Abberufung zu bewirken. Das war die Lage der Dinge, welche der neue Generalgouverneur, Graf Peter Schuwalow, vorfand, als er im Januar 1865 in Riga eintraf und bald darauf eine Rundreise durch das ihm anvertraute Gebiet antrat.

Überall, wohin er kam, vermaß er sich zuversichtlichst und mit Ostentation, dem Sengen und Brennen in kürzester Zeit ein Ende zu machen und Ruhe und Ordnung wiederherzustellen; als Retter wurde er freudig begrüßt; so auch in Dorpat auf einem Mittagessen, welches ihm vom örtlichen Vertreter der Ritterschaft gegeben wurde. Wesentlich anders aber hat sich nach Tische, in vertraulichem Gespräche, der den Grafen begleitende, seit langen Jahren beim baltischen Generalgouvernement als „Beamter für besondere Aufträge“ angestellte Adjutant ausgelassen, ein wohlgesinnter Mann und vielerfahrener, scharfsinniger Kopf. „Man irrt gewaltig“, hat er zu dem Kreisdeputierten A. von M. gesagt, welcher sich zu ihm gesetzt

hatte, um ihn auszuholen, „wenn man erwartet, der Graf werde Ruhe und Ordnung wiederherstellen. Wozu sollte ihm doch wohl Ruhe und Ordnung nützen? Solange der Graf noch nicht alles erreicht hat, was einem Sterblichen erreichbar ist, werden Sie Ruhe und Ordnung nicht haben." Die Voraussagung ist aufs vollständigste eingetroffen. Während der ganzen Zeit der Verwaltung des Grafen Schuwalow ist das Land beständig in Atem erhalten worden: sollte die Ritterschaft eingeschüchtert und zu irgend einer in die Augen fallenden Nachgiebigkeit bewogen werden, so brannte es und zogen scharenweise Bauerndeputationen nach Petersburg, den Platz vor dem Winterpalais zu füllen; wollte der Graf als Retter erscheinen, so brannte es nicht und die Deputationen wurden scharf zurückgewiesen oder gingen gar nicht ab: es war ein beständiges Auf- und Abwiegeln, eine künstlich geschürte und unterhaltene Unruhe. Dabei löste ein extraordinärer Landtag den andern ab, zu zweien jährlich u. s. w.

Während eines dieser Landtage hat der Graf nicht umhin gekonnt, das Künstliche der ganzen Bewegung selber zuzugeben. Es war im Jahre 1865, während des sogenannten „Justizlandtages", als zum Ausgange eines seiner Routs der Graf eine größere Zahl seiner Gäste veranlaßte, noch über die gewöhnliche Stunde in einem Nebensalon des Rigaer Schlosses zum Geplauder zusammenzubleiben. Es war auf ein hochpolitisches, stimmungmachendes Gespräch abgesehen. Zu bewundern war es, mit welcher im Handumdrehen erlangten Orts- und Sachkenntnis und mit welcher Dialektik versucht wurde, altgedienten Landesbeamten „ein Loch in den Kopf zu reden" und sie zu bewegen, unheilvollen Regierungsvorlagen beizustimmen. Als der Graf schließlich denn doch erkennen mußte, daß der überwiegenden Geschäftskenntnis nicht beizukommen sei, nahm er seine Zuflucht zu dem Ausrufe:

„Sagen Sie, meine Herren, was Sie wollen, so werden Sie doch zugeben müssen, daß die von Ihnen verteidigten Zustände keine befriedigenden sind; andernfalls würden nicht beständig Scharen klageführender hiesiger Bauern vor dem Winterpalais anzutreffen sein.“ „Gestatten Sie, Erlaucht“, nahm jetzt einer der Anwesenden das Wort, „einen kürzlich erlebten Vorfall mitzuteilen, aus welchem deutlicher und getreuer als aus jenen Klagen die wahre Meinung der Leute sich erkennen läßt. In dem ersten Gasthofe Pskows übernachtend erlebt es ein Gutsbesitzer des werroschen Kreises, Herr von S. zu K., daß vor seiner Stubenthür, im Korridor, den man ihnen als Schlafstelle vermietet hatte, zwei esthnische Fuhrbauern ihr Nachtlager aufschlagen und vor dem Einschlafen miteinander plaudern. »Als ich heute bei Isborsk vorüberkam«, hebt der eine an, »ist mir, wie schon des öftern, der Gedanke aufgestiegen, mich dort anzukaufen; der Boden ist überaus fruchtbar, die Lage trefflich und das Land für Spottpreise zu haben; aber ich kann mich nicht dazu entschließen.« »Genau so geht es auch mir«, erwiderte der andere, »es muß hier irgend ein Übel herrschen; bei aller Fruchtbarkeit des Bodens sieht man nur ärmlich bestandene Felder, halbverhungertes Vieh, elende Pferde, zerlumpte, notleidende Bauern, und die Bauernhöfe drohen mit Einsturz; es muß hier irgend ein Übel herrschen.« »Und die Herrenhöfe gar«, fügte der erste hinzu; »eine Sünde und Schande ist es, wie sie im Verfall und in der Verlumpung verlassen dastehen; da wohnt niemand außer dem versoffenen Verwalter, welcher die Bauern schindet und den Herrn bestiehlt und sich sonst um nichts kümmert. Da sieht es doch bei uns daheim anders aus; da wohnen die Herren auf ihren Gütern und wirtschaften, so gut sie es verstehen und können, und alles ist in Ordnung und in der Reihe, und von Jahr zu Jahr wird es besser und stattlicher.« »Und nicht nur für

sich selbst sorgen die Herren daheim«, ergänzte der zweite, »auch unsereinem stehen sie mit Rat und That bei, wo unser Witz nicht ausreicht und wir des Beistandes bedürfen; und wieviel Zeit opfern sie zum Rechtsprechen und zu anderm Landesdienste!« Pause. »Ich meine«, nimmt der erste das Gespräch wieder auf, »es liegt daran: hierzulande scheint es kein Gesetz zu geben; darum kann es wohl auch keine Ordnung geben; darum muß alles verfallen und verlumpen.« »Du hast offenbar das Übel entdeckt«, bestätigte der zweite, »kein Gesetz giebt es hier. Wenn wir unser heimisches Gesetz mit herübernehmen könnten, dann ließe sich hier gut leben.« So, Erlaucht, denken die hiesigen Bauern, und so reden sie aus freiem Antriebe. Keineswegs ist es Ausdruck der Volksmeinung, was von denen vorgebracht wird, die man zum Winterpalais treibt." Der Graf schien keine Neigung zur Fortsetzung des Gespräches zu verspüren; man brach auf. Aus dem Vorsaale von der Begleitung einiger Honoratioren zurückkehrend, erblickte der Graf den Erzähler; raschen Schrittes ging er auf diesen zu, faßte ihn an den Armen und sprach erregt und eindringlich: „Sie haben vollkommen recht, ich muß es Ihnen zugeben. Die hiesigen gesetzlichen Zustände sind in der That befriedigende, aber sie sollen nicht fortbestehen. Man beachtet hier zu wenig die Schwierigkeiten, mit denen ich in Petersburg zu rechnen habe. Im eigenen Interesse thäte man gut, auf diese Schwierigkeiten mehr Rücksicht zu nehmen."

Mit andern Worten: „Ich, der Graf Peter Schuwalow, bin der einzige, der euch, falls ihr meinen Weisungen strictissime folget, vor völligem Schiffbruche zu bewahren vermag. Wollt ihr mir widerstreben, so möge euer Geschick euch ereilen. Nur so, wie ich es für möglich erachte, kann noch einiges gerettet werden." Diese im Munde eines mächtigen Despoten

sehr wirksame und überzeugende Darstellung hätte bei ihrer häufigen und geschickten Wiederholung ihre Wirkung schwerlich verfehlt. Bei ihrem bewährten praktischen, realpolitischen Sinne hätten die Ritterschaften ohne Zweifel unter den Übeln das kleinere zu wählen und mit dem Grafen Kompromisse abzuschließen verstanden, welche ihn befriedigten und das Land nicht allzuhart schädigten. Allein auf Grund jener Darstellung und mit Zuhülfenahme gewisser Nebenargumente (Brandstiftungen, Widersetzlichkeiten u. s. w.) hätte der Graf ohne Zweifel eine genügende Verballhornung des Justizreformprojektes, ein hinreichend aberwitziges Entschädigungsgesetz, eine hinreichend widersinnige Gemeindeordnung u. s. w. durchdrücken können. Auf seine Beredsamkeit allein aber hat sich der Graf nicht verlassen; er hat gemeint, es versuchen zu sollen, auch noch in anderer Weise das Selbstvertrauen der Ritterschaften herabzusetzen, die Grundlagen der Selbstschätzung ihres Wertes zu erschüttern. So hat es z. B. nicht genügt, nach dem Willen des Grafen die unsinnigen Entschädigungsbedingungen zu votieren, welche thatsächlich bewirkte Meliorationen dem abziehenden Pächter auch nicht annähernd vergüteten, demjenigen aber, welcher das Pachtgut ausgesogen hatte, noch eine Prämie dafür, auf Kosten des ohnehin beraubten Besitzers, gewährten, sondern es mußte durchaus dieses Gesetz auch noch mit rückwirkender Kraft votiert werden, und zwar so, daß die Last der Rückwirkung nicht gemeinsam von der ganzen Ritterschaft, sondern durchaus vom einzelnen Geschädigten allein getragen werde, sollte sie ihn auch ruinieren. Auf diese letztere Klausel wurde durchaus gehalten, weil man, wie es hieß, andernfalls den Gesetzesvorschlag nicht würde durchdrücken können. Die Ritterschaft mußte sich also sagen lassen: man könne es ihr nicht zutrauen, daß sie in korporativer Hingebung bereit sein werde, ein unvermeidliches Opfer

gemeinsam zu tragen; viel eher werde man sich bereit finden lassen, einzelne Mitbrüder zur eigenen Sicherheit abzuschlachten. Endlich wurde noch darauf gehalten, daß dieser entsetzliche Gesetzesvorschlag einstimmig, per Acclamation, ohne Widerspruch, votiert werde, was ja nicht ausführbar sein konnte, ohne Widersprechenden die Redefreiheit zu escamotieren. Erlangte doch der Graf solcher Art, wie es schien, in diesem Falle wie in andern alles, was er brauchte. Dem Moskauer Gewaltigen hatte er Trophäen vorzuweisen: nicht nur gesetzliche Bestimmungen, welche die Zersprengung des livländischen Landesstaates bewirken oder doch anbahnen sollten, sondern auch handgreifliche Beweise unterwürfiger Selbstverstümmelung; dem Monarchen gegenüber konnte behauptet werden: so sehr sei es ihm gelungen, „die Provinzen zufriedenzustellen", daß man per Acclamation, mit Enthusiasmus seinen Vorschlägen zustimme.

Und dennoch sind die Erfolge des Grafen nur scheinbare gewesen; denn nach Jahresfrist hat die livländische Ritterschaft zu jenem rückwirkenden Entschädigungsgesetze die erforderliche Ergänzung hinzuvotiert, wonach die Lasten der Rückwirkung gemeinsam, aus der Ritterkasse, zu bestreiten seien. Hierdurch wie in dem beständigen Kampfe der zwei nachfolgenden Jahrzehnte ist zur Genüge erwiesen worden, daß man lediglich der Gewalt und brutalen Übermacht weiche, ohne jedoch es zu versäumen, jeden Fußes Breite nach Kräften zu verteidigen, und ohne an Selbstachtung, an Ausdauer und am Glauben an eine verdiente bessere Zukunft eingebüßt zu haben. Andererseits haben weder die vom Grafen Schuwalow geforderten noch später ähnliche den Provinzen aufgezwängte Bestimmungen ihren Zweck: die Bevölkerung in sich befehdende Lager auseinanderzusprengen, erreicht. Vielmehr ist nach bald fünfundzwanzigjähriger Drangsalierung das Land zu einer Ein-

heitlichkeit gelangt, wie solche wohl noch nie in so hohem Grade in den baltischen Provinzen bestanden hat: Einheitlichkeit von Deutschen und Undeutschen in der gleichen Empfindung des Druckes und der empörenden Vergewaltigung von Stadt und Land, Einheitlichkeit in Anerkennung der Verpflichtung, in gemeinsamem passiven Widerstande auszuharren, um einer bessern Zukunft würdig zu bleiben.

Bei der vorstehenden Darstellung ist es keineswegs übersehen worden, daß sich auch eine andere, dem Grafen Peter Schuwalow, genauer seiner baltischen Verwaltung, günstigere Anschauung darbietet: daß nämlich Graf Schuwalow sich keineswegs durch Rücksichten des Ehrgeizes und durch despotische Gelüste habe leiten lassen beim Vorgehen gegen die baltischen Provinzen, sondern daß er lediglich das Interesse dieser Provinzen selbst im Auge gehabt habe und nur bestrebt gewesen sei, soviel, als bei den obwaltenden Gefahren nur irgend möglich war, von ihrer Eigenart und ihrem politischen Besitze zu retten; das aber sei nur möglich gewesen, wenn man sich gewisse Einbußen, gewisse mißliebige „Reformen“ gefallen ließ; und um die rettende Bereitwilligkeit zu letztern herbeizuführen, sei es unerläßlich gewesen, dem konservativen Sinne der Ritterschaften mit drastischen Mitteln entgegenzutreten. Es wäre gar erwünscht, wenn sich derart „alles zum Besten“ kehren ließe; leider ist es unmöglich. Denn wenn es sich nur um zeitgemäße Reformen gehandelt hätte, so würde Graf Schuwalows Scharfsinn auf den ersten Blick erkannt haben, daß dazu gerade damals, wie erwähnt, übermäßige Neigung vorhanden war, welche allenfalls der Zügelung und Lenkung, keineswegs aber brutaler Anspornung bedurfte: auf dem Landtage geboten die „Liberalen“ über eine durchaus maßgebende Mehrheit. Dazu aber kommt noch — und das ist es hauptsächlich, was zur abfälligen Beurteilung der bal-

tischen Verwaltung des Grafen Schuwalow berechtigt —, daß in der Folgezeit Graf Peter Schuwalow selbst wiederholt und ausdrücklich es bekannt hat, wie schmerzlich er es bedauere, in seiner damaligen Unerfahrenheit die baltischen Provinzen so außerordentlich falsch behandelt zu haben. Nicht nur daß er dieses Bekenntnis wiederholt offen abgelegt hat, sondern er hat sich, bei jeder sich darbietenden Gelegenheit, die redlichste Mühe gegeben, die Vergangenheit vergessen zu machen, indem er, sei es offiziell, im „Ostseekomitee", im Reichsrate zum Schutze der Provinzen eintrat, sei es privatim, ihren Vertretern jederzeit mit Rat und That und Fürsprache zur Seite stand.

Indessen hat sich diese bessere Einsicht und diese Wohlgeneigtheit für die baltischen Provinzen nicht sofort nach seiner Erhebung zum Chef der Geheimpolizei beim Grafen Schuwalow eingestellt. Noch während zweier weiterer Jahre haben diese Provinzen die schwere Hand des Grafen empfinden müssen. Dann erfolgte der Umschlag — eine Wandlung nicht nur in betreff seiner Stellungnahme zu den baltischen Angelegenheiten, sondern in weiterm Sinne hinsichtlich seiner gesamten staatsmännischen Anschauungen. Es ist ja selbstverständlich, daß es noch geraumer Zeit bedürfen wird, bis genaue Kenntnis über alle Einzelheiten dieser Wandlung erlangt werden kann, über alle die Erlebnisse, Kämpfe und Erfahrungen, welche diese Wandlung herbeigeführt haben. Indessen dürfte es schon jetzt erlaubt sein, an der Hand gewisser Anzeichen und Symptome Vermutungen über den Entwickelungsgang des Grafen Peter Schuwalow aufzustellen.

Wie ehrenvoll und machtverheißend auch seine Erhebung zum Chef der Geheimpolizei war, so mußte des Grafen Stellung doch eine gar dornenvolle sein. Nach allen Seiten hatte er, um sich zu behaupten, auf seiner Hut zu

sein: hier mit Ostentation seinen Eifer zu bekunden, dort durch Gefälligkeiten und Zugeständnisse Eifersüchteleien zu beschwichtigen, noch andern gegenüber tödlichen Haß unschädlich zu machen. Des Monarchen Vertrauen mußte erhalten und, den sich mehrenden Anfeindungen gegenüber, in steigendem Maße erworben werden durch unermüdliche Attentatriecherei und rastlose Jagd auf Attentäter — ein Geschäft, welches, gleichsam mit Hülfe von Statisten und Freiwilligen, kunstvoll in Scene gesetzt und schwungvoll betrieben wurde[1]. Im Marmor- und im Anitschkowpalais wollte man wissen, daß die Anbahnung der neuerdings zwischen Rußland und Deutschland herzlich gewordenen Verhältnisse auf den Grafen Peter Schuwalow zurückzuführen sei, und man suchte jeden Anlaß zu benutzen, um ihn zu verderben; es fehlte nicht viel, so hätte infolge der Hungersnot von 1867 bis 1868 der Sturz des Ministers des Innern, des Grafen Walujew, den ihm eng verbündeten Chef der Geheimpolizei mit in die Tiefe

---

[1] Eine dieser Komödien hat man in den Sand der vor den Thoren Rigas belegenen Musterferme Sassenhof des Manufakturrates Thilo verlaufen lassen: die Spur einer angeblich entsetzlichen, gegen das allerhöchste Leben gerichteten Verschwörung wurde zuletzt auf einen englischen Ackerknecht geleitet, welcher zur Bedienung gewisser neuer Geräte kürzlich durch einen englischen Lieferanten bezogen worden war. Geheimnisvolle Beobachtung des Mannes hatte schließlich zu voller Klarheit gebracht, daß derselbe in seiner Specialität wohlerfahren, im übrigen aber durchaus stumpfsinnig sei. Der Feinhörigkeit des örtlichen Gendarmeriechefs war es klar, daß die „Sache“ nunmehr keinen weitern Zweck habe, und er beantragte beim Gouverneur ihre Niederschlagung. Dieser aber, der geistreiche und übereifrige Herr von Lysander, wünschte den vom sassenhofschen Flugsande etwa ausstrahlenden Verzweigungen der Verschwörung weiter nachzugehen. Der amtliche Meinungskonflikt wurde vom Grafen Schuwalow zu Ungunsten des Gouverneurs entschieden, „weil die baltischen Provinzen überhaupt keinen Boden für staatsgefährliche Unternehmungen darbieten“. In seinem frühern Stadium hätte Graf Schuwalow es schwerlich gewagt oder doch nicht für opportun gehalten, sich offiziell so günstig über die baltischen Provinzen auszusprechen.

gerissen. Am schwierigsten aber mochte dieses letztern Stellung gegenüber dem Moskauer Wespenneste sein, den Katkow, den Aksakow, den Ssamarin gegenüber, welche nicht nur die „öffentliche Meinung“ — wenn von einer solchen in Rußland geredet werden kann — fabrizierten und unbedingt beherrschten, sondern auch über schwer zu bekämpfende Einflüsse der nächsten Umgebung des Herrschers verfügten; um so schwieriger muß es, gerade in dieser Richtung, gewesen sein, aus den klippenreichen Pfaden lavierend sich herauszufinden, als dabei mit schwer vorauszusagenden Launen zu rechnen war, der „öffentlichen Meinung“, die man zu schonen hatte, gelegentlich vor den Kopf gestoßen werden mußte, u. s. w. Es wird eine dankbare, aber gar schwierige Aufgabe des künftigen Biographen Schuwalows sein, diese nie ruhenden Kämpfe gegen von allen Seiten zugleich die Existenz bedrohende Gefahren mit hinlänglicher Naturwahrheit und Farbenfrische darzustellen.

Wenn man die Natur dieser Lage betrachtet, in welcher der Graf Schuwalow während der ersten Jahre seiner einflußreichen Stellung sich befand — in der Lage etwa jener Mutter, welche den verfolgenden Wölfen eines und das andere ihrer Kinder hinwerfen mußte, um die übrigen zu retten —, so wird man hinsichtlich gewisser aus dieser Zeit stammender Akte des Grafen geneigt sein, „Milderungsgründe“ zuzugestehen, und man wird nicht das Herz haben, Steine der Verurteilung auf sein Grab zu türmen. Um so mehr ist man berechtigt, solchen bedauerlichen Akten gegenüber die Entschuldigung der Zwangslage gelten zu lassen, als Graf Schuwalow, sobald er allen seinen Widersachern den Fuß auf den Nacken gesetzt und die Hände vollkommen frei bekommen hatte, als er seit diesem Zeitpunkte nicht den mindesten Zweifel über seine wahre Gesinnung, welche nun sich frei und rücksichtslos äußern durfte, hat aufkommen lassen. Es soll versucht werden,

diesen Zeitpunkt der Befreiung näher zu bezeichnen. Vorher scheint es angezeigt, zwei Thatsachen zu erwähnen, welche ewige Schatten über dem Andenken des Grafen zurücklassen müßten, wenn nicht seine Zwangslage mit berücksichtigt werden dürfte.

Die eine dieser Thatsachen ist die willkürliche unter Schuwalows Mitwirkung 1867 erfolgte Auflösung der St. Petersburger Landschaft (semstwo) und die despotische Maßregelung ihrer verdientesten Glieder. Ihre Missethat hatte in nichts anderm bestanden als in richtiger und geistreicher Ausdeutung und in Benutzung des Landschaftsstatuts zu so hingebender und erfolgreicher gemeinnütziger Thätigkeit, daß es im Reiche Stil zu werden anfing, diesem wahrhaft glänzenden Beispiele nachzueifern. Da nun aber eine jede freie, nicht direkt von der Bureaukratie des Staatsbeamtentums ausgehende, schaffende Thätigkeit dem Katkowschen absolutistischen „Staatsgedanken" ein Greuel war, so mußte dieser „Unordnung" energisch ein für allemal ein Ende gemacht werden, und wohl oder übel mußte Graf Schuwalow fünf gerade sein lassen und dazu die Hand bieten. Es war der Anfang zum Ende jeder gesegneten landschaftlichen Thätigkeit im Reiche.

Die andere jener Thatsachen ist die den baltischen Ritterschaften mit den schärfsten Pressionsmitteln zugemutete Desavouierung des geborenen Livländers W. von Bock, welcher zu Anfang des Jahres 1867 in Deutschland die Veröffentlichung seiner zuerst anonym erscheinenden „Livländischen Beiträge" begonnen hatte. In diesen zwanglosen Heften geschah in prägnanter Weise die Gegenüberstellung der baltischen wohlverbrieften und durch Verdienste bewahrten Landesrechte einesteils und andernteils der frechen publicistischen Angriffe gegen diese Rechte sowie ihrer administrativen Vergewaltigungen. Noch hatte der Verfasser keinen Anlaß gehabt, die

Anonymität abzulegen, als bereits in den ersten Monaten des Jahres 1867 der derzeitige Generalgouverneur der Ostseeprovinzen, General Albedinski, durch den Grafen Schuwalow eine briefliche Anregung folgenden Inhaltes erhielt: entweder müsse der mutmaßliche Verfasser jener Publikationen, Herr von Bock, nach Wjatka verschickt oder in Deutschland prozessiert werden, oder aber die livländische Ritterschaft habe ihn zu „desavouieren". Von dem derzeitigen, darüber sondierten livländischen Landmarschall G. von Lilienfeld erhielt der Generalgouverneur nachstehenden Bescheid: 1. mit Wjatka dürfe es wohl gute Wege haben, da die Auslieferung des Herrn von Bock mehr als fraglich sei; 2. seine Prozessierung in Preußen dürfte im Erfolge zweifelhaft, sicherlich aber, bei der Öffentlichkeit des dortigen Gerichtsverfahrens, dem Herrn von Bock ganz besonders willkommen sein, da seine Beschwerden durch die Zeitungsberichte viel größere Verbreitung als in ihrer Broschürenform erhalten würden; 3. auf Grund einer anonymen Broschüre eins ihrer Mitglieder zu desavouieren, würde der Ritterschaft füglich nicht zugemutet werden können, und zwar um so weniger, als einerseits keinerlei Solidarität zwischen dem Vorgehen des Verfassers und der Ritterschaft vorläge, und als andererseits der wesentliche Inhalt seiner Beschwerden auf Wahrheit beruhe; keinesfalls aber werde er, der livländische Landmarschall, einer solchen Desavouierungszumutung jemals seine Mitwirkung leihen. Bis zum August 1868 hat man die Sache auf sich beruhen lassen. Inzwischen hatte Herr von Bock sich der Anonymität entkleidet und nicht nur in den „Livländischen Beiträgen", sondern auch in der Tagespresse erklärt, 1. daß er in den preußischen Unterthanenverband eingetreten sei und aus der livländischen Adelsmatrikel ausscheide; 2. daß er niemandes Abgesandter, Bevollmächtigter oder Beauftragter sei; daß er namentlich von keiner Körper-

schaft oder Partei in den deutschen Ostseeprovinzen Rußlands in irgendwelcher Form einen Auftrag oder gar eine Subvention zu publicistischer oder sonstiger Wirksamkeit erhalten habe; daß er vielmehr alles seit dem Verlassen der Heimat (November 1866) Gesprochene, Geschriebene oder Gethane auf eigene Kosten gesprochen, geschrieben und gethan habe. Während dessen hatte die moskauer Publicistik ihre Hetze mit vermehrtem Eifer und in verschärfter Tonart fortgesetzt, und der Regierung war es, namentlich von Ssamarin, in drohender Weise zum Vorwurfe gemacht worden, daß von baltischer Seite noch immer kein Widerruf erfolgt sei. Diesen Drohungen gegenüber hat nun Graf Peter Schuwalow nicht umhin gekonnt — nicht leichten Herzens, darf wohl angenommen werden — im Herbste 1868 die Desavouierungspression wieder aufzunehmen und mit kaum zu ertragendem Hochdrucke wirken zu lassen. Irren wir nicht, so wurde der Ritterschaftsvertretung in sichere Aussicht gestellt, daß im Weigerungsfalle der gesamte Großgrundbesitz auf legislativem Wege geschädigt werden würde. Ob des Grafen Schuwalow Scharfsinn es schon damals erkannt haben mag, daß der Moskowiter Wunsch: die Ritterschaften durch Verleitung zu politischer Selbstschändung empfindlicher als durch irgendwelche äußere Vergewaltigung zu verwunden, ja tödlich zu treffen, — daß dieser Wunsch keinesfalls in Erfüllung gehen werde, selbst dann nicht, wenn versucht würde die geforderte Desavouierung zu erpressen, wie unter der Folter Geständnisse erzwungen werden? Jedenfalls ist es Thatsache, daß in zwiefacher Hinsicht das Gegenteil des von Moskau Angestrebten durch die Pression bewirkt worden ist. Denn einesteils wurde durch die meisterhaft redigierte Gesamterklärung der vier baltischen Ritterschaften der Verfasser der „Livländischen Beiträge“ keineswegs desavouiert, sondern von den

Feinden des russischen Reiches unterschieden und ihnen gegenübergestellt, und wurde zugleich durch Betonung der rechtlichen Sonderstellung der baltischen Provinzen der Inhalt der „Livländischen Beiträge“ gebilligt. Andernteils erschien alsbald, im Anschlusse an jene mißlungene Aktion, ja als direkte Folge derselben, die „Livländische Antwort an Juri Ssamarin“ vom Professor C. Schirren, welcher gegenüber der Pression den Standpunkt des unbedingten non possumus vertreten hatte und nun in überall zündender Rede den baltischen Patriotismus so wirksam, wie noch nie vormals geschehen, zu bewußtem und unverbrüchlich standhaftem Festhalten an den unveräußerlichen Gütern der Heimat aufrief.

Nicht lange darauf stand Graf Peter Schuwalow als offenkundiger Freund und Beschützer der baltischen Provinzen da; ja er hielt darauf, seine Vorliebe für seine Schützlinge mit Ostentation an den Tag zu legen. So hat er z. B. einst, nach dem formellen Schlusse einer Ostseekomitee-Sitzung, den versammelten Würdenträgern die „Russischen Bekehrungen“ [1] vorgezeigt und anempfohlen, mit dem Hinzufügen, er habe auch bereits dem Kaiser von dem Buche gesagt und Se. Majestät habe sich sehr zufrieden geäußert. In diesem vom Grafen Schuwalow empfohlenen Buche werden aber alle bestlivländischen Positionen, wie sie nur je in den „Livländischen Beiträgen“ vertreten worden, von dem Verfasser dieser letzteren unentwegt fortvertreten!

Der Umschlag also war ein vollständiger. Nicht mehr hatte der Graf gegen widrige Winde zu lavieren, nicht mehr durch Kompromisse seine Existenz zu fristen. Von keiner Seite mehr wurde seine unbedingte Macht, die innere und äußere

---

[1] In der zweiten vermehrten Auflage unter dem Titel „Staatskirchentum in der Sackgasse“, von Woldemar von Bock (Leipzig 1876).

Politik des Reiches selbständig zu lenken, angezweifelt, geschweige denn angefochten: die Allmacht „Peters IV“ war eine unbestrittene. Der Zeitpunkt dieses Umschlages dürfte mit dem vom Grafen an den Kaiser erstatteten Bericht zusammenfallen über die zwischen dem Thronfolger und dem Aksakowschen Lager bestehenden Beziehungen, bei deren Fortführung die Sicherheit weder des Reiches noch der allerhöchsten Person gewährleistet werden könne. Von diesem Augenblicke an mußte männiglich erkannt werden, daß alle gegen den Grafen Schuwalow gerichteten Angriffe nur ihren Urhebern verderblich werden konnten. Die Richtung, in welcher er seine Allmacht ausgeübt hat, und die Umstände, welche ihr ein Ende gemacht haben, brauchen hier nicht weiter bezeichnet zu werden; ihre jedermann geläufige Kenntnis ist, zum Überflusse, durch die Nekrologe der Tagespresse neuerdings aufgefrischt worden. Die dem Grafen Peter Schuwalow gezollte Anerkennung ist eine allgemeine; selbst die russische Presse hat sie ihm nicht vorenthalten können, nachdem sie ihn so arg angefeindet hat. Dennoch scheint es nicht überflüssig, am Schlusse dieser Erörterung hervorzuheben, daß jedes Ding mehr als eine Seite der Beurteilung darbietet, je nach dem Standpunkte des Betrachtenden.

Die erste Periode der öffentlichen Wirksamkeit des Grafen Peter Schuwalow ist vorwiegend den baltischen Angelegenheiten gewidmet gewesen. Eine wahrhaft unbefangene, von den Leidenschaften des Tages nicht mehr beeinflußte Würdigung dieser Thätigkeit wird zu wesentlich anderem Ergebnisse gelangen, je nachdem das specifisch baltische oder das specifisch russische Interesse in den Vordergrund gerückt wird. Die baltischen Provinzen müssen es, trotz aller vom Grafen erfahrenen Drangsalierungen, ihm doch Dank wissen, daß er durch seine Schaukelpolitik damals den Ansturm gegen ihren

rechtlichen Bestand hintangehalten und ihnen zwei Jahrzehnte der Entwickelung gewährt hat. Wäre damals — als die Agrarreform noch nicht zum Abschlusse gelangt war, als manche der künstlich zwischen dem Deutschtume und dem Landvolke hervorgerufenen Gegensätze noch nicht wie heute ausgeglichen waren, als noch nicht wie heute ein Zug von gemeinsamem Patriotismus alle Schichten der Provinzen zu einigen begonnen hatte — über sie mit der heutigen Wucht der Sturm hereingebrochen, so wäre es, aller Wahrscheinlichkeit nach, ein für allemal um die baltische Eigenart geschehen gewesen, während heute an ihrer Erhaltung noch nicht verzweifelt wird. Dagegen ist vom Standpunkte des russischen Staatsinteresses in den Vorwurf einzustimmen, welchen der Graf, als er zu höherer Reife gelangt war, so oft gegen sich selbst erhoben hat: nicht genug die Eigenart der baltischen Provinzen geschützt, nicht genug ihre organische Entwickelung gefördert, nicht genug beigetragen zu haben, dem Reiche sein wertvollstes Juwel in ungeschwächtem Glanze zu bewahren.

Aus der zweiten Periode der öffentlichen Thätigkeit des Grafen Peter Schuwalow strahlt vor allem sein hervorragendes Verdienst um die Erhaltung des europäischen Friedens im Jahre 1878 entgegen — oder, was damit gleichbedeutend ist: sein Verdienst um die Erhaltung des Russischen Reiches in seinem Bestande. Denn es kann wohl keinem Zweifel unterliegen, daß bei der damaligen Erschöpfung Rußlands, bei der gleichzeitigen Unfertigkeit der französischen Rüstungen und bei dem obwaltenden Stande der öffentlichen Meinung Europas Rußland gegenüber das schließliche Ergebnis eines allgemeinen Krieges kein anderes gewesen wäre als die Zurückdrängung Rußlands hinter die Linie Narwa-Dünaburg-Taganrog d. h. seine Beschränkung auf das eigentliche Großrußland und auf die östlichen Gebiete. Es ist eine weitverbreitete Anschauung, daß

auch Europa dem Grafen Schuwalow wegen dieser frieden-erhaltenden Thätigkeit zu ewigem Danke verpflichtet sei; und diese Anschauung wird sich erhalten, solange es der europäischen Diplomatie gelingt, die russischen Chauvinisten zu bändigen und Rußland den Frieden aufzuzwingen. Wenn aber Rußland die ihm vom Grafen Schuwalow ausgewirkte Frist zu gesegneter staatlicher Entwickelung nicht benutzen und thörichterweise Europa zur Abrechnung veranlassen sollte, wenn dann unter schwierigeren Verhältnissen das wird durchgeführt werden müssen, was müheloser schon im Jahre 1878 hätte geschehen können, dann werden vor den Augen Europas die Verdienste des Grafen Peter Schuwalow um Erhaltung des Friedens in anderem Lichte erscheinen.

XII.

Die Familie Akſakow.

1.

Das zu Ende des Jahres 1888 in Moskau veröffentlichte Buch „Iwan Sergejewitſch Akſakow in ſeinen Briefen“ (zwei Bände, 1839 bis 1848 und 1848 bis 1851) gehört zu den bemerkenswerteſten Erſcheinungen der neueren ruſſiſchen Litteratur; litterargeſchichtlich iſt dasſelbe wichtiger als irgend eine ſeit zwanzig Jahren in ruſſiſcher Sprache publizierte Schrift. Und das in doppelter Rückſicht.

Die neuere politiſche Geſchichte Rußlands ſteht mit der litterariſchen Bewegung dieſes Landes und Volkes in ſo engem Zuſammenhange, daß die eine nicht ohne die andere verſtanden werden kann. Der das Rußland Alexanders III beherrſchende Gedanke iſt derjenige der nationalen Abſchließung und Ausſchließlichkeit, dieſen Gedanken aber hat die St. Petersburger Regierung von einer litterariſchen Partei, derjenigen der ſogenannten Slavophilen, übernommen. Die Geſchichte der Slavophilenpartei ſteht wiederum mit den Geſchicken der Familie Akſakow in unauflöslichem Zuſammenhange. Nicht als ob Akſakow der Vater oder einer ſeiner Söhne der Begründer der Schule geweſen wäre. Dieſe Stellung kommt anerkanntermaßen dem Dichter Chomjäkow zu, den die Akſakow ſtets als ihren Meiſter angeſehen haben. An Einfluß und propagandiſtiſcher Thätigkeit haben dieſe

Schüler den früh verſtorbenen Meiſter indeſſen weit überragt. Sie haben ſein Syſtem im einzelnen ausgebildet, aus demſelben politiſche Folgerungen gezogen, die dem Urheber weit ablagen, — ſie haben Chomjäkows Gedanken weiteren Kreiſen zugänglich gemacht und der Ausführung wie der Entſtellung und Übertreibung derſelben wirkſamer vorgearbeitet, als ſie ſelbſt gewußt und gewollt haben mögen. Länger als ein Menſchenalter hat das Akſakowſche Haus den Mittelpunkt, ſozuſagen: den Vatikan der Lehre von der alleinſeligmachenden Kraft des ruſſiſch-ſlaviſchen Volkstums gebildet. Akſakow der Vater (geſt. 1859) und deſſen älteſter Sohn Konſtantin (geſt. 1860) haben die Aufhebung der Leibeigenſchaft und den durch dieſe eröffneten neuen Abſchnitt in der ruſſiſchen Volks- und Staatsgeſchichte freilich nicht erlebt; der übriggebliebene jüngere Sohn des Hauſes, Jwan (geb. 1823), ſetzte dafür die Traditionen ſeines Geſchlechts mit einem Geſchick und einer Energie fort, die ihm eine wichtige, in ihrer Weiſe einzig zu nennende Stelle in der Geſchichte ſeines Vaterlandes geſichert haben. Greifbare politiſche Wirkungen, die denjenigen Katkows an die Seite geſtellt werden könnten, hat Jwan Akſakow allerdings nicht geübt — ſein moraliſcher und litterariſcher Einfluß iſt dagegen unvergleichlich größer geweſen als derjenige des vielgenannten Herausgebers der „Moskauſchen Zeitung“.

Die Geſchichte der Familie Akſakow iſt aber noch in anderer Rückſicht für Rußland wichtig geweſen. Die erſten Kapitel derſelben ſind in einem Buche erzählt worden, wie die ruſſiſche Litteratur kein zweites aufzuweiſen hat. Die unter dem Titel „Ruſſiſche Familienchronik“ von Sergey Akſakow (dem Vater Konſtantins und Jwans) berichtete Geſchichte ſeiner Vorfahren, ſeiner Eltern und ſeiner eigenen Jugend iſt eines der liebenswürdigſten, lehrreichſten und künſtleriſch voll-

endetsten Memoirenbücher, die jemals geschrieben worden, ein Meisterwerk nach Form und Inhalt. In kurzen markigen Zügen entwirft der Verfasser ein Bild des russischen Landlebens und der patriarchalischen Wirtschaft des 18. Jahrhunderts, das trotz oder wegen der Beschränkung auf die Chronik einer Familie zugleich eine lebensvolle russische Sitten- und Kulturgeschichte der Tage Elisabeths und Katharinas II und eine Erzählung von geradezu bezaubernder poetischer Wärme und Innigkeit darstellt. Der Großvater des Verfassers tritt uns als Repräsentant altrussisch-patriarchalischen Wesens und als Träger der Kolonisationsthätigkeit entgegen, mittels welcher das halbtatarische Gelände der unteren Wolga russischer und christlicher Gesittung unterworfen worden[1]. Der Sohn dieses trotz seiner Roheit und Selbstherrlichkeit ehrwürdigen alten Herrn (der Vater des Erzählers) ist erst ein halbwegs moderner, dabei weicher und unbedeutender Mensch, aber er ist einer tiefen, von idealem Schwung getragenen Neigung zu einem geistig hoch über ihm stehenden Mädchen fähig, der schönen und geistreichen Sophie des Romans, die in Wirklichkeit Marie hieß und die Mutter des Chronisten wurde. Als Tochter eines hochgestellten Beamten in Kasan geboren und von deutschen und französischen Lehrern mit ungewöhnlicher Bildung ausgerüstet, entschließt die gefeierte Schönheit sich, dem blöden und unbedeutenden, von Leidenschaft zu ihr verzehrten Landjunker die Hand zu reichen und ihm in das schlichte Haus seines rauhen, noch halb in der Barbarei steckenden Vaters zu folgen. Mit unvergleichlicher Zartheit weiß die „Familienchronik“ das Verhältnis zu schildern, das sich zwischen diesen anscheinend durch eine halbe Welt getrennten und dennoch verwandten Naturen

[1] Eine deutsche Übersetzung der „Familienchronik“ (von Raczinski) ist bei W. Engelmann in Leipzig erschienen.

bildet; die junge Frau lernt die kernige, edle Natur des despotiſchen alten Herrn verſtehen, während dieſem das Verſtändnis für die Tüchtigkeit und moraliſche Überlegenheit ſeiner Schwiegertochter aufgeht[1]. Er, der ſein Leben lang gewohnt geweſen, den Frauen ſeiner Umgebung nicht anders als mit Scheltworten und gelegentlichen Fußtritten zu begegnen, wird der Freund und Beſchützer der Repräſentantin höherer Geſittung und Menſchlichkeit.

In der romantiſchen Wildnis des großväterlichen Gutes Neu-Akſakowo (in der Erzählung „Neu-Bagrowo" genannt) empfängt der im Jahre 1791 geborene Enkel die erſten Eindrücke des Lebens. Hier bildet er ſich zum Kenner und begeiſterten Freund der heimatlichen Erde, ihrer Erzeugniſſe und ihrer Bewohner aus, hier lernt er die Bäume an ihrem Schatten, die Vögel am Geräuſch ihres Fluges erkennen, das Treiben der Forellen des Baches und der jagdbaren Tiere des Urwaldes in allen Einzelheiten beobachten, hier bildet ſich ein Naturgefühl aus, das angeborene poetiſche Anlage und geläuterte Bildung zu höchſter Künſtlerſchaft entwickelten. Von dem Adel derſelben gewinnt eine Vorſtellung, wer auch nur das Schlußkapitel des zweiten Bandes der „Familienchronik" („Bagraws Jugend") lieſt: der Greis ſchildert den geheimnisvollen Zauber der Frühlingsnacht, die er als ſiebenjähriger Knabe im Gebet vor dem Sarge des Großvaters verbracht hat! Der folgende Band berichtet ſodann über die Studien- und Jünglingsjahre, die der Verfaſſer in Kaſan verbracht hat, gewährt höchſt merkwürdige Einblicke in die Beſchaffenheit

[1] Die erſte Begegnung zwiſchen den beiden: Der feierliche Empfang der Schwiegertochter im Hauſe der Schwiegereltern — iſt mit wenigen ſchlichten Worten geſchildert worden, aber mit einer wahrhaft unvergleichlichen Macht der Empfindung. Dieſe Stelle darf ſich getroſt dem Herrlichſten der geſamten Weltlitteratur an die Seite ſtellen. Die Überſetzung giebt dieſelbe indes ganz flach und farblos wieder.

dessen, was vor 80 Jahren im östlichen Rußland Bildung hieß, und schließt bei dem Eintritt des jungen Mannes in die herkömmliche Beamtenlaufbahn.

Da, wo die Chronik des Vaters schließt, setzt der Bericht des Sohnes ein. Dem ersten Bande des Buches „Iwan Aksakow in seinen Briefen" ist eine übersichtliche Darstellung der späteren Familiengeschichte vorausgeschickt, die der Briefschreiber begonnen und der (nicht genannte) Herausgeber durch eigene Striche vervollständigt hat. Diesem Berichte ist das Folgende zu entnehmen:

Hr. Sergey Aksakow (der Chronist und Vater Iwans) hatte an der Beamtenthätigkeit in St. Petersburg so wenig Geschmack gefunden, daß er dieselbe bereits im Jahre 1812 aufgab, vier Jahre später heiratete und in das Elternhaus zurückkehrte, wo er längere Zeit als Landwirt und eifriger Jäger lebte. Die Romantik der Stätten seiner Jugend hatte inzwischen einer unerquicklichen Prosa Platz gemacht: die geistreiche liebenswürdige Mutter war zur kränklichen und herrschsüchtigen alten Dame geworden, die das Übergewicht über den unbedeutenden Gatten selbst als Last empfand, nichtsdestoweniger aber ihre Kinder mit einer Rücksichtslosigkeit behandelte, die diese zur Übersiedelung in ein Nebengut der Familie, später zur Niederlassung in Moskau (1826) veranlaßte, wo Hr. Sergey Timofejewitsch anfänglich als Censurbeamter, später als Privatmann bis an seinen im Jahre 1859 erfolgten Tod lebte.

Beiden Eltern und dem Einfluß, den dieselben auf die Entwickelung ihrer Kinder übten, widmet der Sohn eingehende Charakteristiken. In allen Stücken bilden dieselben das Gegenteil des berühmten: „Vom Vater hab' ich die Statur, Des Lebens ernstes Führen — Vom Mütterchen die Frohnatur". Hr. Sergey Aksakow liebte das Leben und seine Freuden, er

war seinem innersten Wesen nach Künstler, und das in allen Beziehungen der Existenz. Leidenschaftlicher Theaterfreund, leidenschaftlicher Jäger und passionierter Spieler, verleugnet er den Künstler weder auf dem Pirschgange noch am Kartentisch — über dem, was ihn augenblicklich beschäftigte, konnte er die ganze Welt vergessen. Der zärtliche Gatte und Vater „konnte den ganzen Tag auf der Jagd, ganze Nächte am Kartentisch verbringen — er kannte diese seine Schwächen indessen und war darum von jeder Selbstüberhebung frei und ein milder Beurteiler anderer. . . . . Als Alter und Kränklichkeit seine Lebhaftigkeit gedämpft und seine Leidenschaftlichkeit gebrochen hatten, erhob sein Geist sich zu ruhiger, objektiver Lebensbetrachtung, welche den Leser seiner Schriften so wohlthätig berührt. . . . Politischen und staatsbürgerlichen Interessen stand er durchaus fremd gegenüber — Freude an der Natur und Teilnahme an der Litteratur füllten ihn so vollständig aus, daß selbst das Jahr 1812 (er hatte sich zur Miliz einschreiben lassen) ohne bleibenden Eindruck an ihm vorübergegangen war. Obgleich er Russe im vollen Sinne des Wortes war, ist er niemals »Patriot« im Sinne seiner Zeit gewesen. Politische Dinge lagen ihm so fern ab, daß er auf keine Art von Heroismus Anspruch erhob und daß er sich — trotz entschiedener persönlicher Herzhaftigkeit — scherzweise als Feigling zu bezeichnen pflegte. . . . Obgleich sein Bildungsbesitz ein höchst mäßiger war, nahm er wegen der Kernigkeit und Gesundheit seines Urteils im Kreise seiner — großenteils hochgebildeten und gelehrten — Freunde die Stellung einer anerkannten Autorität ein. Er besaß eine vollständige Kenntnis des Lebens — aller Regungen und aller Schwächen des menschlichen Herzens."

Die vorstehende Ausführung enthält eine schlagende Bestätigung der gelegentlich von Iwan Turgenjew gethanen

Äußerung, daß Aksakow, der Vater, der Slavophilenpartei gar nicht zugerechnet werden dürfe, und daß sich demgemäß behaupten lasse, von dieser Schule sei kein einziges bedeutendes poetisches Talent und kein einziges wirkliches Kunstwerk hervorgebracht worden. Wenn der Verfasser der „Familienchronik" seinem Sohne zuliebe als Greis die russische Nationaltracht angelegt und andere nationale Wunderlichkeiten mitgemacht habe, so sei das eben geschehen, weil er politisch indifferent gewesen und weil er jedes bestimmten Verhältnisses zu den öffentlichen Dingen seines Vaterlandes entbehrt habe. — In politischer wie in anderer Rücksicht sind Anlage und Entwickelung der Brüder Konstantin und Iwan vornehmlich durch die Mutter, Frau Olga Semenowna geb. Saplatin, bestimmt worden. Diese merkwürdige Frau war als Tochter eines in den türkischen Feldzügen emporgekommenen Generals und einer bei der Belagerung von Bender gefangen genommenen Türkin geboren worden und bis zu ihrer Verheiratung die Genossin des früh verwitweten Vaters gewesen. Jahrelang hatte das junge Mädchen den Sekretär und Vorleser des Veteranen abgegeben, der den Abend eines vielbewegten Lebens mit eifrigem Studium der Geschichtschreiber und Dichter seines Landes und seiner Zeit ausfüllte. Nach dem Zeugnis ihres Sohnes war Frau Olga Semenowna eine heroische, zu Stoicismus und idealer Lebensauffassung neigende Natur, die in der Mutter der Gracchen das höchste weibliche Musterbild sah. Streng gegen sich und gegen andere, allem Luxus und allem gekünstelten Wesen abgeneigt, von unbegrenzter Offenheit und Wahrheitsliebe (sie hielt für unerlaubt, sich vor unwillkommenen Gästen verleugnen zu lassen), in Gewissensfragen selbst dem Einfluß des geliebten und verehrten Gatten unzulänglich und nach Art ausgesprochener Naturen wenig geneigt und wenig befähigt, auf

anders geartete Menſchen einzugehen, übte ſie auf ihre Söhne den weiteſtreichenden Einfluß. Die Tochter des Generals aus den Zeiten Katharinas und Suworows war leidenſchaftliche Patriotin und ungleich ruſſiſcher als ihr Gemahl, der ſich in früheren Jahren vielfach mit franzöſiſcher Litteratur und franzöſiſchem Theater befaßt hatte. „Sie ging ganz in die ruſſiſche Art auf, ſie hielt auf ruſſiſche Sitten, ruſſiſche Kirchenbräuche und ruſſiſche Küche, ſie hatte an der vaterländiſchen Natur volle und warme Freude, ſie übte ruſſiſche Gaſtfreiheit und Geſelligkeit, und ſtatt den Gatten in dieſer Rückſicht zu beſchränken, wußte ſie den Verſammlungen im Hauſe desſelben beſonderen Reiz zu verleihen.“

Für den hier verfolgten Zweck kommt vornehmlich die Kinderſtube in Betracht, in welcher die beiden Slavophilenführer die erſten Lebenseindrücke gewannen. Konſtantin Akſakow war ſechs Jahre älter als der im Jahre 1823 geborene Iwan und trotz tiefgehender Charakterverſchiedenheiten der Liebling, ſpäter der vertrauteſte Freund des ſchwärmeriſch geliebten Vaters. Während die übrigen Söhne bereits als Kinder St. Petersburger Lehranſtalten übergeben wurden, hatte Herr Sergey Timofejewitſch ſich von ſeinem Älteſten niemals trennen können. Bis zum Tode des Vaters, d. h. zweiundvierzig Jahre lang, hat Konſtantin unter dem elterlichen Dache gelebt und dasſelbe während dieſer Zeit nur ein Mal für kurze Zeit (vier Monate) verlaſſen: kein Wunder, daß der auf der Höhe des Lebens ſtehende und dabei herkuliſch gebaute Mann nach dem Tod des Vaters förmlich zuſammenbrach und demſelben bereits nach neunzehn Monaten ins Grab folgte. Er erlag im Dezember 1860 einem Lungenübel, von dem bis zum Jahre 1859 nie eine Spur vorhanden geweſen war.

Mit dem poetiſch geſtimmten Vater und deſſen Intereſſen eng verbunden, auf den Knieen der im elterlichen Hauſe ver-

kehrenden litterariſchen Berühmtheiten Moskaus aufgewachſen und von der Mutter ſyſtematiſch zum Patrioten erzogen, zeigte Konſtantin Sergejewitſch bereits als Knabe die phantaſtiſchen Neigungen, durch welche er als Mann merkwürdig geworden iſt. In Lebensjahren, in denen andere leſen lernen, kannte er bereits einen erheblichen Teil älterer ruſſiſcher Dichter auswendig; ſo früh war der von der Mutter geweckte, in der leidenſchaftlichen Art des Vaters weiter ausgebildete Nationalſtolz bei dem Knaben zur Manie geworden, daß derſelbe die herkömmliche ruſſiſche Bezeichnung des Vaters „Papenka“ oder „Papaſcha“ als halbausländiſch verwarf und durch ein ſelbſt erfundenes Wort (Otenzika, Diminutiv von Otez, Vater) erſetzte. Die in der Kinderſtube aufgeführten, von Konſtantin erſonnenen Theaterſtücke und Mummereien hatten ſtets Vorgänge aus der vaterländiſchen Geſchichte und Sage zu Gegenſtänden und behandelten mit beſonderer Vorliebe gegen Deutſche und andere „Heiden“ verrichtete ruſſiſche Heldenthaten. Zwölfjährig verarbeitete er das tragiſche Ende eines im Kampfe gegen die deutſchen Belagerer Curhavens (sic) gefallenen Slavenfürſten Wätſchko zu einem Epos, das er im Verein mit ſeinen phantaſtiſch verkleideten Geſchwiſtern einſtudierte. Er wollte ermittelt haben, daß das Geburts- oder Namensfeſt des ſchnöde vergeſſenen ſlaviſchen Heros auf den 3. November (den ruſſiſchen Andreastag) falle, und wählte dieſen Tag zu einer feierlichen, der Familie zum Beſten gegebenen Aufführung. Dieſen Kundgebungen kindlichen Patriotismus ſcheint ſchon frühe eine Portion bedenklicher Unduldſamkeit und Überhebung beigemiſcht geweſen zu ſein. Wenn an die Mutter gerichtete franzöſiſche Briefe befreundeter Damen in die Hände des jugendlichen Puriſten fielen, pflegte derſelbe ſeine Brüder zu einem Strafgericht zu verſammeln, das mit feierlicher Durchbohrung des Dokuments ſträflicher Ausländerei be-

gonnen und durch ein von poetiſchen Verwünſchungen begleitetes Autodafé beſchloſſen wurde, — Übungen, denen ein Verbot des verſtändigen Vaters übrigens ſchließlich den Riegel vorſchob, die aber nichtsdeſtoweniger den Grund dazu legten, daß der Sohn des kosmopolitiſchen Litteraturfreundes und Molière-Überſetzers den Gebrauch des Franzöſiſchen nicht nur für ſeine Perſon, ſondern für das geſamte Elternhaus in Verruf erklärte und damit durchdrang. In dem Kinde kündigte ſich bereits der Mann an, der theoretiſchen Vorausſetzungen zuliebe eine ganze ruſſiſche Geſchichte zuſammenphantaſierte, auf Grund derſelben kein anderes als das moskowitiſch-großruſſiſche Slaventum gelten ließ und ſchließlich dabei anlangte, klein- und weißruſſiſchem Weſen denſelben Krieg anzukündigen, mit welchem die „Heiden" des Weſtens bedroht werden ſollten.

2.

Trotz des Einfluſſes, den der ältere Bruder auf ſeine Entwicklung geübt, zeigte der um ſechs Jahre jüngere Iwan ſich bereits früh als durchaus anders gearteten Menſchen. Während Konſtantin die von der Mutter ererbten Grundſätze vornehmlich auf ſeine Phantaſie wirken ließ und dadurch die Weiſe des Vaters widerſpiegelte, kündigte ſich in dem jüngeren Bruder der Erbe des nüchternen, auf die Praxis des Lebens gerichteten und dabei fanatiſchen Naturells Olga Semenownas an. Auch er hat ſich als Knabe wie ſpäter als Jüngling und Mann vielfach in der klingenden Übung des Reimes und Silbenfalles verſucht, ſeinem innerſten Weſen nach iſt Iwan Akſakow aber ſtets Politiker geweſen, dem an praktiſcher Bethätigung ſeiner Überzeugungen und Grundſätze ungleich mehr gelegen war als an künſtleriſcher Darſtellung derſelben. Im

Gegensatz zu seinem Bruder, der über die Mauern Alt-Moskaus nur ungern und mit Anstrengung hinaussah, zeigte Iwan Sergejewitsch sich schon früh als eifrigen Zeitungsleser, der die Geschicke des außerrussischen Europa ebenso aufmerksam verfolgte wie diejenigen der Heimat und das Bedürfnis verriet, über die wirkliche Welt und deren Zusammenhänge unterrichtet zu werden. Von wesentlichem Einfluß war dabei, daß er Moskau und das Elternhaus im fünfzehnten Lebensjahre verließ, um vier Jahre lang (von 1838 bis 1842) der St. Petersburger Rechtsschule anzugehören und sich in dieser für aristokratisch geltenden Lehranstalt für den höheren Staatsdienst vorzubilden. Trotz seiner Abneigung gegen Bureaukratie und „Kronswesen" war Hr. Sergey Timofejewitsch genugsam Sohn seiner Zeit und seines Standes geblieben, um auf die „Carriere" seiner Kinder größeres Gewicht zu legen, als er selbst wahr haben wollte; zwei seiner Söhne mußten in die Rechtsschule, der dritte gar in das Pagencorps treten, eine Vorbereitungsschule für Gardeoffiziere, die als Pepinière gentiler Liederlichkeit nicht eben des besten Rufes genoß. Während Iwan fleißig studierte, alle ihm zu Gebote stehenden Bildungsmittel der Newaresidenz ausnützte und den Thorheiten seiner leichtfertigen Umgebung fern blieb, wußte er sich bei seinen Kameraden so gründlich in Respekt zu setzen, daß diese ihn die selbstgewählten Wege gehen ließen. Dem phantastischen Bruder und dessen Freunden galt der in der verhaßten Stadt Peters des Großen lebende Rechtsschüler einige Zeit hindurch für einen halben Renegaten, weil er den Wert ausländischer Bildung in mancher Rücksicht gelten ließ, die Vorschriften der „orthodoxen" Kirche nur unter gewissen Einschränkungen beobachtete, mit Vorliebe das französische Theater besuchte und mit der Meinung nicht zurückhielt, daß dasselbe ergötzlicher sei als die schlecht bediente und vornehmlich von Übersetzungen

zehrende vaterländiſche Schaubühne. Im Grunde ſeines Weſens war der junge Mann aber ſchon damals der ausſchließliche, allem fremdländiſchen Weſen feindliche Ruſſe, als den er ſich ſein Leben lang bewieſen hat, nur daß er die Dinge nüchterner und gründlicher nahm als die ſchnellfertigen und dabei auf Äußerlichkeiten gerichteten Moskauer Slavophilen. Er wollte Europa ſtudieren, um es wahrhaft beurteilen und verurteilen zu dürfen, er wollte eine deutliche Vorſtellung von dem ruſſiſchen Staatsmechanismus gewinnen, um die von ſeinen Freunden gezogene Grenze zwiſchen Staats- und Volkstum im einzelnen abſtecken zu können — er hielt für notwendig, das „Volk", von dem die Rettung kommen ſollte, auf den Märkten und Werkſtätten des Lebens zu beobachten und die nationale Spreu vom Weizen zu ſondern. Nach dem Beiſpiel Konſtantins ruſſiſche Bauerntracht anzulegen, die Benutzung fremder Sprachen und ausländiſcher Bildungsmittel grundſätzlich abzulehnen und die Anpreiſung nationaler Lebensformen gewerbsmäßig zu betreiben, verboten ihm ſein Stolz und ſein geſunder Sinn. Gelegentliche Scherze über den franzöſiſchen Leibſchneider, der die Akſakowſche Familie mit ärmelloſen Armjaks und bunten Pumphoſen verſorgte, kehren in Iwans vertrauten Briefen ziemlich häufig wieder; daß dieſelben nicht ernſt gemeint waren und daß er den Seinigen dieſelbe Freiheit gönnte, die er für ſich in Anſpruch nahm, geht aber ſchon aus der Entſchiedenheit und Schärfe hervor, mit welcher er bezüglichen Spöttereien Dritter entgegentrat. Trotz der erheblichen Portion Akſakowſcher Überſchwenglichkeit, die auch ihm im Blute lag, ſtellte Iwan Sergejewitſch einen von ſeinem Bruder und deſſen näheren Freunden verſchiedenen Typus dar: Fanatiker wie jene, war er Fanatiker der Reflexion und als ſolcher im ſtande, Erreichbares von Wünſchenswertem zu unterſcheiden und gegebenen Falls Kompromiſſe mit der gegebenen und bis auf

weiteres unabänderlichen Ordnung der russischen Dinge zu schließen. Außerdem besaß er entschiedenes Geschick für die Behandlung praktischer, zumal administrativer Aufgaben und die davon unzertrennliche Fähigkeit, mit anders gearteten Menschen zu verkehren.

Die vorliegenden zwei Bände Briefschaften gehören ausschließlich der bureaukratischen Periode von Iwan Sergejewitschs bewegtem Leben an. Sie gewähren ebenso reichlichen Einblick in die damalige Beschaffenheit des russischen Beamtentums wie in den Charakter des jungen Mannes, der als Zwanzigjähriger mit Aufgaben befaßt wurde, wie sie in Kulturländern allein reifen und erprobten Männern, und auch diesen nur ausnahmsweise, zugeteilt zu werden pflegen. Der Hauptteil seiner Thätigkeit war ministeriellen Revisions- und Untersuchungskommissionen, d. h. Ausnahme-Instituten, zugewendet, die als Verkörperungen des Regierungsmißtrauens gegen die eigenen Beamten dem alten wie dem neuen Rußland die Fragwürdigkeit seines Verwaltungsmechanismus bescheinigen. Nach etwa anderthalbjähriger Beschäftigung im Sekretariat der zweiten Abteilung des sechsten (in Moskau domizilierten) Senatsdepartements wurde der eben 20 Jahre alt gewordene „Titulärrat" dem mit der „Revision" des Gouvernements Astrachan beauftragten Senator, späteren Reichsratspräsidenten Fürsten P. P. Gagarin beigegeben. Der elfmonatliche Aufenthalt in der halbasiatischen Wolga-Stadt, der zur Bekanntschaft mit den verschiedensten Zweigen der Verwaltung Gelegenheit bot und dem jugendlichen Beamten eine weit über sein Alter und seinen Rang hinausgehende Thätigkeit eröffnete, bildete einen wichtigen Abschnitt im Leben Aksakows und legte ihm den Wunsch nahe, fortan ausschließlich in Geschäften verwandter Natur, d. h. zu außerordentlichen Missionen, verwendet zu werden; aber Aksakows Wünsche

ließen ſich vorerſt nicht erfüllen. Nach der Rückkehr aus Aſtrachan (November 1844) mußte er für einige Zeit in ſeine Senatsſtellung zurücktreten; im Herbſt des folgenden Jahres wurde er zum Gehülfen des Präſidenten des Kalugaer Kriminalgerichts ernannt und zwei und ein halbes Jahr lang in dieſem Amte belaſſen.

Die aus Kaluga geſchriebenen Briefe Akſakows bilden außerordentlich wertvolle Beiträge zur Geſchichte des nikolaitiſchen Regiments und der Provinzialzuſtände des damaligen Rußland. In der Summe enthalten dieſelben die denkbar ſchärfſte Verurteilung des „alten Syſtems“. Der für das Volkstum ſeines Vaterlandes begeiſterte, ſchon damals von lebhafter Abneigung gegen alles fremde, zumal deutſche Weſen erfüllte Patriot ſieht ſich vergebens nach Zeugniſſen für eine geſunde Entwicklung des ruſſiſchen Staats- und Geſellſchaftslebens um. Die höheren Klaſſen erfüllen ihn mit Verachtung, weil ſie in tiefſter ſittlicher Verwahrloſung und elender Halbbildung ſtecken — das Volk aber vegetiert in dumpfer Trägheit und troſtloſer Gebundenheit; die Verbildung des Adels beginnt ſich den Mittelklaſſen der ſtädtiſchen Bevölkerung mitzuteilen, denen die Nachahmung mißverſtandener deutſcher und franzöſiſcher Exiſtenz- und Modeformen die Summe aller modernen Civiliſation bedeutet. Immer wieder berichtet er dem Bruder, daß die geträumte Urſprünglichkeit und Urkraft „des ruſſiſchen Menſchen“ nirgends zu entdecken ſei, und daß die dem Landvolk erhalten gebliebene Überlieferung der „guten alten Zeit“ von dem Drucke der Knechtſchaft und dem entſittlichenden Einfluß des Beamtentums erſtickt zu werden drohe. Und doch hält der im einzelnen ſo ſcharf beobachtende, ſo nüchtern urteilende Mann in thesi an den Vorſtellungen von der verjüngenden Kraft des „reinen“ Volkstums, dem ver-

peſtenden Einfluß der abendländiſchen Kultur und der Gemeinſchädlichkeit der Reformen Peters des Großen feſt!

Auf die Kalugaer Zeit folgt ein kurzer Aufenthalt in St. Petersburg (Herbſt 1848), der zu außerordentlich ungünſtigen Urteilen über dieſe dem echten Moskowiter unerträglich gewordene Stadt Veranlaſſung giebt, dem des Juſtizdienſtes überdrüſſig gewordenen jungen Beamten indeſſen zu einer Miſſion nach Beſſarabien verhilft, wo derſelbe vierzehn Monate lang mit Erhebungen über die Zuſtände der altgläubigen Sekten beſchäftigt iſt und trotz der auf dieſelben gehäuften Verfolgungen nicht müde wird, die Herrlichkeit und die Segnungen der — freilich zumeiſt nur ſchlecht bedienten — rechtgläubigen Kirche zu preiſen. Den Winter 1848/1849 bringt Akſakow abermals in St. Petersburg zu, wo die durch die Revolutionsfurcht der leitenden Kreiſe erzeugte Reaktionswut inzwiſchen den denkbar höchſten Grad erreicht hat, und wo ein über alle Kreiſe der Geſellſchaft gebreitetes Spionierſyſtem jede Spur freier Lebensregungen unterdrückt. In die Netze dieſes Syſtems wird ſchließlich auch der Sohn des patriotiſchen, allem fremden und revolutionären Weſen abgewendeten Hauſes verſtrickt. Gewohnt, ſeinem Vater über alle Einzelheiten ſeines äußeren und inneren Lebens Rechenſchaft abzulegen, hatte Iwan Sergejewitſch aus den in St. Petersburg empfangenen peinlichen Eindrücken kein Hehl gemacht: die nach Moskau geſendeten Briefe aber waren von dem unvorſichtigen jungen Manne gegen den Rat des erfahreneren Vaters der Poſt anvertraut worden, welche zu jener Zeit eine der thätigſten Filialen der berühmten „dritten Abteilung der kaiſerlichen Kanzlei“, d. h. der Geheimpolizei, bildete.

Über das Folgende laſſen wir das Akſakowſche Buch ſelbſt berichten, indem wir bemerken, daß das demſelben entnommene

merkwürdige Aktenſtück ſeines großen Umfanges wegen nur teilweiſe hat wiedergegeben werden können:

Am Abend des 18. März 1849 wurde Iwan Akſakow verhaftet und durch den Oberſtlieutenant Löwenthal dem Stab des Gendarmeriecorps überliefert, wo man ihn in einem zur Wohnung des Chefs der dritten Abteilung Grafen Orlow gehörigen Zimmer unterbrachte. Als Grund für die Gefangennehmung wurden Akſakows nahe Beziehungen zu Juri Samarin (dem kurz zuvor wegen ſeiner „Rigaer Briefe" verhafteten Agitator) und die Freimütigkeit einiger Ausdrücke in Familienbriefen angegeben, die der Geheimpolizei in die Hände gefallen waren.

Iwan Sergejewitſch wurde eine Reihe ſchriftlicher Fragen vorgelegt, auf welche er mit der ihm eigenen Offenherzigkeit und Freiheit antwortete. In mancher Hinſicht bilden dieſe Antworten das „Glaubensbekenntnis" der Slavophilen. Die wichtigſten dieſer Fragen und Antworten mitſamt den eigenhändigen Anmerkungen des Kaiſers Nikolaus zu denſelben teilen wir nachſtehend im Wortlaut mit, indem wir zugleich bemerken, daß der Verhaftete bereits am 22. März, nach kaum viertägigem Arreſt, wieder auf freien Fuß geſetzt wurde.

Fragebogen der dritten Abteilung der kaiſerlichen Kanzlei.

Frage 3.

Befindet ſich nicht unter Ihren Papieren ein Brief Ihres Vaters, in welchem derſelbe Sie in Beantwortung eines Briefes vom 24. Februar auf Ihre biſſige und nicht ganz klare Ausdrucksweiſe aufmerkſam macht und dabei andeutet, daß man Sie für einen Liberalen halten könnte? Berichten Sie ganz unverhohlen über den ganzen Inhalt Ihres oben erwähnten Briefes, ja, wenn Ihr Gedächtnis es Ihnen geſtattet, womög-

lich wörtlich, besonders über die von Ihrem Vater bezeichneten Ausdrücke.

Antwort 3.

Obgleich es mir schaden könnte, bin ich dennoch bereit, offen auf diese Frage zu antworten. Was die Anspielung in dem Briefe meines Vaters anlangt, so bezieht dieselbe sich auf ein von mir verfaßtes Schreiben folgenden Inhalts. Ich hatte ihm geschrieben: „Die Wiederherstellung der früheren Ordnung der Dinge in Europa erregt ein triumphierendes Lächeln auf den Gesichtern unsrer St. Petersburger Aristokraten. Dieselben fühlen sich plötzlich wie neu belebt. Jedesmal nach einem Spaziergang über den Newski-Prospekt werde ich tief traurig gestimmt. Sie glauben gar nicht, wie sich mein Inneres empört beim Anblick dieser „Halbfranzosen", dieser „Halbdeutschen" — dieser Leute, die alles mögliche, nur keine Russen sind, die ihre Muttersprache verunstalten, die mit dem Luxus der Industrie des Westens groß thun wollen und vollständig unrussisch leben! Auf ihren Gesichtern steht geschrieben: Gott sei Dank, jetzt können wir ungescheut weiter treiben, was wir früher getrieben haben, d. h. wir können fressen, schwelgen und unsre Bauern aussaugen! Als diese Herren im vorigen Jahr, durch die europäischen Unruhen erschreckt, jauchzende Hymnen auf Rußland und das russische Volk sangen, konnte ich meines Teiles aus diesen Hymnen nur die Meinung heraushören: „Was haben wir doch für ein gutes, geduldiges und braves Volk. Wir verachten dasselbe, wir saugen es bis auf den letzten Groschen aus und es erträgt alles geduldig, ohne uns irgend feindlich gesinnt zu sein." — Das sind die Ausdrücke, deren Unbestimmtheit mir mein Vater vorhielt, wenn er sagte, man könne aus ihnen entnehmen, ich sei ein Liberaler, während Du doch (fügte er hinzu) gerade ein Gegner

des westeuropäischen Liberalismus bist. Er hat vollständig recht. Ich will diese Gelegenheit benutzen, meinen unausgesprochenen Gedanken Ausdruck zu geben und dieselben klar darzulegen.

Meiner Anschauung nach ist die frühere Ordnung der Dinge in Europa ebenso unwahr wie die jetzige. (Randbemerkung des Kaisers Nikolaus: „Vollständig richtig!“) Und schon um dessentwillen war der frühere Zustand unwahr, weil er in logischer Folge zu den gegenwärtigen revolutionären Zuständen führen mußte. Die innerlich unwahren Grundlagen des geschichtlichen Lebens in West-Europa mußten eben gekrönt werden durch Unglauben, Anarchie, Proletariertum, egoistische Koncentration aller Gedanken auf die materiellen Güter des Lebens — durch stolzes, thörichtes Vertrauen auf die menschliche Kraft und auf die Möglichkeit, Gottes Vorsehung durch menschliche Anordnungen zu ersetzen. (Randbemerkung des Kaisers Nikolaus: „Die heilige Wahrheit!“) Westeuropa wurde dahin gebracht durch die Autorität des Katholicismus, durch den Rationalismus der Protestanten und durch die einseitige Geltendmachung der Persönlichkeit, welches so verschieden ist vom Geiste der Demut des Christentums. (Randbemerkung des Kaisers Nikolaus: „Gott sei Dank!“) Nicht so verhielt es sich in Rußland. Die Rechtgläubigkeit rettete es und brachte in sein Leben ganz andere, vom Volke heilig gehaltene Grundbedingungen. Das Volk blickt auf den Zaren als auf das selbstherrschende Haupt der ganzen russischen rechtgläubigen Gemeinde, auf ihn, der die ganze Last der Sorgen und Mühen um das öffentliche Wohl auf sich nimmt. Das Volk hat volles Vertrauen zu ihm und ist der festen Überzeugung, daß Garantieforderungen die Innigkeit der gegenseitigen Beziehung nur stören und unnützerweise die Freiheit der Aktion beschränken würden, und

daß endlich nur diejenige Einschränkung (sc. der Regierung) eine berechtigte sei, welche jedem Christen in Beziehung zu seinen Mitmenschen im Geiste der christlichen Lehre auferlegt wird. Dieses Verhältnis des russischen Volkes zu seinem Herrscherhause hat seinen Ausdruck in dem offiziellen Kommentar zu dem bekannten Manifest vom Februar oder März vorigen Jahres gefunden, und zwar in den Worten: „Jede Regierungsform, so vollendet sie auch sei, hat ihre Mängel u. s. w.“ (Bemerkung des Kaisers Nikolaus: „Das ist alles richtig!“) Man meine indessen nicht, ich wolle schmeicheln — Gott bewahre! Meine Überzeugung ist diese: Unter Peter dem Großen entfremdeten sich die höheren Gesellschaftskreise dem Volke. Sie gaben sich den Lockungen des Westens hin, sie ließen sich durch die glänzende Vorführung seiner Civilisation bestechen und verachteten die ursprünglichen grundlegenden Prinzipien des russischen Volkstums. Nicht allein, daß Kunst und Handwerk nach Rußland von außen hineingebracht wurden! Nein! russische Schneider wurden sogar für das Anfertigen russischer Kostüme (cf. die vollständige Sammlung russischer Gesetze) in die Verbannung geschickt und die russische Sprache wurde durch Fremdwörter entstellt; die Verwaltung mit ihren deutschen Einrichtungen und Bezeichnungen erstickte durch ihr Formenwesen alles Leben; die Beamten mit ihren deutschen Rangklassen traten in unaufrichtige und falsche Beziehungen zu dem Volke, welches sie nicht nur schwer verstand, sondern ihre Namen kaum auszusprechen im stande war. Der Adel löste sich völlig vom Volke los, indem er aus seiner jämmerlichen Civilisation das Recht ableitete: ungläubig zu sein, wo das Volk glaubte; die Satzungen der Kirche nicht zu erfüllen, wo das Volk nach denselben lebte; seine Muttersprache nicht zu kennen; seine Geschichte und Traditionen zu vergessen und das Volk bloß als geeignetes Material anzu-

sehen, um daraus Revenuen zu ziehen. (Anmerkung des Kaisers Nikolaus: „Vieles ist richtig, Gott sei Dank aber nicht allgemein gültig!") Die folgenden Geschlechter ließen sich in denselben Bahnen vorwärts stoßen, ohne sich umzuschauen, ohne zur Besinnung zu kommen. Diese Gesellschaft hat es vor der Regierung zu verantworten, daß sie das Volk von derselben abwendig machte — die Gesellschaft hat die Regierung verhindert, Rußland im wahren Lichte zu sehen. . . . . Während die „gebildete" Gesellschaft auf solche Weise ein Scheinleben führte und den Westen nachäffte — blieb das Volk, Gott sei Dank, unverändert oder fast unverändert. Ich sage: Fast unverändert, denn das Beispiel der Sittenverderbnis, welches durch uns gegeben wird, fängt bereits an, auch auf dem Lande Unheil zu stiften. Anfangs fühlte sich das niedere Volk der großen Städte zurückgestoßen, so z. B. in Moskau, wenn es sah, daß zur Fastenzeit — während es selbst streng fastete, zur Frühmesse ging oder aus der Beichte zurückkehrte — die „gute" Gesellschaft sich mit Fackeln, Sängern, Zigeunern und Zigeunerinnen wie toll bei nächtlichen Fahrten auf den Eisbergen ergötzte. Späterhin gewöhnte das Volk sich an dergleichen und führte es die gleichen Unsitten bei sich ein. (Anmerkung des Kaisers Nikolaus: „Natürlich — wenn das sich so verhält, so ist es unanständig und dürfte von den betreffenden örtlichen Obrigkeiten nicht zugelassen werden!") Unter der jetzigen Regierung sind allerdings in vielen Gemütern Gewissensbisse rege geworden. Man fragt sich: sind wir nicht für das russische Volk verantwortlich und dazu verpflichtet, dem russischen Menschen zu neuem Leben zu verhelfen?

Diese Wiedergeburt des russischen Volkstums vollzog sich in der Wissenschaft und in der Litteratur. Die Träger dieser Bewegung, Männer, die Rußland mit allen Kräften und von

ganzem Herzen dienen, die demütig nach den Schätzen geiſtigen Volksreichtums ſtrebten, welche die Wurzel ihres Seins heilig hielten und unerſchütterlich an der Rechtgläubigkeit feſthielten, dieſe Männer werden — Gott allein weiß warum — Slavophilen genannt, obgleich ihre Beziehungen zu den weſtlichen Slaven ſich auf herzliche Teilnahme an der Lage ihrer Bluts- und Glaubensverwandten beſchränkten. Ich zähle mich zu dieſen Leuten und denke, daß ſich für uns, das heißt für die gebildete Geſellſchaft, daraus ergiebt, daß wir Buße thun, uns ſittlich erneuern und echte Ruſſen werden ſollen. (Anmerkung des Kaiſers Nikolaus: „Weil ſich hinter der Teilnahme an der angeblichen Unterdrückung der ſlaviſchen Völker der verbrecheriſche Gedanke an eine Empörung gegen die geſetzlichen Regierungen benachbarter und zum Teil verbündeter Reiche verbirgt — der Gedanke an eine allgemeine Vereinigung der Slaven, die man nicht von Gottes Fügung, ſondern von einer für Rußland Verderben bringenden Empörung erwartet! . . . Mir that das wehe, denn es bedeutet eine Vermiſchung des Verbrecheriſchen mit dem Heiligen!“)

Die Vorgänge zu Anfang des vorigen Jahres ließen uns hoffen, die gebildete Geſellſchaft ſei zur Vernunft gekommen und geſtalte ſich um. Allein es kam anders.

Die Geſellſchaft, vornehmlich diejenige St. Petersburgs, erſchrak anfänglich: ein neuer Beweis dafür, daß ſie das ruſſiſche Volk nicht kennt, weil jeder Aufſtand, jeder gewaltſame revolutionäre Weg dem Volke verhaßt iſt und den Grundlagen unſres vom Geiſte des Glaubens durchdrungenen Volkstums zuwiderläuft. (Anmerkung des Kaiſers Nikolaus: „Wunderſchön, nur wollen wir ſehen, was der Ruſſe im Sinne des Hrn. Akſakow eigentlich iſt!“) Die Geſellſchaft beruhigte ſich indeſſen bald wieder, weil ſie nicht einſah, daß ſie die Keime des im Weſten ausgebrochenen Unheils im eigenen

Herzen barg. Sie setzte ihr lügnerisches Treiben fort, sie glaubte (wie man treffend gesagt hat) sich in Rußland ihren eigenen Westen herstellen und ungestraft an der Süßigkeit aller derjenigen Sünden berauschen zu dürfen, welche dem Westen den Untergang bereitet haben. (Anmerkung des Kaisers Nikolaus: „Sehr verständlich!") Deshalb, ich spreche es offen aus, war es mir stets ein widerlicher Anblick gewesen, wenn ich einen leeren und liederlichen Menschen vor mir sah, der Herr von Zehntausenden von Bauern ist, die im Schweiße ihres Angesichts geduldig und eifrig zur Bestreitung des unsinnigen Aufwandes ihrer Herren arbeiten. (Anmerkung des Kaisers Nikolaus: „Es giebt solche Leute, aber sie setzen sich der Verachtung und Verurteilung aller besser denkenden Menschen aus, deren es noch genug giebt und die, Gott sei Dank, täglich an Zahl zunehmen!") Ein solcher Herr ist voll stupider Verachtung gegen den „tölpelhaften und unwissenden Bauern", er versteht nicht einmal den eigenen Namen fehlerlos zu schreiben und glaubt sich der Pflicht entbunden, die Kirche und deren Gebote äußerlich zu achten. Statt von dem Volke Weisheit und Geduld zu lernen, ist der Herr, wenn er etwa in den Staatsdienst getreten, sofort bereit, das Volk auf seine Art zu unterrichten und ihm alle möglichen, aber ja keine russischen Theorieen aufzubinden. Solcher Herren giebt es viele. Auf Schritt und Tritt begegnet man ihnen in St. Petersburg. Mein Vater sprach die Befürchtung aus, mein Mißmut darüber könne in liberal-westlichem Sinne genommen werden. (Anm. des Kaisers: „Zu solchem Mißverständnis soll man aber auch nicht durch Redensarten, Übertreibungen und absprechendes Urteil die Veranlassung bieten. Dergleichen ist auf Hochmut und Unerfahrenheit zurückzuführen und entstellt die wahre Absicht!") Wäre dem so, so irrten sich alle diejenigen, die das glauben. Ich habe bereits hervor-

gehoben, daß jeder gewaltsame Weg dem russischen Volke und folglich auch denen zuwider ist, welche, wie ich, russisch zu denken und russisch zu fühlen den Anspruch erheben. Ich bin überzeugt, daß Gewalt nur Gewalt erzeugt, jeder Sache ihre sittliche Reinheit raubt und niemals zum Guten führt; ja, ich glaube nie und nimmer, daß der Zweck das Mittel heilige. Ich halte vielmehr für wahr, was der Herr dem Jünger sagte, der ihn gewaltsam verteidigen wollte: „Wer das Schwert zieht, soll durch das Schwert umkommen!" Und deswegen wünschte ich, daß wir selbst, indem wir uns gegenseitig auf unsre Verirrungen aufmerksam machen, uns bemühen, auf den rechten Weg zu kommen. Wir müssen alle unsre Kraft einsetzen, um das Wesen unsrer nationalen Art zu ergründen, und das zum Heile Rußlands und seines Volkes und unter Mitwirkung der Regierung, die ja das Beste will, aber nicht immer mit ihrer Absicht durchdringen kann, ob sie es gleich hundertmal besser meint als unsre eigene Gesellschaft. Einzig und allein die Regierung kann die Wiedergeburt des russischen Volkstums und die selbständige Entwicklung russischen Lebens praktisch verwirklichen.

Meine Antwort auf diese Frage ist etwas lang geworden; ich hielt für nötig, mich darüber eines breiteren auszulassen und weiter auszuholen, um jeglichem Mißverständnis vorzubeugen. Alles, was ich geschrieben, ist rückhaltlos gesprochen. (Anm. des Kaisers: „Ich glaub's, aber man kann auch in bester Absicht fehlen. C'est le ton qui fait la musique!")

Frage 7.

Ihr Bruder Gregor giebt sich in einem Brief aus Simbirsk, in welchem er des Banus Jellaczicz besonders lobend erwähnt und die Frankfurter Versammlung dumm nennt, der

Hoffnung hin, daß Österreich sich aus einer deutschen in eine slavische Monarchie verwandeln werde. Nähren Sie und Ihre Angehörigen slavophile Ideen und worin bestehen dieselben?

Antwort 7.

Mein Bruder Gregor nennt in einem seiner Briefe die Frankfurter Parlamentsversammlung dumm. . . .

Ich glaube, daran zweifeln auch diejenigen nicht, die an mich diese Frage richten. Er ergeht sich in Lobeserhebungen Jelaczicz'. . . . War derselbe etwa des Lobes unwürdig? Derselben Meinung ist auch Jellaczicz' Herr und Kaiser gewesen, indem er ihn mit einem Orden belohnte. Was meines Bruders Meinung darüber betrifft, daß Österreich sich aus einer deutschen in eine slavische Monarchie umwandeln werde, so bin ich derselben Ansicht; das deutsche Element dieses Staates ist in Fäulnis übergegangen und längst schon wäre Österreich zusammengestürzt, hätten die Slaven es nicht gehalten. Deswegen durfte man annehmen, daß Österreich eine volte-face machen und sich in ein slavisches Reich umwandeln würde. Das wäre übrigens sehr traurig, weil eine neben dem selbständigen Rußland erblühende kräftige slavische Monarchie die südslavischen Stämme an sich ziehen würde, welche wir uns entfremden, und Rußland würde dadurch seiner Bestimmung entfremdet werden, das auserwählte Rüstzeug der Rechtgläubigkeit und der slavischen Prinzipien auf Erden zu sein. Vielleicht besteht Österreich aber auch so weiter fort, wie es gegenwärtig beschaffen ist. Was meine slavophilen Ideen anlangt, so sind ich und die Meinigen keineswegs Slavophilen im Sinne der gestellten Frage. An einen Panslavismus glauben wir nicht, ja, wir halten ihn für unmöglich, 1. weil dazu ein einiges Glaubensbekenntnis sämtlicher slavischer Stämme gehören würde und weil der Katholicismus Böhmens

und Polens ein feindlich gesinntes fremdes Element in unsre Gemeinschaft brächte, welches sich mit den rechtgläubigen Elementen der übrigen Slaven nicht verschmelzen ließe; 2. weil die einzelnen Elemente der slavischen Nationen sich zuvor auflösen und in ein anders geartetes, kräftigeres, ungeteilteres, mächtiges Volkstum, nämlich das russische, aufgehen müßten; 3. weil ein großer Teil der slavischen Stämme bereits von dem Einfluß des öden westlichen Liberalismus infiziert ist, welcher dem Geiste russischer Rechtgläubigkeit widerspricht. Mich beschäftigt Rußland weit mehr als alle Slaven und meinem Bruder Konstantin macht man zum Vorwurf, daß er gegen die Slaven außerhalb des russischen Reichs, ja gegen alle Nicht-Großrussen gleichgültig sei. (Anm. des Kaisers Nikolaus: „Und das mit Recht, denn alles übrige ist Wahn; Gott allein kann bestimmen, was in ferner Zukunft sich anbahnt. Selbst wenn alle Umstände sich vereinigen und zu dieser Vereinigung führen sollten, so geschähe das zum Verderben Rußlands!")

3.

Seit Jahr und Tag in Moskau ansässig (so heißt es in einem Briefe des verstorbenen russischen Schriftstellers Panajew), bewohnte die Familie Aksakow ein großes und geräumiges Haus am smolenskischen Markte, ein Haus, das den Eindruck eines in die Stadt verlegten Herrensitzes machte. Dem Äußern entsprach der innere Zuschnitt, dessen großartige, echt moskauische Gastfreundschaft einen durchaus patriarchalischen Charakter trug. Der große Holzbau, in dem die Familie hauste, war von Ställen, der Dienerschaft angewiesenen Nebengebäuden, weitem Hof und geschmackvoll angelegtem Garten umgeben, in welchem selbst die altväterische Badestube nicht fehlte.

Zu jeder Tagesſtunde gingen Gäſte aus und ein, die allezeit herzlichen Empfanges ſicher ſein konnten, ſich nach kurzer Friſt gewöhnlich heimiſch fühlten und zur Familie zu gehören ſchienen. Selbſt an Nichtempfangstagen wimmelte es gewöhnlich von Männern und Frauen, die ſich mit Spiel, Tanz und harmloſem Geſpräch ergötzten und nicht ſelten bis zum lichten Morgen zuſammenblieben.

Das Familienoberhaupt, Herr Sergey Timofejewitſch Akſakow, war damals etwa fünfzig Jahre alt und der Typus des behäbigen liebenswürdigen Landedelmannes alter Schule. Von herkuliſcher Geſtalt, kraftatmender Miene, mit einer wohlklingenden Stimme begabt, verbarg der liebenswürdige Haus- und Familienvater hinter anſpruchslos derben Formen umfaſſende Bildung und ein feines künſtleriſches Gefühl. Den Mann, der am Abend ſeines Lebens als Schriftſteller erſten Ranges auftreten und durch ſeine „Ruſſiſche Familienchronik" ſeine berühmt gewordenen Söhne an dichteriſcher Begabung weit übertreffen ſollte, ahnte niemand in ihm. Man wußte, daß Herr Sergey Timofejewitſch mehr als andre geleſen, ein paar Molièreſche Luſtſpiele überſetzt, als eifriger Theaterfreund hie und da Recenſionen geſchrieben habe, daß er gern und geſchmackvoll deklamiere und an den philoſophiſchen Studien ſeiner Söhne und ihrer Freunde eifrigen Anteil nehme — das aber war alles, wodurch Akſakow der Vater von anderen Leuten verwandten Schlages unterſchieden zu ſein ſchien.

Die Slavophilen-Partei, deren Geſchichte mit dem Namen Akſakows unauflöslich verknüpft ſein ſollte, war zu jener Zeit noch in den Uranfängen begriffen. Der älteſte, damals zweiundzwanzigjährige Sohn des Hauſes gehörte einem Kreiſe philoſophierender Studenten an, die ſich um den jungen Gutsbeſitzer Stankewitſch und deſſen Eifer für die friſch importierten

Systeme Schellings und Hegels gruppiert hatten, und unterschied sich von seinen Genossen Bakunin, Alexander Herzen und Belinski (den späteren Begründern der jungrussischen radikalen Schule) höchstens durch seine Begeisterung für die Stadt Moskau. Dem Kultus der altrussischen Hauptstadt war die gesamte Familie leidenschaftlich ergeben. Als unermüdlicher Spaziergänger entdeckte der Vater immer neue Punkte, von denen aus die Reize der „weißsteinernen" Stadt seines Herzens sich bewundern ließen; dem Sohn aber galt für ausgemacht, daß Moskau nicht nur das Herz Rußlands, der Mittelpunkt und Sammelplatz aller Vorzüge russischen Wesens, sondern zugleich die erste Stadt der Welt sei. Von Petersburg sprach er nie anders als mit einer gewissen Abneigung — Fremden die Herrlichkeit seiner Vaterstadt zu zeigen und anzupreisen, wurde er niemals müde, und mit der Bezeichnung „ein echter Moskauer" glaubte er den höchsten aller überhaupt denkbaren Lobsprüche erteilt zu haben.

Dem Vater stand in seiner Vorliebe für Moskau sein Sohn Konstantin natürlich nicht nach. Einst wurde ein Gast des Hauses, der jugendliche, später als radikaler Schriftsteller bekannte Panajew, von Konstantin Aksakow zu einem Spaziergange abgeholt, welcher der Besichtigung besonders malerischer Punkte Moskaus gelten sollte. Begünstigt von herrlichem Sommerwetter, ließen die beiden Freunde sich an einem hochgelegenen Punkte des Moskwa-Ufers gegenüber der Dragomilow-Brücke im Rasen nieder, um von der Wanderung auszuruhen und das vor ihnen ausgebreitete städtische Landschaftsbild beim Glanze der sinkenden Sonne zu bewundern. Man hatte die Röcke abgelegt und sich ganz dem Behagen des Augenblickes überlassen, den insbesondere der schwärmerische junge Aksakow aus voller Seele genoß.

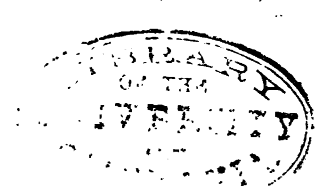
„Giebt es", sagte er zu seinem Begleiter, „auf der Welt

eine zweite Stadt, in der man ſich ſo frei und ſo ungezwungen wie hier bewegen könnte? Eine geringe Entfernung trennt uns vom Mittelpunkt der Stadt, und dennoch könnten wir glauben, auf dem Lande zu ſein. Sehen Sie nur, wie maleriſch die auf der Höhe belegenen kleinen Häuſer ſich von dem Grün des Raſens abheben! Es giebt eine ganze Anzahl ähnlicher und gleich maleriſcher Winkel in Moskau, und manche derſelben ſind nur wenige Schritte von dem Centrum der Stadt entfernt. Wie lieblich geht uns das Leben hier ein — wie können Sie es nur aushalten, in dem kalten, wie auf Draht gezogenen, granitenen Petersburg zu leben? Bleiben Sie bei uns! Sie haben ein ruſſiſches Herz — ein ſolches aber kann nur hier glücklich ſchlagen, inmitten hiſtoriſcher Reliquien, die uns auf Schritt und Tritt wohlthuend berühren. Wie ſollte man Moskau nicht lieben, das Rußland ſo zahlreiche Opfer gebracht hat!"

Akſakow ſprach noch lange weiter und geriet in immer leidenſchaftlichere Erregung. Mit funkelndem Blick, geballter Fauſt und vor innerer Erregung ſtockender Stimme brach er endlich in die folgenden Exklamationen aus:

„Es iſt an der Zeit, daß wir uns auf unſer Volkstum beſinnen, — das aber iſt nur hier möglich! Es naht der Zeitpunkt, zu welchem wir mit unſerem Volke völlig eins werden und dieſe abgeſchmackten, ſchwalbenſchwänzigen deutſchen Kleidungsſtücke abthun müſſen, die uns von dem Volke trennen."

Bei dieſen Worten ſchleuderte er den neben ihm liegenden modiſchen Überrock verächtlich von ſich; dann aber fuhr er mit zunehmender Ekſtaſe fort: „Um uns dem Volkstum zu entfremden, nötigte Peter der Große uns, die Bärte abzuſchneiden; auch zu ihnen müſſen wir zurückkehren. Sie aber, lieber Iwan Iwanowitſch", fuhr er fort, indem er ſeine mäch-



tige Hand auf Panajews Schulter legte, „Sie müſſen Petersburg abthun und zu uns überſiedeln . . . Ziehen Sie das ernſtlich in Erwägung!“

„Etwa fünf Jahre ſpäter“, ſo beſchließt Panajew den Bericht über dieſen charakteriſtiſchen Auftritt, „etwa fünf Jahre ſpäter verſetzte Konſtantin Akſakow ganz Moskau dadurch in Erſtaunen, daß er öffentlich in hohen Stiefeln, rotem Hemde und nationalem, ärmelloſem Rocke (der ſogenannten Murmolka) erſchien. — Um dieſelbe Zeit (zu Anfang der vierziger Jahre) ereignete ſich der vielbeſprochene Auftritt, den Akſakow mit der erſten Modeſchönheit Moskaus, Fr. K., hatte. »Meine Gnädige«, redete er die Schöne auf einem hocharistokratiſchen Balle an, »thun Sie dieſes ausländiſche Kleid ab und geben Sie unſeren Damen ein gutes Beiſpiel, indem Sie den nationalen Sarafan anlegen. Wie prächtig würde er zu Ihrem ſchönen Geſichte ſtehen!« Während der feurige Vorkämpfer des Volkstums mit zunehmendem Eifer in die Schöne hineinredete, war der damalige Militärgouverneur von Moskau, der bejahrte, in den Traditionen des achtzehnten Jahrhunderts emporgekommene Fürſt Schtſcherbatow, an deren Seite getreten. Die Dame wiederholte die von Akſakow geſprochenen Worte, und der Fürſt bemerkte mit ironiſchem Lächeln: »Da werden w i r am Ende noch alleſamt ſolche Kaftans anziehen müſſen, wie Herr Akſakow ihn bereits trägt.« — »In der That«, wiederholte der Angeredete feierlich, flammenden Blickes und mit geballter Fauſt, »die Zeit wird bald da ſein, zu der wir alle den Kaftan tragen werden.« Der erſchreckte Fürſt trat ſofort und in aller Eile den Rückzug an — Tſchaadajew[1] aber, der dieſen Auftritt mit angeſehen, er-

[1] Der ehemalige Gardeoffizier Tſchaadajew, den Nikolaus — wegen eines das ruſſiſche Volkstum herabſetzenden Aufſatzes hatte für wahn-

zählte lachend, Konſtantin Sergejewitſch habe den Herrn Militär-gouverneur zur Anlegung des Sarafan bereden wollen."

4.

Gegen Ende von Panajews erſtem Moskauer Aufenthalte war der berühmte Gogol nach Moskau gekommen. Von einem Vorgange, der für die enthuſiaſtiſche Natur des merkwürdigen Mannes höchſt bezeichnend iſt, giebt Panajew die nachſtehende lebensvolle Schilderung.

„Gogol war nach Moskau gekommen und mit Begeiſterung aufgenommen worden. Konſtantin Akſakow, der in ihm den ruſſiſchen Homer ſah, ſteckte die geſamte Familie mit ſeinem Enthuſiasmus an. Von außerordentlichem Einfluß aber war Gogol auf Akſakow den Vater, dem des berühmten Novelliſten Schriften eine förmliche Offenbarung bedeuteten, und der durch denſelben beſtimmt wurde, mit der litterariſchen Routine zu brechen, in welcher ſeine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit ſich bis dahin bewegt hatte. Ohne Gogols Bekanntſchaft hätte er ſchwerlich die »Familienchronik« geſchrieben.

Gogol hatte verſprochen, im Akſakowſchen Hauſe zu Mittag zu eſſen und das erſte Kapitel ſeiner damals noch ungedruckten »Toten Seelen« vorzuleſen. Für Konſtantin Akſakow bedeutete der Tag von Gogols Beſuch ein hohes Feſt — und er hing an jedem Blick, jeder Miene und jedem Worte des berühmten Mannes und drückte mir, als ich eintrat, mit den Worten: »Da iſt er, unſer Gogol, da iſt er!« begeiſtert die Hand.

Gogol ſprach wenig und das Wenige trocken und widerwillig — er ſchien nachdenklich und übler Laune zu ſein. Die

ſinnig erklären laſſen, galt für den geiſtreichſten Mann Moskaus, in deſſen ariſtokratiſcher Geſellſchaft er eine wichtige Rolle ſpielte.

Verehrung und Devotion, mit der er aufgenommen wurde, konnten ihm nicht entgehen, er nahm dieſelbe indeſſen wie etwas Selbſtverſtändliches entgegen, indem er ſeine Freude über den ihm geſtreuten Weihrauch hinter erheuchelter Gleichgültigkeit verbarg. Seine ganze Art ſich zu geben hatte etwas Gezwungenes und Künſtliches und drückte auf die ganze Umgebung, die in ihm allein den Genius und nicht den Menſchen ſehen wollte.

Die tiefe grenzenloſe Verehrung der Familie Akſakow für ihren gefeierten Gaſt kam auch äußerlich zum Ausdrucke, und das in Formen, deren naive Überſchwenglichkeit an das Komiſche ſtreifte. Vor Gogols Gedeck ſtand kein gewöhnliches, ſondern ein roſenfarbiges Glas — ihm wurde zuerſt gereicht, und ſein Leibgericht (Maccaroni) ihm noch vor Beginn der Tafel zur Probe und Billigung präſentiert.

Nach Tiſch ſtreckte ſich der große Mann in Herrn Sergey Timofejewitſchs Kabinett der ganzen Länge nach auf den Divan aus, ſchloß die Augen und ſchlief ein — oder fingierte zu ſchlafen. Sofort verſtummte das Geſpräch der Anweſenden, die beiden Akſakow, der berühmte Schauſpieler Schtſchepkin und ich ſchlichen auf den Fußſpitzen in ein Nebenzimmer — Konſtantin Akſakow aber, der kaum zu atmen wagte, pflanzte ſich als Schildwache vor die Thür und rief jedem, der ſich ein Wort oder eine Bewegung erlaubte, im Flüſtertone und mit abwehrender Hand zu: »Pſt! Pſt! Nikolai Waſſiljewitſch iſt eingeſchlafen!« — Vor dem Eſſen war von der Lektüre, welche Gogol in Ausſicht geſtellt hatte, nicht ein Wort geredet worden, und niemand wußte, ob er ſein Verſprechen halten werde. Während ſeiner Sieſta war darum alles mit der einen Frage beſchäftigt: »Wird er etwas vorleſen, und was wird er vorleſen?« Man war durch dieſe

Erwartung und Ungewißheit ſo erregt, wie das ſonſt nur bei außerordentlichen Gelegenheiten der Fall zu ſein pflegt.

Endlich verriet ein lautes Gähnen Gogols, daß er erwacht ſei, und unter der Führung Konſtantin Akſakows betraten wir das Kabinett wieder.

»Es ſcheint, ich habe etwas geſchlummert«, ſagte Gogol, indem er abermals gähnte und uns groß anſah.

Die Damen, welche von Gogols Erwachen benachrichtigt worden waren, ließen Konſtantin Sergejewitſch hinausrufen und fragten, ob es nicht endlich zu der verſprochenen Lektüre kommen werde. Der Gefragte zuckte die Achſeln; um aber der allgemeinen peinlichen Erwartung ein Ende zu machen, entſchloß Akſakow der Vater ſich, das Schweigen zu brechen.

»Sie haben uns«, ſagte er vorſichtig, »wenn ich nicht irre, ein Verſprechen gegeben, Nikolai Waſſiljewitſch — ſollten Sie dasſelbe etwa vergeſſen haben?«

»Was für ein Verſprechen?« lautete die zögernde Antwort. »Ja ſo! Ich bin heute zum Leſen nicht aufgelegt und werde ſchlecht leſen — Sie thäten beſſer, mich davon zu entbinden.«

Allgemeine Niedergeſchlagenheit und erneutes, außerordentlich liebenswürdiges und geſchicktes Zureden des Hausherrn. Nachdem er länger als eine halbe Stunde auszuweichen geſucht, ſagte Gogol endlich, indem er ſich träge dehnte und dann vom Divan aufſtand: »Gut denn, ich will Ihnen etwas vorleſen — aber ich weiß nicht, was?«

»Er wird leſen«, verkündete Konſtantin Akſakow mit freudeſtrahlender Miene und ſämtliche Anweſende folgten Gogol in den Salon, nachdem dieſer einen ziemlich unfreundlichen und verdroſſenen Blick auf mich geworfen hatte; fremde Geſichter ſah er bei ſeinen Vorleſungen nicht gern.

Im Salon waren die Damen längſt in ungeduldiger Er-

gehoben, daß jeder gewaltsame Weg dem russischen Volke und folglich auch denen zuwider ist, welche, wie ich, russisch zu denken und russisch zu fühlen den Anspruch erheben. Ich bin überzeugt, daß Gewalt nur Gewalt erzeugt, jeder Sache ihre sittliche Reinheit raubt und niemals zum Guten führt; ja, ich glaube nie und nimmer, daß der Zweck das Mittel heilige. Ich halte vielmehr für wahr, was der Herr dem Jünger sagte, der ihn gewaltsam verteidigen wollte: „Wer das Schwert zieht, soll durch das Schwert umkommen!“ Und deswegen wünschte ich, daß wir selbst, indem wir uns gegenseitig auf unsre Verirrungen aufmerksam machen, uns bemühen, auf den rechten Weg zu kommen. Wir müssen alle unsre Kraft einsetzen, um das Wesen unsrer nationalen Art zu ergründen, und das zum Heile Rußlands und seines Volkes und unter Mitwirkung der Regierung, die ja das Beste will, aber nicht immer mit ihrer Absicht durchdringen kann, ob sie es gleich hundertmal besser meint als unsre eigene Gesellschaft. Einzig und allein die Regierung kann die Wiedergeburt des russischen Volkstums und die selbständige Entwicklung russischen Lebens praktisch verwirklichen.

Meine Antwort auf diese Frage ist etwas lang geworden; ich hielt für nötig, mich darüber eines breiteren auszulassen und weiter auszuholen, um jeglichem Mißverständnis vorzubeugen. Alles, was ich geschrieben, ist rückhaltlos gesprochen. (Anm. des Kaisers: „Ich glaub's, aber man kann auch in bester Absicht fehlen. C'est le ton qui fait la musique!“)

Frage 7.

Ihr Bruder Gregor giebt sich in einem Brief aus Simbirsk, in welchem er des Banus Jellaczicz besonders lobend erwähnt und die Frankfurter Versammlung dumm nennt, der

Hoffnung hin, daß Österreich sich aus einer deutschen in eine slavische Monarchie verwandeln werde. Nähren Sie und Ihre Angehörigen slavophile Ideen und worin bestehen dieselben?

Antwort 7.

Mein Bruder Gregor nennt in einem seiner Briefe die Frankfurter Parlamentsversammlung dumm. . . .

Ich glaube, daran zweifeln auch diejenigen nicht, die an mich diese Frage richten. Er ergeht sich in Lobeserhebungen Jelaczicz'. . . . War derselbe etwa des Lobes unwürdig? Derselben Meinung ist auch Jellaczicz' Herr und Kaiser gewesen, indem er ihn mit einem Orden belohnte. Was meines Bruders Meinung darüber betrifft, daß Österreich sich aus einer deutschen in eine slavische Monarchie umwandeln werde, so bin ich derselben Ansicht; das deutsche Element dieses Staates ist in Fäulnis übergegangen und längst schon wäre Österreich zusammengestürzt, hätten die Slaven es nicht gehalten. Deswegen durfte man annehmen, daß Österreich eine volte-face machen und sich in ein slavisches Reich umwandeln würde. Das wäre übrigens sehr traurig, weil eine neben dem selbständigen Rußland erblühende kräftige slavische Monarchie die südslavischen Stämme an sich ziehen würde, welche wir uns entfremden, und Rußland würde dadurch seiner Bestimmung entfremdet werden, das auserwählte Rüstzeug der Rechtgläubigkeit und der slavischen Prinzipien auf Erden zu sein. Vielleicht besteht Österreich aber auch so weiter fort, wie es gegenwärtig beschaffen ist. Was meine slavophilen Ideen anlangt, so sind ich und die Meinigen keineswegs Slavophilen im Sinne der gestellten Frage. An einen Panslavismus glauben wir nicht, ja, wir halten ihn für unmöglich, 1. weil dazu ein einiges Glaubensbekenntnis sämtlicher slavischer Stämme gehören würde und weil der Katholicismus Böhmens

und Polens ein feindlich gesinntes fremdes Element in unsre Gemeinschaft brächte, welches sich mit den rechtgläubigen Elementen der übrigen Slaven nicht verschmelzen ließe; 2. weil die einzelnen Elemente der slavischen Nationen sich zuvor auflösen und in ein anders geartetes, kräftigeres, ungeteilteres, mächtiges Volkstum, nämlich das russische, aufgehen müßten; 3. weil ein großer Teil der slavischen Stämme bereits von dem Einfluß des öden westlichen Liberalismus infiziert ist, welcher dem Geiste russischer Rechtgläubigkeit widerspricht. Mich beschäftigt Rußland weit mehr als alle Slaven und meinem Bruder Konstantin macht man zum Vorwurf, daß er gegen die Slaven außerhalb des russischen Reichs, ja gegen alle Nicht-Großrussen gleichgültig sei. (Anm. des Kaisers Nikolaus: „Und das mit Recht, denn alles übrige ist Wahn; Gott allein kann bestimmen, was in ferner Zukunft sich anbahnt. Selbst wenn alle Umstände sich vereinigen und zu dieser Vereinigung führen sollten, so geschähe das zum Verderben Rußlands!")

3.

Seit Jahr und Tag in Moskau ansässig (so heißt es in einem Briefe des verstorbenen russischen Schriftstellers Panajew), bewohnte die Familie Aksakow ein großes und geräumiges Haus am smolenskischen Markte, ein Haus, das den Eindruck eines in die Stadt verlegten Herrensitzes machte. Dem Äußern entsprach der innere Zuschnitt, dessen großartige, echt moskauische Gastfreundschaft einen durchaus patriarchalischen Charakter trug. Der große Holzbau, in dem die Familie hauste, war von Ställen, der Dienerschaft angewiesenen Nebengebäuden, weitem Hof und geschmackvoll angelegtem Garten umgeben, in welchem selbst die altväterische Badestube nicht fehlte.

Zu jeder Tagesſtunde gingen Gäſte aus und ein, die allezeit herzlichen Empfanges ſicher ſein konnten, ſich nach kurzer Friſt gewöhnlich heimiſch fühlten und zur Familie zu gehören ſchienen. Selbſt an Nichtempfangstagen wimmelte es gewöhnlich von Männern und Frauen, die ſich mit Spiel, Tanz und harmloſem Geſpräch ergötzten und nicht ſelten bis zum lichten Morgen zuſammenblieben.

Das Familienoberhaupt, Herr Sergey Timofejewitſch Akſakow, war damals etwa fünfzig Jahre alt und der Typus des behäbigen liebenswürdigen Landedelmannes alter Schule. Von herkuliſcher Geſtalt, kraftatmender Miene, mit einer wohlklingenden Stimme begabt, verbarg der liebenswürdige Haus- und Familienvater hinter anſpruchslos derben Formen umfaſſende Bildung und ein feines künſtleriſches Gefühl. Den Mann, der am Abend ſeines Lebens als Schriftſteller erſten Ranges auftreten und durch ſeine „Ruſſiſche Familienchronik“ ſeine berühmt gewordenen Söhne an dichteriſcher Begabung weit übertreffen ſollte, ahnte niemand in ihm. Man wußte, daß Herr Sergey Timofejewitſch mehr als andre geleſen, ein paar Molièreſche Luſtſpiele überſetzt, als eifriger Theaterfreund hie und da Recenſionen geſchrieben habe, daß er gern und geſchmackvoll deklamiere und an den philoſophiſchen Studien ſeiner Söhne und ihrer Freunde eifrigen Anteil nehme — das aber war alles, wodurch Akſakow der Vater von anderen Leuten verwandten Schlages unterſchieden zu ſein ſchien.

Die Slavophilen-Partei, deren Geſchichte mit dem Namen Akſakows unauflöslich verknüpft ſein ſollte, war zu jener Zeit noch in den Uranfängen begriffen. Der älteſte, damals zweiundzwanzigjährige Sohn des Hauſes gehörte einem Kreiſe philoſophierender Studenten an, die ſich um den jungen Gutsbeſitzer Stankewitſch und deſſen Eifer für die friſch importierten

Syſteme Schellings und Hegels gruppiert hatten, und unterſchied ſich von ſeinen Genoſſen Bakunin, Alexander Herzen und Belinski (den ſpäteren Begründern der jungruſſiſchen radikalen Schule) höchſtens durch ſeine Begeiſterung für die Stadt Moskau. Dem Kultus der altruſſiſchen Hauptſtadt war die geſamte Familie leidenſchaftlich ergeben. Als unermüdlicher Spaziergänger entdeckte der Vater immer neue Punkte, von denen aus die Reize der „weißſteinernen“ Stadt ſeines Herzens ſich bewundern ließen; dem Sohn aber galt für ausgemacht, daß Moskau nicht nur das Herz Rußlands, der Mittelpunkt und Sammelplatz aller Vorzüge ruſſiſchen Weſens, ſondern zugleich die erſte Stadt der Welt ſei. Von Petersburg ſprach er nie anders als mit einer gewiſſen Abneigung — Fremden die Herrlichkeit ſeiner Vaterſtadt zu zeigen und anzupreiſen, wurde er niemals müde, und mit der Bezeichnung „ein echter Moskauer“ glaubte er den höchſten aller überhaupt denkbaren Lobſprüche erteilt zu haben.

Dem Vater ſtand in ſeiner Vorliebe für Moskau ſein Sohn Konſtantin natürlich nicht nach. Einſt wurde ein Gaſt des Hauſes, der jugendliche, ſpäter als radikaler Schriftſteller bekannte Panajew, von Konſtantin Akſakow zu einem Spaziergange abgeholt, welcher der Beſichtigung beſonders maleriſcher Punkte Moskaus gelten ſollte. Begünſtigt von herrlichem Sommerwetter, ließen die beiden Freunde ſich an einem hochgelegenen Punkte des Moskwa-Ufers gegenüber der Dragomilow-Brücke im Raſen nieder, um von der Wanderung auszuruhen und das vor ihnen ausgebreitete ſtädtiſche Landſchaftsbild beim Glanze der ſinkenden Sonne zu bewundern. Man hatte die Röcke abgelegt und ſich ganz dem Behagen des Augenblickes überlaſſen, den insbeſondere der ſchwärmeriſche junge Akſakow aus voller Seele genoß.

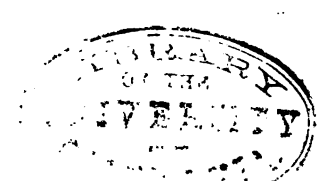
„Giebt es“, ſagte er zu ſeinem Begleiter, „auf der Welt

eine zweite Stadt, in der man ſich ſo frei und ſo ungezwungen wie hier bewegen könnte? Eine geringe Entfernung trennt uns vom Mittelpunkt der Stadt, und dennoch könnten wir glauben, auf dem Lande zu ſein. Sehen Sie nur, wie maleriſch die auf der Höhe belegenen kleinen Häuſer ſich von dem Grün des Raſens abheben! Es giebt eine ganze Anzahl ähnlicher und gleich maleriſcher Winkel in Moskau, und manche derſelben ſind nur wenige Schritte von dem Centrum der Stadt entfernt. Wie lieblich geht uns das Leben hier ein — wie können Sie es nur aushalten, in dem kalten, wie auf Draht gezogenen, granitenen Petersburg zu leben? Bleiben Sie bei uns! Sie haben ein ruſſiſches Herz — ein ſolches aber kann nur hier glücklich ſchlagen, inmitten hiſtoriſcher Reliquien, die uns auf Schritt und Tritt wohlthuend berühren. Wie ſollte man Moskau nicht lieben, das Rußland ſo zahlreiche Opfer gebracht hat!"

Akſakow ſprach noch lange weiter und geriet in immer leidenſchaftlichere Erregung. Mit funkelndem Blick, geballter Fauſt und vor innerer Erregung ſtockender Stimme brach er endlich in die folgenden Exklamationen aus:

„Es iſt an der Zeit, daß wir uns auf unſer Volkstum beſinnen, — das aber iſt nur hier möglich! Es naht der Zeitpunkt, zu welchem wir mit unſerem Volke völlig eins werden und dieſe abgeſchmackten, ſchwalbenſchwänzigen deutſchen Kleidungsſtücke abthun müſſen, die uns von dem Volke trennen."

Bei dieſen Worten ſchleuderte er den neben ihm liegenden modiſchen Überrock verächtlich von ſich; dann aber fuhr er mit zunehmender Ekſtaſe fort: „Um uns dem Volkstum zu entfremden, nötigte Peter der Große uns, die Bärte abzuſchneiden; auch zu ihnen müſſen wir zurückkehren. Sie aber, lieber Iwan Iwanowitſch", fuhr er fort, indem er ſeine mäch-



tige Hand auf Panajews Schulter legte, „Sie müſſen Petersburg abthun und zu uns überſiedeln . . . Ziehen Sie das ernſtlich in Erwägung!“

„Etwa fünf Jahre ſpäter“, ſo beſchließt Panajew den Bericht über dieſen charakteriſtiſchen Auftritt, „etwa fünf Jahre ſpäter verſetzte Konſtantin Akſakow ganz Moskau dadurch in Erſtaunen, daß er öffentlich in hohen Stiefeln, rotem Hemde und nationalem, ärmelloſem Rocke (der ſogenannten Murmolka) erſchien. — Um dieſelbe Zeit (zu Anfang der vierziger Jahre) ereignete ſich der vielbeſprochene Auftritt, den Akſakow mit der erſten Modeſchönheit Moskaus, Fr. K., hatte. »Meine Gnädige«, redete er die Schöne auf einem hochariſtokratiſchen Balle an, »thun Sie dieſes ausländiſche Kleid ab und geben Sie unſeren Damen ein gutes Beiſpiel, indem Sie den nationalen Sarafan anlegen. Wie prächtig würde er zu Ihrem ſchönen Geſichte ſtehen!« Während der feurige Vorkämpfer des Volkstums mit zunehmendem Eifer in die Schöne hineinredete, war der damalige Militärgouverneur von Moskau, der bejahrte, in den Traditionen des achtzehnten Jahrhunderts emporgekommene Fürſt Schtſcherbatow, an deren Seite getreten. Die Dame wiederholte die von Akſakow geſprochenen Worte, und der Fürſt bemerkte mit ironiſchem Lächeln: »Da werden *wir* am Ende noch alleſamt ſolche Kaftans anziehen müſſen, wie Herr Akſakow ihn bereits trägt.« — »In der That«, wiederholte der Angeredete feierlich, flammenden Blickes und mit geballter Fauſt, »die Zeit wird bald da ſein, zu der wir alle den Kaftan tragen werden.« Der erſchreckte Fürſt trat ſofort und in aller Eile den Rückzug an — Tſchaadajew[1] aber, der dieſen Auftritt mit angeſehen, er-

[1] Der ehemalige Gardeoffizier Tſchaadajew, den Nikolaus — wegen eines das ruſſiſche Volkstum herabſetzenden Aufſatzes hatte für wahn-

zählte lachend, Konſtantin Sergejewitſch habe den Herrn Militär-gouverneur zur Anlegung des Sarafan bereden wollen."

4.

Gegen Ende von Panajews erſtem Moskauer Aufenthalte war der berühmte Gogol nach Moskau gekommen. Von einem Vorgange, der für die enthuſiaſtiſche Natur des merkwürdigen Mannes höchſt bezeichnend iſt, giebt Panajew die nachſtehende lebensvolle Schilderung.

„Gogol war nach Moskau gekommen und mit Begeiſterung aufgenommen worden. Konſtantin Akſakow, der in ihm den ruſſiſchen Homer ſah, ſteckte die geſamte Familie mit ſeinem Enthuſiasmus an. Von außerordentlichem Einfluß aber war Gogol auf Akſakow den Vater, dem des berühmten Novelliſten Schriften eine förmliche Offenbarung bedeuteten, und der durch denſelben beſtimmt wurde, mit der litterariſchen Routine zu brechen, in welcher ſeine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit ſich bis dahin bewegt hatte. Ohne Gogols Bekanntſchaft hätte er ſchwerlich die »Familienchronik« geſchrieben.

Gogol hatte verſprochen, im Akſakowſchen Hauſe zu Mittag zu eſſen und das erſte Kapitel ſeiner damals noch ungedruckten »Toten Seelen« vorzuleſen. Für Konſtantin Akſakow bedeutete der Tag von Gogols Beſuch ein hohes Feſt — und er hing an jedem Blick, jeder Miene und jedem Worte des berühmten Mannes und drückte mir, als ich eintrat, mit den Worten: »Da iſt er, unſer Gogol, da iſt er!« begeiſtert die Hand.

Gogol ſprach wenig und das Wenige trocken und widerwillig — er ſchien nachdenklich und übler Laune zu ſein. Die

ſinnig erklären laſſen, galt für den geiſtreichſten Mann Moskaus, in deſſen ariſtokratiſcher Geſellſchaft er eine wichtige Rolle ſpielte.

Verehrung und Devotion, mit der er aufgenommen wurde, konnten ihm nicht entgehen, er nahm dieſelbe indeſſen wie etwas Selbſtverſtändliches entgegen, indem er ſeine Freude über den ihm geſtreuten Weihrauch hinter erheuchelter Gleichgültigkeit verbarg. Seine ganze Art ſich zu geben hatte etwas Gezwungenes und Künſtliches und drückte auf die ganze Umgebung, die in ihm allein den Genius und nicht den Menſchen ſehen wollte.

Die tiefe grenzenloſe Verehrung der Familie Akſakow für ihren gefeierten Gaſt kam auch äußerlich zum Ausdrucke, und das in Formen, deren naive Überſchwenglichkeit an das Komiſche ſtreifte. Vor Gogols Gedeck ſtand kein gewöhnliches, ſondern ein roſenfarbiges Glas — ihm wurde zuerſt gereicht, und ſein Leibgericht (Maccaroni) ihm noch vor Beginn der Tafel zur Probe und Billigung präſentiert.

Nach Tiſch ſtreckte ſich der große Mann in Herrn Sergey Timofejewitſchs Kabinett der ganzen Länge nach auf den Divan aus, ſchloß die Augen und ſchlief ein — oder fingierte zu ſchlafen. Sofort verſtummte das Geſpräch der Anweſenden, die beiden Akſakow, der berühmte Schauſpieler Schtſchepkin und ich ſchlichen auf den Fußſpitzen in ein Nebenzimmer — Konſtantin Akſakow aber, der kaum zu atmen wagte, pflanzte ſich als Schildwache vor die Thür und rief jedem, der ſich ein Wort oder eine Bewegung erlaubte, im Flüſtertone und mit abwehrender Hand zu: »Pſt! Pſt! Nikolai Waſſiljewitſch iſt eingeſchlafen!« — Vor dem Eſſen war von der Lektüre, welche Gogol in Ausſicht geſtellt hatte, nicht ein Wort geredet worden, und niemand wußte, ob er ſein Verſprechen halten werde. Während ſeiner Sieſta war darum alles mit der einen Frage beſchäftigt: »Wird er etwas vorleſen, und was wird er vorleſen?« Man war durch dieſe

Erwartung und Ungewißheit ſo erregt, wie das ſonſt nur bei außerordentlichen Gelegenheiten der Fall zu ſein pflegt.

Endlich verriet ein lautes Gähnen Gogols, daß er erwacht ſei, und unter der Führung Konſtantin Akſakows betraten wir das Kabinett wieder.

»Es ſcheint, ich habe etwas geſchlummert«, ſagte Gogol, indem er abermals gähnte und uns groß anſah.

Die Damen, welche von Gogols Erwachen benachrichtigt worden waren, ließen Konſtantin Sergejewitſch hinausrufen und fragten, ob es nicht endlich zu der verſprochenen Lektüre kommen werde. Der Gefragte zuckte die Achſeln; um aber der allgemeinen peinlichen Erwartung ein Ende zu machen, entſchloß Akſakow der Vater ſich, das Schweigen zu brechen.

»Sie haben uns«, ſagte er vorſichtig, »wenn ich nicht irre, ein Verſprechen gegeben, Nikolai Waſſiljewitſch — ſollten Sie dasſelbe etwa vergeſſen haben?«

»Was für ein Verſprechen?« lautete die zögernde Antwort. »Ja ſo! Ich bin heute zum Leſen nicht aufgelegt und werde ſchlecht leſen — Sie thäten beſſer, mich davon zu entbinden.«

Allgemeine Niedergeſchlagenheit und erneutes, außerordentlich liebenswürdiges und geſchicktes Zureden des Hausherrn. Nachdem er länger als eine halbe Stunde auszuweichen geſucht, ſagte Gogol endlich, indem er ſich träge dehnte und dann vom Divan aufſtand: »Gut denn, ich will Ihnen etwas vorleſen — aber ich weiß nicht, was?«

»Er wird leſen«, verkündete Konſtantin Akſakow mit freudeſtrahlender Miene und ſämtliche Anweſende folgten Gogol in den Salon, nachdem dieſer einen ziemlich unfreundlichen und verdroſſenen Blick auf mich geworfen hatte; fremde Geſichter ſah er bei ſeinen Vorleſungen nicht gern.

Im Salon waren die Damen längſt in ungeduldiger Er=

wartung versammelt. Widerwillig und zögernd nahm Gogol hinter einem Tisch auf dem Sofa Platz, dann sah er sich die Versammlung mit einem flüchtigen Blick an und begann aufs neue zu versichern, daß er nicht wisse, was er vorlesen solle, daß er nichts Fertiges und Durchgearbeitetes in Bereitschaft habe u. s. w. Sodann stieß er dreimal laut auf.

Die Damen sahen einander befangen an, niemand aber wagte ein Wort der Verwunderung zu äußern.

»Wahrhaftig, ich habe aufgestoßen«, sagte Gogol. — Wirt und Wirtin gerieten in sichtliche Verlegenheit, weil sie fürchteten, ihre Mahlzeit habe dem Gaste nicht gemundet und demselben den Magen verdorben.

»Es rührt das von den Pilzen und der Fischsuppe her, die ich gestern Mittag gegessen habe«, fuhr Gogol fort. »Da habe ich gegessen und gegessen — der Teufel mag wissen, was ich eigentlich gegessen habe.«

Nach abermaligem Zögern zog er endlich ein Manuskript aus der Rocktasche, das er vor sich ausbreitete. Dann begann er ein poetisches Fragment vorzulesen, das später unter dem Titel »Der Prozeß« in den Druck gekommen ist. Alles verzog die Miene zum Lachen, niemand aber wagte zu lachen . . .

So ging es eine halbe Stunde lang — die Begeisterung wurde allgemein und teilte sich schließlich auch dem Vorleser mit.

»Ich will Ihnen jetzt das erste Kapitel meiner „Toten Seelen“ vorlesen, obgleich ich mit demselben noch nicht ganz in Ordnung bin«, sagte er endlich.

Auf dieses Werk war die gesamte litterarische Welt seit längerer Zeit gespannt. Gogol hatte den Anfang desselben dem Dichter Schukowski vorgelesen, und dadurch war bekannt geworden, daß man ein Meisterwerk erwarten dürfe.

. . . Gogol begann zu leſen. Er war ein vortreff- licher Vorleſer, der zwiſchen der undramatiſchen, wenngleich charakteriſtiſchen Manier Oſtrowskis und derjenigen Piſſemskis — der die vorgeleſenen Stücke gleichſam aufführte — die Mitte hielt.

Als er nach Beendigung des erſten Kapitels innehielt und um ſich ſah, mußte ſein ſchriftſtelleriſches Selbſtgefühl die höchſte Befriedigung empfinden. Der tiefe Eindruck, den die Vorleſung gemacht, war auf den Mienen aller Anweſen- den zu leſen. Alle waren zugleich entzückt und erſtaunt, Gogol hatte vor uns eine Welt ausgebreitet, die wir alle kannten, die indeſſen niemand vor ihm mit ſolcher Anſchaulichkeit, Wahrheit und künſtleriſchen Gewalt zu ſchildern gewußt hatte. Und dabei welche Fülle der Sprache, welche Friſche des Aus- drucks!

Sergey Timofejewitſch Akſakow erhob ſich in höchſter Er- regung, ſchritt auf Gogol zu und ſchüttelte ihm die Hände: »Genial, wahrhaft genial«, wiederholte er, indem er die Ver- ſammlung mit vielſagendem Blick anſah. Konſtantin Akſakow aber ſchlug mit der Fauſt auf den Tiſch und rief ein um das anderemal: »Eine homeriſche Kraft — wahrhaft home- riſch!« . . .

Auf Anregung Akſakows ließ Sagoskin zu Ehren von Gogols Anweſenheit in Moskau deſſen Luſtſpiel »Der Reviſor« über die Bühne gehen. Für den Verfaſſer ſollte dieſe Aufführung eine Überraſchung bilden. Schtſchepkin und die übrigen Darſteller hatten das Stück ſorgfältig einſtudiert und ſuchten ſich ſelbſt zu übertreffen. Trotz des hohen Sommers war das Theater bis auf den letzten Platz gefüllt; Logen und Lehnſtühle der vorderen Reihen hatten Moskauer litterariſche und geſellſchaftliche Be- rühmtheiten in Beſchlag genommen. Belinski und Bakunin, die damals noch nicht berühmt waren, ſaßen mit einigen Freun-

den in einer entfernten Parkettreihe — aller Augen aber ſuchten den Autor, der ſich im Hintergrunde der Loge einer Frau T. verſteckt hielt.

Nach Beendigung des dritten Aufzuges verlangte das begeiſterte Publikum nach dem Verfaſſer. Konſtantin Akſakow war geradezu außer ſich geraten, trotz allen Zuredens des Schriftſtellers Pawlow ſchrie und applaudierte er lauter als alle übrigen ... Gogol aber drückte ſich immer tiefer in den Hintergrund ſeiner Loge, um nicht bemerkt zu werden — dann verließ er das Theater, und zum Mißvergnügen des Publikums mußte der Regiſſeur verkündigen, daß Herr Gogol nicht mehr im Hauſe ſei. Der allgemeinen Verſtimmung darüber, daß der Verfaſſer allzuverwöhnt ſei und wichtig thue, konnte ſich ſelbſt Konſtantin Akſakow nicht entziehen."

Panajew thut bei Gelegenheit des Berichtes über dieſen Vorgang eines außerordentlich charakteriſtiſchen Umſtandes Erwähnung. Der in der Folge zu einer Berühmtheit erſten Ranges gewordene Kritiker Belinski (damals konſervativ gerichteter Hegelianer und von ſeinem ſpäteren Radikalismus weit entfernt) hatte zu den erſten gehört, welche die Bedeutung der Gogolſchen Komödie nicht ſowohl in deren Ergötzlichkeit als in der furchtbaren Satire erkannt hatten, welche dieſelbe der Beſtechlichkeit des ruſſiſchen Beamtentums vorhielt. „Gogol geriet über dieſe Auseinanderſetzungen in förmliches Entſetzen und erklärte, daß er von den ihm ſeitens gewiſſer Kritiker zugeſchriebenen Abſichten weit entfernt geweſen ſei. ... Von anderem abgeſehen, fürchtete er, der Freund Schukowskis und anderer, Belinski wenig günſtiger, vornehmer Berühmtheiten, daß der enthuſiaſtiſche Beifall des kühnen, jungen Kritikers ihn kompromittieren könne."

Rückſichten ſolcher Art beſtanden für die Akſakow und deren Freunde nicht, obgleich dieſelben ſehr genau wußten,

daß ſie von gewiſſer Seite argwöhniſch beobachtet und von dem allgewaltigen Grafen Sakrewski (dem im Jahre 1848 zum Generalgouverneur von Moskau ernannten ehemaligen Miniſter des Innern) geradezu für „Rote“ gehalten wurden. Alexander Koſchelew, der zu jener Zeit mit den Akſakow und Chomjäkow im täglichen Verkehre ſtand und dieſelben häufig in ſeinem Hauſe ſah, berichtet in ſeinen Memoiren von genauer polizeilicher Überwachung aller Thüren, durch welche wirkliche oder vermeintliche Slavophilen aus und ein gingen. Bezügliche Liſten mußten dem Grafen periodiſch eingereicht werden, der ſich höchlichſt darüber verwunderte, daß der alte Fürſt Sergey Iwanowitſch Gagarin (ein hochangeſehenes „Mitglied des Reichsrates“, dem nicht wohl revolutionäre Ideen unterſtellt werden konnten) mit Koſchelew und Akſakow verkehrte. „Dieſer Umſtand“ — ſo heißt es bei Koſchelew — „mag Sakrewski von der Anwendung von Willkürmaßregeln abgehalten haben, die er gegen mich plante. . . In Petersburg fürchtete man uns freilich wie das Feuer. . . Als Konſtantin Akſakow dem Unterrichtsminiſter A. S. Norow zur Zeit von deſſen Aufenthalt in Moskau einen Beſuch machte, rief dieſer ebenſo wohlwollende wie harmloſe Mann erſtaunt aus: „Ich habe Herrn Konſtantin Akſakow kennen gelernt; ich hatte erwartet, in ihm einen Tiger oder Bären zu finden, und fand einen höflichen und, wie mir ſchien, höchſt gutartigen jungen Mann.“

5.

Seines am Lebensabend erworbenen Ruhmes hat Sergey Timofejewitſch ſich nur kurze Zeit erfreut — er ſtarb im Mai des Jahres 1859, ſechs Tage, nachdem Alexander von Humboldt ſein auf neunzig Jahre gebrachtes Leben ausgehaucht

hatte: beide Todesnachrichten trafen ziemlich gleichzeitig in Petersburg ein, wo man tagelang darüber ſtreiten hören konnte, welcher dieſer Verluſte der ſchmerzlichere geweſen — ein Umſtand, der für die Schnelligkeit charakteriſtiſch iſt, mit welcher rein nationale Geſichtspunkte ſich in dem ſonſt ſo kosmopolitiſch gearteten Petersburg feſtzuſetzen gewußt hatten. In Moskau war der Akſakow-Kultus bereits in der Mitte der fünfziger Jahre in ſo überſchwenglicher Weiſe getrieben worden, daß Männer von der maßvollen Geſinnung des Hiſtorikers Granowski gegen denſelben Proteſt einlegen und daran erinnern zu müſſen glaubten, daß die modiſch gewordene Gleichſtellung der „Familienchronik“ mit der „Odyſſee“ weſentlich aus der Unfertigkeit der ruſſiſchen Bildung und der ſlaviſchen Neigung zu Übertreibungen der unſinnigſten Art zu erklären ſei. War es doch erſt wenige Jahre her, daß Konſtantin Akſakow Herrn Gogol für den ruſſiſchen Homer erklärt und die „Toten Seelen“ als in der Welt einzig daſtehende Erſcheinung bezeichnet hatte — ein Unterfangen, dem des excentriſchen Mannes alter Freund Belinski in einer ausführlichen Kritik entgegengetreten war, um an das sunt certi denique fines zu erinnern — derſelbe Belinski, der zu Gogols früheſten und eifrigſten Verehrern gehört hatte und der dem tieferen Sinne der Schriften des genialen Humoriſten zu einer Zeit gerecht geworden war, wo niemand denſelben ahnte.

Konſtantin Akſakow überlebte den geliebten Vater nur um wenige Monate; er ſtarb im Dezember des Jahres 1860 zu Zante, wohin er ſich eines Bruſtleidens wegen zurückgezogen hatte, kaum 37 Jahre alt geworden. „Bis an das Ende ſeiner Tage“, ſo urteilt der ihm perſönlich aufrichtig zugethane Panajew, „war Konſtantin Akſakow in den Beziehungen des wirklichen Lebens ein Kind geblieben. Unter dem väterlichen Dache aufgewachſen und zum Manne gewor-

den, hing er an demſelben wie die Schnecke an ihrem Schnecken-häuschen, und er war unfähig geworden, ohne den Rückhalt am Familienleben zu exiſtieren. Der Tod des Vaters und die dadurch bedingte Umgeſtaltung der häuslichen Verhältniſſe gab ſeiner ohnehin ſchwachen Geſundheit den Reſt. Er konnte dieſen Verluſt nicht überwinden und ſtarb bald, nachdem er denſelben erfahren, als jungfräulicher Hageſtolz."

Panajew belegt dieſes Urteil mit einigen Anführungen über die nahezu komiſche Rolle, in welche der an und für ſich bedeutende junge Mann geriet, ſobald er ſich außerhalb der Welt bewegen ſollte, in welche er ſich eingeſponnen hatte und welche die unentbehrliche Grundlage ſeiner künſtlich zurecht gelegten Welt- und Lebensanſchauung geworden. Während der einzigen bei Lebzeiten ſeines Vaters unternommenen Reiſe (er ging im Jahre 1840 über Petersburg nach Deutſchland), war er thatſächlich ein verlorener Menſch. „Tags nach ſeiner Ankunft in Petersburg", ſo ſchreibt Panajew, „beſuchte er mich. Nachdem wir einander herzlich umarmt hatten, ſprach ich die Hoffnung aus, er werde einige Zeit bei uns verweilen.

»O nein«, lautete Konſtantin Sergejewitſchs Antwort, »was ſollte ich hier, in dieſem mir ſo widrigen Petersburg anfangen? Ich reiſe ins Ausland. Hier iſt mir höchſt ſchwül zu Mute geworden. Euer Petersburg erſcheint mir wie eine ungeheure, auf Draht gezogene Kaſerne. Dieſe Granitmaſſen, dieſe mit Ketten eingefaßten Brücken, dieſer ewige Trommellärm beängſtigen mich. Nirgend ſieht man ein eigentlich ruſſiſches Geſicht, ringsumher giebt es nichts als Sümpfe und Finnen — bewahre Gott mich davor, hier längere Zeit hindurch verweilen zu müſſen.«

Wir gingen aus, und Akſakow ſah Menſchen und Häuſer mit gleich mißgünſtigem Blicke an — der Lärm der Wagen und die Bewegung auf den Straßen ſchienen ihn zu ängſtigen.

Als ob er aus dieſer mißgefälligen Umgebung fliehen wollte, blickte er zum Himmel empor, der klar und freundlich über uns lag und über den nur eine leichte Wolke hinwegglitt. Akſakow faßte meine Hand, blieb ſtehen und begann begeiſtert zu deklamieren:

Die Wolken fliehen! Die Sonne leuchtet wieder,
Und ſtrahlend Blau ſieht auf die Erde nieder.

Er fuhr in der Recitation des langen Gedichtes ſo laut und eifrig fort, daß die Leute aufmerkſam zu werden und ſich um uns zu verſammeln begannen. Als ich Akſakow darauf aufmerkſam machte, ſchüttelte er traurig das Haupt: »Ich ſehe wohl, daß ich mich vergeſſen habe — ich glaubte in Moskau zu ſein, wo es niemandem wunderlich vorkommt, wenn auf der Straße ein Gedicht vorgeleſen wird. Bei euch iſt das wahrſcheinlich nicht üblich, und darum ſtehen dieſe Leute um uns herum. In Moskau — da weiß man, was Freiheit heißt, da giebt es Platz für den Flügelſchlag einer freien Seele ..... Aber hier! Verzeihen Sie nur, wenn ich Sie kompromittiert habe.«“

Akſakows Abſicht war es geweſen, ein Jahr im Auslande zuzubringen; nach viermonatlichem Aufenthalte in Deutſchland vermochte er der leidenſchaftlichen Sehnſucht nach Moskau indeſſen nicht mehr Herr zu bleiben und kehrte an den heimiſchen Herd zurück, ohne welchen es für ihn kein Leben gab ..... Europa hatte ihm keinen günſtigen Eindruck gemacht; nach Moskau zurückgekehrt, war er noch einſeitigerer Moskowiter als zuvor geworden; er ſteigerte ſich zu förmlichem Haß gegen den Weſten und zum fanatiſchſten Slavophilentum.

Abneigung gegen Petersburg und Unfähigkeit zur Orientierung in der weſtlichen Kulturwelt waren freilich keine ſpecifiſch ſlavophilen Eigenſchaften — ſie fanden ſich ziemlich

unverfälscht bei den meisten in der Wolle gefärbten Moskowitern damaliger Zeit wieder. Von Belinski, dem begeisterten Vorkämpfer westeuropäischer Bildung und Civilisation, berichtet Turgenjew, derselbe habe sich während seines Aufenthaltes in Deutschland und Frankreich wie ein Fisch auf trockenem Sande gefühlt und weder Neigung noch Fähigkeit zu eingehenderer Beschäftigung mit der abendländischen wirklichen Welt gezeigt. Ein anderer Westlicher und Lästerer des beschränkten Moskowitertums, der Herzen und Ogarew nahe befreundete Shakespeareübersetzer Ketscher, geriet förmlich außer sich, als er die altrussische Hauptstadt gegen die Residenz an der Newa vertauscht hatte. Immer wieder klagte er über die Enge des Petersburger Zuschnitts, welche für die „breite Natur" echter Russen nichts tauge und keine Freiheit der Bewegung gestatte. Hier gebe es keine kleinen behaglichen Häuser, in denen man ein selbständiges Wesen treiben könne, keine Gärtchen, in denen man seinen eigenen Kohl bauen und die freien Stunden mit Gurkenkultur ausfüllen könne. Mit Hunderten von fremden, zumeist armen Leuten in das nämliche Haus gepfercht, auf enge Stuben und große schmutzige Treppen angewiesen, ohne Hof und Garten, von freier Luft und freier Bewegung abgeschnitten — das gebe eine Existenz, die für den an Besseres gewöhnten Moskauer physisch wie moralisch unmöglich sei!

Für die sittliche Beschaffenheit der damaligen Gesellschaft des wegen seiner „Ursprünglichkeit" und nationalen Reinheit gerühmten Moskau und seiner geistigen Elite, d. h. für die Flachheit des materialistischen Wohllebens, in welchem jene Gesellschaft die Zeit vergeudete, ließen sich aus den genannten Erinnerungen viele Zeugnisse entnehmen. — In den Beziehungen des wirklichen Lebens und der praktischen Moral steckten die hochsinnigen Männer, die sich zur staatlichen und gesellschaftlichen Erneuerung ihres Vaterlandes berufen glaubten

und lediglich rücksichtlich der anzuwendenden Mittel verschiedener Meinung zu sein behaupteten, in dem nämlichen Sumpfe, welchen ihre so tief verachtete Umgebung „mit wenig Witz und viel Behagen“ zu durchwaten gewohnt war. Weil die einen wie die anderen in keiner andern als einer künstlich hergestellten Welt zu leben vermochten, brachten sie es niemals zu freiem Ausblick in das Leben, zu energischer Zusammenfassung der ihnen in so reichem Maße verliehenen Kräfte und Fähigkeiten. Ob die Flucht aus dieser (allerdings wenig anmutenden) Wirklichkeit sich hinter altmoskowitische oder europäisch-radikale Illusionen verschanzte, bedingte in Wahrheit kaum einen Unterschied — auf Scheinthuerei, Selbsttäuschung und Coulissenwirtschaft lief es bei den einen und bei den anderen hinaus. Freiheit und Ungebundenheit waren in Moskau allerdings reichlicher vorhanden als in Petersburg — der Gebrauch, den man von diesen Gütern machte, war indessen wenig ersprießlich, ja in mancher Hinsicht gemeingefährlich. „Dieses träge, apathische Moskau“, sagte der Moskauer Professor Korsch einmal zu Panajew, „kommt mir wie ein altes Weib vor, das mit seinen vornehmen Ahnen und den Erfolgen seiner Jugend großthut, von der Erinnerung an seine frühere geistige Bedeutung zehrt und auf eine Unabhängigkeit pocht, mit der es in Wahrheit einen gewaltigen Haken hat. Wie andere Provinzialstädte auch, hängt Moskau vom Gutdünken und den Launen seiner höchstgestellten Beamten ab. . . Jede Abhängigkeit ist peinlich, lieber aber hänge ich von dem Herrn selbst ab als von dessen vor ihm im Staube liegenden Dienern. Moskau taugt vortrefflich für sorglos dahinlebende, stehengebliebene und müde gewordene Leute — für frische, thatendurstige, energisch vorwärtsstrebende Männer ist hier nichts zu suchen!“

6.

Neben dem Hauſe Sergey Timofejewitſch Akſakows ſpielten zu dem hier in Rede ſtehenden Zeitpunkte die Salons einer Frau Jelagin die Rolle eines geſellſchaftlichen Mittelpunktes der geiſtreichen, philoſophiſch angeregten Kreiſe. Die genannte Dame war in erſter Ehe mit einem Herrn Kirejewski verheiratet geweſen und leibliche Mutter der beiden mit Chomjäkow nahe befreundeten Brüder Jwan und Peter Kirejewski. In ihren Geſellſchaftszimmern waren die Freunde ihrer Söhne ebenſo häufig anzutreffen wie Herzen, Ogarew, Granowski und die übrigen Führer der „Weſtlichen". Im Vordertreffen der auf dem Jelaginſchen Parkett ausgefochtenen Turniere ſtanden gewöhnlich Herzen und Chomjäkow, die an glänzender Dialektik, überraſchender Schlagfertigkeit und unermüdlicher Disputierluſt ihre ſämtlichen Genoſſen überragten und außerdem den für den Salon unſchätzbaren Vorzug beſaßen, ihre Streitigkeiten mit der Courtoiſie turnierender Ritter zu führen. Nach dem durchaus unverdächtigen Zeugniſſe eines zum Stabe der Weſtlichen haltenden Zeitgenoſſen, des Herzen und Turgenjew nahe befreundeten Schriftſtellers P. W. Annenkow, waren Chomjäkows Beleſenheit und Redegewandtheit ſo erheblich, daß er die kühnſten Behauptungen erfolgreich aufrechtzuerhalten wußte und ſeinem geiſtreichen und witzigen Widerpart manche ſchwere Stunde bereitete. Um ſeinem Gegner die Wage halten und deſſen Berufungen auf Kirchenväter und Konzilbeſchlüſſe kontrollieren zu können, mußte Herzen die umfangreichen kirchengeſchichtlichen Schriften Auguſt Neanders und Gfrörers, ja ſelbſt die Akten ökumeniſcher Konzile ſtudieren. Chomjäkow machte ſich wiederum mit den neueren Errungenſchaften weſteuropäiſcher Kunſt, Wiſſenſchaft und Technik bekannt, während ſeine Schüler in Übertreibung der Lehren des

Meisters das für unnötig erklärten. Einerlei ob es sich um die vielbesprochenen neuen Romane der George Sand oder um die Schriften der Socialreformer Comte, Proudhon u. s. w. handelte — die von den Westlichen ins Treffen geführten Autoritäten galten den Schülern Chomjäkows (nicht diesem selbst) für keiner Beachtung wert. In Bezug auf Naturwissenschaften, Finanzwesen, Technologie, Verkehrsmittel u. s. w. sollte Europa etwas leisten, Komfort, Reichtum und Luxus hervorbringen können. Fähigkeit zur Schöpfung gesunder Kunstwerke, zur Befriedigung der religiösen und metaphysischen Bedürfnisse der Menschheit und Mittel zur Verwirklichung der Ideen von Recht, Gerechtigkeit und Bruderliebe sprach man demselben Europa ein für allemal ab ..... Nach den übereinstimmenden Zeugnissen aller, die diesen merkwürdigen Disputen zugehört haben, wußte Chomjäkow an den intellektuellen und socialen Zuständen Europas eine Kritik zu üben, die, maßvoll und elegant in der Form, von wahrhaft überwältigender Schärfe und Feinheit war. Einen gewissen Einfluß hatte dieselbe unzweifelhaft auch auf den opponierenden Herzen geübt. Seine viele Jahre später veröffentlichten Ausführungen über die Unhaltbarkeit und den Bankbruch der Zustände Westeuropas verraten Spuren von dem Einflusse Chomjäkows, dessen Herzen selbst sich freilich niemals bewußt geworden sein mag[1].

Die Lösung der zwischen den befreundeten Gegnern bestehenden guten Beziehungen erfolgte in unerwarteter und eigentümlicher Weise. Derselbe Belinski, der im Jahre 1839 zu Aksakows nächsten Freunden gezählt, mit diesem gemeinsam begeisterten Hegel-Kultus getrieben und Herzens politischen Radikalismus als Abirrung von den „wahren" Hegel-

[1] Vgl. das in Herzens Buch „Vom andern Ufer" abgedruckte Sendschreiben an Georg Herwegh.

ſchen Prinzipien ſchonungslos verurteilt hatte — Belinski war es, der zu direktem Bruche zwiſchen Slavophilen und Weſtlichen das erſte Zeichen gab und die Lehren ſeiner ehemaligen Freunde ſeit Anfang der vierziger Jahre als Hemmniſſe der Bildung und Europäiſierung Rußlands unerbittlich bekämpfte.

Für den in Rede ſtehenden Abſchnitt des Moskauer Litteratur- und Geſellſchaftslebens der dreißiger und vierziger Jahre kommt Belinskis ſchriftſtelleriſche Thätigkeit nur ſoweit in Betracht, als ſie auf die Beziehungen zwiſchen den beiden Fraktionen des Stankewitſchſchen Kreiſes einwirkte. Eine eigentümliche Verkettung von Umſtänden wollte, daß zur Zeit der erſten Publikationen aus Belinskis ſpäterer Periode diejenigen Elemente, welche ſonſt die Vermittelung gebildet hatten, ausgeſchieden waren. Stankewitſch war bald nach ſeiner Rückkehr aus dem Auslande der Schwindſucht erlegen, deren Keime er ſeit lange in ſich getragen hatte — Bakunin, deſſen dialektiſche Überlegenheit allſeitig anerkannt worden, war von Moskau nach Berlin übergeſiedelt. Die Erbſchaft dieſer Männer ſchien dem Hiſtoriker Granowski beſtimmt zu ſein, einem edlen, maßvollen, zur Vermittelung geneigten jungen Gelehrten, der Herzen und Akſakow gleich naheſtand.

Aber es ſchien nur ſo. Als Granowski in den vielbewunderten Vorträgen über Geſchichte des Mittelalters, die er an der Moskauer Univerſität hielt, der griechiſch-orthodoxen Kirche und ihres angeblich weltgeſchichtlichen Berufs nicht einmal Erwähnung that und ſich zu Auffaſſungen bekannte, welche der Theorie von der Erneuerung Europas durch das gläubige Slaventum keinen Raum übrig ließen, war es um ſeine Mittelſtellung zwiſchen Slavophilen und Weſtlichen geſchehen. Belinskis erſte nach ſeiner Wandlung geſchriebene Artikel aber ſchlugen dem Faſſe den Boden aus.

Mit unerbittlicher Schärfe hatte der Vorkämpfer der weſtlichen Ideen den von den altruſſiſchen Reaktionären Pogodin und Schefirew herausgegebenen „Moskwitänin“ angegriffen, zu dieſer Zeitſchrift aber ſtand Chomjäkow (trotz ſeines vielfach abweichenden Standpunktes) in Beziehung.

Konſtantin Akſakows weiches Gemüt ſträubte ſich lange gegen einen Bruch mit den befreundeten Gegnern, die er als Menſchen und vieljährige Genoſſen hochſchätzte. Als der Schluß der von Granowski mit beiſpielloſem Erfolge gehaltenen Vorleſungen durch ein von deſſen Kollegen und Zuhörern gegebenes Feſtmahl gefeiert wurde, beredete er ſeine hervorragenderen Geſinnungsgenoſſen zur Beteiligung an dieſer Feier, indem er die Hoffnung ausſprach, daß bei Gelegenheit derſelben ein Ausgleich herbeigeführt werden könne. Chomjäkow und P. Kirejewski ließen ſich bereit finden, auf dieſen Vorſchlag einzugehen, Schefirew mußte — trotz ſeiner Abneigung gegen Granowski — als Fakultätsgenoſſe des Gefeierten mitmachen, und ſo kam die Sache wirklich zu ſtande. Panajew, der zufällig in Moskau anweſend war, berichtet über den Verlauf das Folgende:

„Nachdem Granowskis Schlußvortrag mit Händeklatſchen und Hochrufen beendet worden war, begleitete die Mehrheit der Zuhörerſchaft den Gefeierten in das Haus, in welchem die Bankett-Tafel der Gäſte harrte. Als Feſtordner fungierten Herzen und Konſtantin Akſakow, indem der erſtere die Weſtlichen, der letztere die Slavophilen repräſentierte. Den Ehrenplatz nahm Granowski ein, zu deſſen Seite Schefirew ſaß — man blieb nicht weniger als drei Stunden bei Tiſche.

Der erſte, mit einſtimmigem Beifalle aufgenommene Toaſt galt Granowski, der mit einem Hoch auf Schefirew antwortete, dann wurde ein Hoch auf die Univerſität ausgebracht.

Endlich erhob ſich Konſtantin Akſakow. Funkelnden

Blickes ſchlug er mit der Fauſt auf den Tiſch, indem er mit donnernder Stimme rief:

»Meine Herren, ich ſchlage Ihnen einen Toaſt auf Moskau vor!«

Noch waren die enthuſiaſtiſchen Hochrufe auf die altruſſiſche Hauptſtadt nicht zu Ende, als plötzlich von allen Seiten die Glocken zu erklingen begannen, mit welchen die zahlreichen Türme der Stadt die Veſper ankündigten.

»Die Glocken Moskaus antworten auf dieſen Toaſt!« rief Schefirew mit erhobener Stimme.

Dieſe mit durchſichtiger Abſichtlichkeit geſprochenen Worte erregten bei den einen Lächeln, bei den anderen höchſtes Entzücken. Konſtantin Akſakow ſchritt pathetiſch auf den Sprecher zu, ſchloß ihn in ſeine Arme und trug darauf in ſichtlich gehobener Stimmung ſein bekanntes Gedicht »Du alte Hauptſtadt, du gelobte« vor.

Jetzt ſchritt Schefirew auf Akſakow zu, um ihm in die Arme zu ſinken. Nachdem die anweſenden Slavophilen ihrer dadurch erregten Begeiſterung gebührenden Ausdruck gegeben hatten, ergriff einer der Weſtlichen das Wort. »Ich ſchlage«, rief er, »ein Hoch auf ganz Rußland, Petersburg nicht ausgenommen, vor!«

Schefirew wechſelte die Farbe, erhob ſich von ſeinem Sitz und erbat ſich das Wort.

»Erlauben Sie mir die Bemerkung, daß der ſoeben vorgeſchlagene Toaſt überflüſſig iſt, da in den allſeitig mit Enthuſiasmus aufgenommenen Toaſt auf Moskau ganz Rußland mit einbegriffen war. Moskau iſt das Herz, die Vertreterin Rußlands, Moskau begreift, wie Herr Konſtantin Akſakow in einem vortrefflichen Aufſatze der Moskauſchen Zeitung zutreffend bemerkt hat, alle übrigen ruſſiſchen Städte in ſeiner Muſterrolle in ſich.“

Jetzt erhob sich Panajew: »In die Musterrolle Moskaus ist Petersburg schon darum nicht mit einbegriffen, weil es bei Aufstellung derselben noch gar nicht existierte. Warum wollen Sie Petersburg aus dem allgemeinen Toast ausschließen?«

»Auf Ihre Gesundheit, lieber Panajew«, erwiderte Schefirew ausweichend, »werde ich sehr gerne trinken«. Und während eine Anzahl jüngerer Anhänger Granowskis lärmend auf das Wohlergehen Petersburgs trank, stießen Panajew und Schefirew miteinander an."

Das Ende des historisch gewordenen Banketts war das in dergleichen Fällen herkömmliche und gewöhnliche: dieselben Leute, die zu Anfang des Festes nur aus Rücksicht auf den Gefeierten einen öffentlichen Zusammenstoß vermieden hatten, lagen einander in den Armen, als der Wein seine Wirkung zu thun begann, — andern Tages aber war alles vergessen, behaupteten die einmal vorhandenen Gegensätze ihr unveräußerliches Recht und genügte ein Geringes, damit die ehemaligen Verbündeten zu offenen und entschiedenen Gegnern wurden.

Ohne eine Rührscene ging es freilich auch dabei nicht ab. Nachdem ein von Belinski gegen den „Moskwitänin" gerichteter Angriff Aksakows Mißvergnügen erregt und nachdem Chomjäkows Schwager, der liederliche Dichter Jasykow, in seinem Gedichte „Die Nicht-Unseren" den katholisierenden Tschaadajew als Apostaten, Granowski als Jugendverführer und Herzen „als Lakaien in westeuropäischer Livree" bezeichnet und dabei zu verstehen gegeben hatte, daß diese Männer als Vaterlandsverräter anzusehen seien, erschien zu später Nachtstunde Konstantin Aksakow vor dem Bette Granowskis, weckte den ahnungslosen Freund, fiel ihm weinend um den Hals und erklärte mit brechender Stimme, daß sie nach dem, was

vorgefallen, für immer voneinander geſchieden ſeien. In nicht minder emphatiſcher Weiſe nahm der weichmütige Mann von Alexander Herzen, dem eigentlichen Gründer und Wortführer der neuen (jungruſſiſchen) Schule, Abſchied. Vollſtändig haben die perſönlichen Sympathieen, welche zwiſchen den bedeutenderen Genoſſen des ehemaligen Stankewitſchſchen Kreiſes beſtanden, ſich übrigens niemals verleugnen laſſen. Obgleich perſönliche Berührungen nicht mehr ſtattfanden, blieben Belinski und Granowski dem hochſinnigen Konſtantin Akſakow herzlich zugethan und redete Herzen in ſeinen viele Jahre ſpäter erſchienenen Denkwürdigkeiten von „Unſeren Freunden, den Feinden“ — „Nos amis, les ennemis“ — (einer zuerſt in einem Berangerſchen Liede gebrauchten Bezeichnung) mit unverkennbarer Hochſchätzung. Pogodin, Schefirew und die übrigen Lobredner gemeiner ruſſiſcher Wirklichkeit und altruſſiſchen Deſpotismus haben weder er noch ſeine Freunde jemals zu den eigentlichen Slavophilen zählen wollen. In dankbarer Erinnerung an die Jahre ſeines Werdens ſchrieb Belinski einmal das Folgende:

„Ich habe auch außerhalb unſeres Kreiſes vortreffliche Menſchen — Menſchen, die vollkommener waren als wir — gekannt, nie und nirgends aber habe ich Männer angetroffen mit ſo unerſättlichem Lebensdurſte, ſo großen Anforderungen an das Leben und ſo weitgehender Opferfähigkeit zu Gunſten einer Idee — wie uns.“

XIII.

Aus dem Leben M. N. Katkows.

Dem Namen des einflußreichsten russischen Publizisten seiner Zeit begegnet man in der ziemlich umfassenden russischen Memoirenlitteratur der dreißiger und vierziger Jahre nur ausnahmsweise. Des polnischen Finanzdirektors Koschelew höchst bemerkenswerte „Denkwürdigkeiten“ nennen den berühmten Herausgeber der Moskauer Zeitung nur gelegentlich; Turgenjews „Lebens- und Litteraturerinnerungen“ übergehen den Zeit- und Studiengenossen ihres Verfassers mit vollständigem Stillschweigen; Panajews Memoiren und die Briefe des Historikers Granowski beschränken ihre Mitteilungen über den vielgenannten Mann auf ein relativ bescheidenes Maß. Die Gründe dafür sind unschwer zu erraten; trotz seiner unzweifelhaften und anerkannten geistigen Bedeutung galt Katkow den Gefährten seiner Jugend für einen unausstehlichen Burschen — den Zeugen seiner großen Erfolge für einen eigensüchtigen und gefährlichen Menschen, dem man am besten aus dem Wege ging. Turgenjews nachgelassene Briefe legen ein geradezu klassisches Zeugnis dafür ab, daß der allmächtige Publizist bei allen, die ihn näher kannten, geradezu verhaßt war und im Rufe so vollendeter Rücksichtslosigkeit stand, daß

man selbst geschäftliche Berührungen mit ihm auf das Maß des Unvermeidlichen beschränkte. Den Liberalen alter Schule, die seine Thätigkeit im Zusammenhange verfolgt hatten, galt Katkow überdies für einen Renegaten, dessen Übertritt in das reaktionäre Lager vornehmlich auf Beweggründen der Eitelkeit und des Ehrgeizes beruhen sollte. Im Gegensatze dazu ist Katkows nächster Freund und Arbeitsgenosse Leontjew auch von den Gegnern stets als reiner Charakter angesehen und in sittlicher Rücksicht hoch über seinen Waffenbruder gestellt worden.

Zu Moskau im Jahre 1820 als Sohn einer vermögenslosen Adelsfamilie geboren und früh des Vaters beraubt, gehörte Michael Nikiforowitsch Katkow der dortigen Universität in den Zeiten des Emporkommens einer ganzen Anzahl bedeutender junger Zöglinge derselben an. Wir begegnen ihm zu Ende der dreißiger Jahre in dem Kreise strebsamer Jünger deutscher Philosophie, der sich um den Hegelianer Stankewitsch gesammelt hatte und dessen Koryphäen Alexander Herzen, N. Ogarew, der in der Folge zu trauriger Berühmtheit gelangte Exlieutenant Bakunin, der Historiker Granowski, der Kritiker Belinski waren. Daß diese Begründer der jungrussisch-demokratischen Partei zumeist angesehenen Adelsfamilien angehörten, ist ebenso bekannt, wie daß dieselben mit ihren späteren Gegnern, den Slavophilen (Chomjäkow, den beiden Kirejewski, Konstantin und Iwan Aksakow), auf vertrautem Fuße verkehrten und mit denselben lediglich über die praktischen Folgerungen stritten, welche aus den Systemen Hegels und Schellings gezogen werden sollten. Neben Herzen, dem Vorkämpfer französisch-socialistischer Ideen, und dem damals konservativen Bakunin spielte der fleißige Philologe Katkow eine ziemlich sekundäre Rolle. Er galt für launenhaft, unzuverlässig und eitel. Nach den Berichten Panajews

verkehrte Katkow hauptsächlich mit Bakunin und dem Shakespeareübersetzer Ketscher, weil er diesen Vorkämpfern europäischer Bildung ungleich näher stand als den Slavophilen, deren nationale Ausschließlichkeit ihm als Borniertheit erschien. Dabei war Katkow begeisterter Anhänger der deutschen Romantiker, insbesondere Th. A. Hoffmanns, und als Jünger seines Lieblingsdichters Heine ein Opfer des modischen Weltschmerzes. Wenn die Gefährten in heiterem Gespräch beim Champagner saßen, nächtelang scherzten und diskutierten, pflegte er düstere Mienen aufzustecken, bald als zweiter Napoleon die Arme über die Brust zu kreuzen, bald à la Lord Byron die (kleinen und unbedeutenden) Augen schwärmerisch zum Himmel aufzuschlagen — Allüren, die seinem spottlustigen Freunde Ketscher zu endlosen Neckereien Veranlassung boten. Bei anderen Gelegenheiten trug Katkow wiederum eine Ausgelassenheit zur Schau, die seine Freunde als Kinderei verlachten. Sein gesamtes Verhalten ließ auf einen werdenden Dichter schließen, der nach der wirklichen Welt nichts fragte. Zu Katkows Lieblingsbeschäftigungen gehörte die Übersetzung Heinescher Gedichte, die er seinen Freunden apathisch vortrug — des Erwerbes wegen aber schrieb er Recensionen und arbeitete an einer Übersetzung von „Romeo und Julie“, deren Erlös zu einer Reise nach Berlin verwendet werden sollte.

Im April 1840 besuchte Katkow Petersburg, wo er bei dem Schriftsteller Pajanew mehrere Wochen lang wohnte, um sich auf die Reise nach Berlin vorzubereiten. Über diesen Besuch berichtet der Genannte das Folgende: „Wenn ich Katkows gedenke, so kann ich ihn mir kaum anders als mit verhimmelten Augen und über der Brust gekreuzten Armen vorstellen. In dieser Position deklamierte er unaufhörlich Freiligrathsche Gedichte — ich höre ihn noch »Capitano, Ca-

pitano« mit schmachtender Stimme vortragen. Er war sehr jung und von den wunderlichsten Einfällen besessen. Eines Tages fiel ihm z. B. ein, daß der von uns viel gefeierte Theodor A. Hoffmann die Gewohnheit gehabt habe, seine Abende in einem Berliner Weinkeller zuzubringen. Flugs schlug er mir vor, in einen solchen Keller zu gehen, und als ich zur Antwort gab, daß es dergleichen Keller in Petersburg nicht gebe, ich indessen bereit sei, Wein holen zu lassen, geriet Michael Nikiforowitsch in förmliche Wut, indem er behauptete, ich wolle den Vornehmen spielen und adeligen Vorurteilen Raum geben. Er wolle diese Vorurteile wegräumen, in einen Keller gehen und den Besuch desselben in Gebrauch bringen u. s. w. Ich hatte alle Mühe, ihn zu begütigen." Ein anderes Mal überkam den wunderlichen Grillenfänger während eines mit Panajew, Bakunin und dem Dichter Jasykow eingenommenen Austernfrühstücks eine plötzliche Schwermutsstimmung, in welcher er auf die Straße stürzte, mit gekreuzten Armen inmitten der Semenowbrücke stehen blieb und durch sein auffälliges Benehmen eine Art Volksauflauf veranlaßte. Einige Tage später geriet er bei Gelegenheit eines philosophischen Disputs mit Bakunin in so kindischen Zorn, daß er seinen überlegenen Gegner zum Duell herausforderte und daß man ihn nur mühsam dazu bewegen konnte, die Ausfechtung dieses Zweikampfes nicht in Petersburg, sondern nach einigen Wochen in Berlin vor sich gehen zu lassen.

Bakunin reiste alsbald in die preußische Hauptstadt ab, Katkow aber wurde noch wochenlang zurückgehalten, weil er die zur Erreichung des Lieblingswunsches seiner Jugend erforderlichen Geldmittel nicht flüssig machen konnte. Diese Mittel bestanden aus den Honoraren, die er als Übersetzer des Cooperschen Romans „Der Ontario-See" und der genannten Shakespeareschen Tragödie erworben hatte. Das

Honorar für die erstere Arbeit bestand in 200 Exemplaren derselben, die ein Buchhändler für 350 Rubel Banco (etwa 140 Gulden) ankaufte. Der Verleger der Shakespeareübersetzung aber verzögerte die Bezahlung seiner Schuld solange, daß der ungeduldige Reisende vor Einkassierung derselben abreiste und sich das Geld nachschicken ließ.

Als Katkow an Bord des Dampfers stieg, der ihn nach Lübeck bringen sollte, hatte er 100 Rubel Banco (kaum vierzig Gulden) in der Tasche. „Und dennoch", fährt Panajew fort, „war er guter Dinge und von der Aussicht begeistert, nach wenigen Tagen in Westeuropa zu sein, wohin es ihn mit Macht zog. Das Ziel seiner Wünsche bildete die Berliner Universität, »das Heiligtum der Wissenschaft«, von dem er seit Jahren geträumt hatte."

Es darf bei dieser Gelegenheit bemerkt werden, daß Katkow keineswegs der einzige Nationalrusse gewesen ist, der damals, wo das Nationalitätsprinzip noch nicht erfunden war, die Verehrung deutscher Litteratur und Wissenschaft als förmlichen Kultus betrieb. Einer seiner älteren Zeitgenossen, der bereits genannte Slavophile Koschelew, schildert den Eindruck, den ihm das erste Betreten deutscher Erde machte, folgendermaßen: „Als ich bei Travemünde ans Land stieg, versetzte mich der Gedanke, in dem Vaterlande Kants, Schellings, Goethes und Schillers zu sein, in einen Traum von Entzücken. Das bescheidene Mittagsessen, das ich in Travemünde einnahm, schien mir besonders schmackhaft, der kleine Gasthof, den ich bewohnte, ein Wunder von Reinlichkeit und Ordnung zu sein. In dem ehrwürdigen Lübeck träumte ich mich in das deutsche Mittelalter zurück, und Hamburg machte mir mit seinem Jungfernstieg und seinen Alsterpromenaden einen so bewältigenden Eindruck, daß ich die weitläufige Stadt im Laufe eines einzigen Tages durchstürmte." An Berlin hatte

derselbe patriotische Reisende nur das eine auszusetzen, daß diese Stadt ihn zuweilen an Petersburg erinnerte!

Von Katkows Berliner Lehrjahren wissen wir wenig mehr, als daß er der tägliche Genosse seiner Landsleute Turgenjew, Granowski und Bakunin (desselben Bakunin, mit welchem er sich hatte schießen wollen) war, daß er seine Landsleute an Fleiß und Ausdauer übertraf, daß er mit vielem Erfolge philologische und philosophische Studien trieb und daß er unter anderem zu zwei berühmten Lehrern der Hochschule, zu Schelling und dem (von den Moskauer Philosophen besonders gefeierten) Ästhetiker Werder, in persönliche Beziehung trat. Im Kreise seiner Kameraden war der fleißige Student geachtet, aber nicht beliebt. Mit keinem der genannten jungen Männer trat Katkow in ein näheres Verhältnis. Dem feinfühligen Turgenjew scheint Katkows gespreizte Selbstsucht bereits damals eine entschiedene Abneigung eingeflößt zu haben, und wesentlich wie Turgenjew urteilte Granowski, der liebenswürdigste und zugänglichste junge Russe seiner Zeit. — Längere Dauer war dem Berliner Zusammenleben dieser russischen Jünger deutscher Philosophie übrigens nicht beschieden. Bakunin siedelte im Jahre 1842 nach Dresden über, Turgenjew kehrte nach Petersburg, Katkow in seine Vaterstadt Moskau zurück, wo er alsbald als akademischer Lehrer Unterkunft fand und nach seiner Verheiratung mit einer Fürstin Schalikow ein ansehnliches Hauswesen begründete.

Katkows fernerer Lebensgang ist allgemein bekannt. Daß die beiden ersten Abschnitte seiner öffentlichen Thätigkeit zu dem Schlußkapitel derselben in ausgesprochenem Gegensatze gestanden haben, weiß man in Westeuropa ebenso genau wie in Rußland. Zu Anfang der fünfziger Jahre legte der Moskauer Professor der Philosophie sein ehrenvoll verwaltetes

Lehramt nieder, weil er den von dem damaligen Unterrichtsminister Fürsten Schirinski-Schichmatow geübten Druck auf Geistesleben und freie Bewegung der Universitäten nicht ertragen wollte; 1856 begründete er gemeinsam mit seinem Freunde Leontjew die Zeitschrift Rußki Weßtnik, eine Monatsrevue, deren gebildeter und maßvoller Freisinn gegen die radikale Überschwenglichkeit der Petersburger Journalistik ebenso vorteilhaft abstach wie gegen das phantastische Treiben der Moskauer slavophilen Blätter. Sechs Jahre lang galt Katkow für einen der hervorragendsten Vertreter der liberal-europäischen Richtung in Rußland. Boris Tschitscherin, Korsch, Turgenjew, Pawlow, Besobrasow, Filipow und andere ausgezeichnete Männer zählten ihn zu den Ihrigen, unterstützten den Weßtnik als Mitarbeiter und trafen in allen wesentlichen Punkten mit dem Redacteur des Blattes zusammen. Katkows vornehmstes Verdienst bestand darin, daß er im Gegensatze zu den Anhängern der Demokratie nicht die Aufrichtung einer Verfassung nach belgischem Muster, sondern die Begründung der Selbstverwaltung als nächstes Ziel für die Entwickelung Rußlands bezeichnete. Der Anhänger Gneists und Tocquevilles drang auf Decentralisation und Organisation gesunder Gemeinde- und Provinzialzustände, der Schüler Schellings, Werders und Böckhs predigte die Notwendigkeit einer klassischen Bildungsgrundlage und erklärte das Gerede von rein nationaler Bildung für inhaltloses Geschwätz — der gründliche Kenner europäischer Geschichte und Litteratur stellte den Traumbildern des Panslavismus die Realität des historisch gewordenen russischen Staates gegenüber. Auf volkswirtschaftlichem Gebiet vertrat der Rußki Weßtnik ein maßvolles freihändlerisches System — seine Vorliebe für englische Institutionen aber war so allgemein bekannt, daß die Witzblätter damaliger Zeit Herrn Katkow nie anders als mit einer schot-

tischen Mütze bekleidet abbildeten und ihn kurzweg den Anglomanen nannten.

Das dauerte bis zum Frühjahre des verhängnisvollen Jahres 1863, dem Zeitpunkte jener polnisch-litauischen Erhebung, mit welcher eine neue Phase in der Entwickelung Rußlands und — in der Geschichte Katkows (der kurz zuvor die Redaktion der Moskauischen Zeitung übernommen hatte) begann. Der Inhalt dieser letzten, ein Vierteljahrhundert umfassenden Periode im Leben des merkwürdigen Mannes bildete eine Rechtfertigung des Urteils seiner Jugendfreunde, die stets der Meinung gewesen waren, Michael Nikiforowitschs Ehrgeiz, Selbstsucht und Launenhaftigkeit würden dereinst seine guten und schätzbaren Eigenschaften verschlingen und den Beweis führen, daß ihm das Beste — der sittliche Charakter — fehle.

XIV.

Alexander Koschelews Denkwürdigkeiten.

Von 1812 bis 1882[1].

Seines Verfassers wie seines Inhalts wegen zählt dieses russische Buch zu den bemerkenswertesten Erscheinungen der neueren Memoiren-Litteratur. Als Mitglied der Slavophilenpartei, als eifriger Teilnehmer an der Aufhebung der Leibeigenschaft, als polnischer Finanzminister der Jahre 1864 bis 1866, als Vorkämpfer der Landschaftseinrichtungen und als unermüdlicher Schriftsteller und Agitator hat der im November 1882 verstorbene Alexander Iwanowitsch Koschelew in der russischen Geschichte der letzten dreißig Jahre eine nicht unwichtige Rolle gespielt. Die von ihm hinterlassenen Aufzeichnungen sind mit rücksichtsloser Offenheit geschrieben und bringen eine Anzahl bisher gar nicht oder nur unvollständig bekannt gewordener Thatsachen zur Kenntnis des russischen Publikums. Persönliche Verhältnisse, innere Kämpfe und Konflikte werden nicht verschwiegen, aber fast ausnahmslos summarisch abgehandelt: wesentlich hatte der energische Mann, der diese Blätter geschrieben, nach außen gelebt und der Ent-

[1] Mit sieben Beilagen. Berlin 1884, B. Behrs Verlag (russisch).

wickelung seines inneren Menschen nur soviel Raum gelassen, als zur Erhaltung eines gewissen moralischen Gleichgewichts nötig erschien. Die Blätter seiner selbsterzählten Lebensgeschichte füllt Koschelew fast allein mit dem Bericht über eine fast unübersehbar große Zahl erlebter Thatsachen aus. Der Leser fährt dabei um so besser, als sein Berichterstatter sich die für einen Parteimann und Beamten besonders schätzbare Eigenschaft innerer Unabhängigkeit erhalten hatte. Der eifrige Slavophile war von dem Adelshaß und der nationalen Beschränktheit seiner Parteigenossen frei geblieben, — der Vorkämpfer für die Russifikation Polens schließlich zum entschiedensten Gegner seiner Verbündeten und des von diesen verfolgten Systems geworden; der ehemalige hohe Beamte hatte keinen Anstand genommen, die Regierung, an welcher er zu Zeiten selbst teilgehabt, in einer ganzen Anzahl jenseits der russischen Grenze gedruckter, von der russischen Censur verbotener Schriften zu kritisieren.

Von einem Manne so ungewöhnlichen Schlages kann man außerordentlich viel lernen, auch wenn man ihm in vielen Punkten nicht zustimmt und seine Grundanschauungen nicht teilt. Er hat einen Beitrag zur Kenntnis neuerer russischer Zustände geliefert, dessen Bedeutung kaum überschätzt werden kann, weil die in demselben enthaltenen thatsächlichen Angaben durchaus aus erster Quelle geschöpft sind.

I.

Alexander Iwanowitsch Koschelew wurde 1806 zu Moskau in einer reichen, ursprünglich litauischen Familie geboren und im Hause seiner europäisch gebildeten Eltern mit vieler Sorgfalt erzogen. Der Vater hatte die entscheidenden Jahre seiner Jugend in London verlebt, wo sein Oheim zur Zeit Katha=

rinas II Botschafter gewesen war, — in Oxford studiert, dann einige Jahre lang als Adjutant Potemkins in der Provinz gedient, in erster Ehe eine Fürstin Mentschikow, nach deren frühzeitig erfolgtem Tode die Tochter eines französischen Emigranten Desjardin geheiratet, als Oberstlieutenant den Abschied genommen und sich in der alten „ersten" Hauptstadt des russischen Reiches niedergelassen. Das erste große Erlebnis des Sohnes dieser Eltern war die Invasion von 1812, das zweite der frühe Tod des vortrefflichen, in den Traditionen des liberalen englischen Adels alter Schule gefesteten Vaters gewesen. Die Mutter ließ den Knaben von den hervorragendsten Moskauer Gelehrten (zu denen u. a. Christian v. Schlözer, der spätere Staatswissenschaftslehrer in Bonn und Sohn des berühmten Geschichtsforschers, gehörte) so erfolgreich unterrichten, daß derselbe mit fünfzehn Jahren Plato, Thukydides und Xenophon in der Ursprache lesen und selbständige russisch-geschichtliche Studien treiben, — mit sechzehn Jahren als Studiosus der Philosophie die Moskauer Hochschule beziehen konnte. Zwölf Monate später ließ der junge Mann sich aus der Zahl der Studierenden streichen, weil er der thörichten Forderung des Rektors, bei acht verschiedenen Professoren gleichzeitig Vorlesungen anzunehmen, nicht Folge leisten wollte. Koschelew trieb nun unter der Leitung Schlözers Privatstudien, die u. a. der Schellingschen Philosophie galten und den achtzehnjährigen Jüngling in den Stand setzten, die akademische Schlußprüfung erfolgreich zu bestehen und als Beamter des Moskauer Archivs des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten in den Staatsdienst zu treten. Die zahlreichen freien Stunden, die dieser Dienst übrigließ, waren fast ausschließlich dem Verkehr mit Freunden gewidmet, die sich zu geselligen Vereinigungen, einem litterarischen und einem philosophierenden Kreise, zusammenfanden,

neben dem Studium Fichtes, Kants, Okens u. s. w. aber mit besonderer Vorliebe liberale Politik trieben. Die revolutionären Stimmungen, welche das damalige Petersburg bewegten und die Blüte des in der Garde dienenden Adels zu dem thörichten „Dekabristen"-Aufstande von 1825 trieben, hatten sich auch nach Moskau verbreitet. Koschelew macht kein Hehl daraus, daß mehrere seiner näheren Bekannten in die Verschwörung verwickelt gewesen, daß er derselben durchaus sympathisch gegenübergestanden und daß man sich allgemein gewundert habe, ihn nicht infolge der Dezember-Katastrophe verhaftet und in die Kasematten der Peter-Paulsfestung abgeführt zu sehen. Die jugendlichen Teilnehmer des philosophischen und des litterarischen Vereins hielten es für geraten, ihre Akten zu verbrennen, ihre regelmäßigen Versammlungen einzustellen und das bange, lautlose Schweigen zu beobachten, welches sich über dem gesamten Reiche und im besondern über der liberalen Aristokratie der beiden Hauptstädte für mehrere Jahre lagerte. Koschelew spricht sich über diese Zeit mit der ihm eigentümlichen, auch im hohen Alter nicht verleugneten Offenherzigkeit aus. „Der Schrecken und die Erbitterung, welche alle (sic) bei der Kunde von der Hinrichtung Pestels und der vier Hauptverschworenen erfüllte, läßt sich mit Worten nicht schildern; im eigentlichen Sinne des Wortes war jedem zu Mute, als habe er seinen Bruder oder Vater verloren. .... Einzug und Krönung des Kaisers Nikolaus trugen darum den Charakter reiner Hoffestlichkeiten. Sehr viele (sc. Edelleute) blieben auf ihren Gütern und an den Festlichkeiten nahmen nur diejenigen teil, die ihrer dienstlichen Stellung nach dazu verpflichtet waren. Der Kaiser selbst war außerordentlich düster und unnahbar, — düster war auch die Zukunft, der man entgegensah."

Wenige Wochen nach Beendigung der Krönungsfeierlich-

keiten, im September des Jahres 1826, siedelte der jetzt zwanzigjährige Koschelew nach St. Petersburg über, um die begonnene Laufbahn als Beamter in der Kanzlei des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten Grafen Nesselrode fortzusetzen und durch seine Familienverbindungen in die große Welt eingeführt zu werden. Der junge Radikale schwamm alsbald in dem glänzenden Strome des nordischen high life, fand sich mit seinen amtlichen Obliegenheiten ziemlich wohlfeil ab und genoß des Lebens Überfluß, wie andere auch. Lieber als die Elegants, in deren Kreisen er sich tummelte, waren dem ernsthaft und kritisch angelegten Jünglinge aber schon damals seine an die Newa übergesiedelten litterarischen Moskauer Jugendfreunde, Kirejewski und der Dichter Wenjewitinow; an dem Sterbebette des letzteren lernte Koschelew den später so berühmt gewordenen Begründer der Slavophilentheorieen und der Lehre von dem weltgeschichtlichen Beruf der griechisch-orthodoxen Kirche, den verabschiedeten Lieutenant der „Garde zu Pferde“ Chomjäkow kennen, einen Mann, dessen religiöser Enthusiasmus auf ihn großen und nachhaltigen Eindruck machte. Damit hing zusammen, daß er das Bedürfnis fühlte, seinem Vaterlande wirksamer zu dienen, als das in der Kanzlei des auswärtigen Amtes möglich erschien. — Da Nesselrode ihm die gewünschte Stelle eines Sekretärs bei der Botschaft in Konstantinopel vorenthielt und Koschelew es mit diesem Chef durch eine unbedachte übermütige Äußerung verdorben zu haben glaubte, ließ er sich zu Dienstleistungen bei dem Staatssekretär Bludow, dem damaligen Leiter des Departements der fremden Konfessionen, „abkommandieren“, um zu der diplomatischen Laufbahn nicht wieder zurückzukehren.

Diese Veränderung in Koschelews bureaukratischer Thätigkeit war eine folgenreiche, weil sie ihm den ersten wirklichen

Einblick in das innere Getriebe der Staatsmaschine gewährte. Bludow, ein ziemlich unvermittelt zu dem System des Kaisers Nikolaus bekehrter Liberaler, war ein Mann von Geist und Kenntnissen, vorzüglicher Stilist und bei dem Kaiser so hoch angesehen, daß er in allen wichtigen Angelegenheiten der inneren Politik zu Rate gezogen und an zahlreichen folgenschweren Aufgaben (z. B. der Vereinigung der unierten mit der orthodoxen Kirche und der Redaktion des Gesetzbuches der evangelisch-lutherischen Kirche) beteiligt wurde. In Übereinstimmung mit anderen Beurteilern erklärt unser Memoirenschreiber diesen hervorragendsten aller nichtmilitärischen Gehülfen des russischen Herrschers der Jahre 1825 bis 1855 für einen talentvollen, im Grunde wohlwollenden, aber aller Charakterfestigkeit entbehrenden, „feigen“ Mann. „An den Tagen, an denen er beim Kaiser Vortrag halten sollte, war Bludow wie abwesend; er hörte und verstand nicht, was man zu ihm sagte, er sprang unaufhörlich auf, sah jeden Augenblick nach der Uhr und ließ bereits am frühen Morgen seine Uhr nach derjenigen des kaiserlichen Palais regulieren. Kehrte er dagegen von der Audienz zurück, ohne einen »Ausputzer« empfangen zu haben, so war derselbe Mann fröhlich wie ein Kind; er ging nicht, sondern sprang durch die Stuben und war bereit, jedem, der ihm begegnete, um den Hals zu fallen.“ — Beiläufig mag bei dieser Gelegenheit bemerkt werden, daß Koschelews Urteile über ihm befreundete und sympathische Personen (z. B. den gefürchteten Grafen A. Orlow) minder zuverlässig sind als diejenigen über seine Gegner, denen gerecht zu werden er stets für eine Anstandspflicht ansieht; Verdammungsurteile kommen dem wohlwollenden Manne offenbar schwer an, und wo er loben und anerkennen zu können meint, hält er nicht immer Maß.

Von den Mitteilungen über Koschelews damalige amt-

liche Thätigkeit mag nur erwähnt werden, daß ein unter den Auspizien Bludows und Daschkows unternommener Versuch, das Los der leibeigenen Bauern zu bessern, trotz der Zustimmung des Kaisers und der bereits damals weitverbreiteten Einsicht in die Gemeingefährlichkeit und Unhaltbarkeit der überkommenen Zustände, auf dem Papier blieb; beiläufig mag noch bemerkt werden, daß Koschelew als einer der Schriftführer der Kommission für die Ausarbeitung des (1832 publizierten) Gesetzes für die evangelische Kirche Rußlands die Zähigkeit kennen lernte, mit welcher die ständischen Vertreter Liv-, Esth- und Kurlands ihr privilegienmäßiges Landesrecht zu verteidigen wußten. Des fünfundzwanzigjährigen Mannes Kopf und Herz waren übrigens damals von ganz anderen Dingen eingenommen. Um dieselbe Zeit, in welcher er erfahren hatte, daß aufgefangene Briefschaften ihn bei dem Kaiser in den Ruf eines gefährlichen Menschen gebracht hätten („C'est un mauvais homme et je vous conseille d'être sur vos gardes avec lui", hatte Se. Majestät dem Grafen Bludow bei Gelegenheit gesagt), war Koschelew von heftiger Leidenschaft zu einer schönen und liebenswürdigen Weltdame ergriffen, die ihm geneigt war, mit der er aber nichtsdestoweniger brach, weil er ihre vornehmlich auf eine elegante Gesellschaftsrolle gerichteten Pläne und Neigungen nicht zu den seinigen machen wollte. Während der Tage, die auf den entscheidenden Brief folgten, war der charaktervolle Liebhaber dem Wahnsinne nahe, — dann verfiel er in schwere Krankheit, und als diese überwunden war, riet der Arzt ihm, nach Karlsbad zu gehen und daselbst für seit Jahren eingewurzelte Verdauungsbeschwerden Heilung zu suchen.

Da seit Ausbruch des polnischen Aufstandes (November 1830) die Erlangung von Auslandspässen mit außergewöhnlichen Schwierigkeiten verbunden war, bedurfte es der Inter-

vention Bludows und einer mehrmonatlichen Wartezeit, bevor der Reisende flott werden konnte, — Umstände, die seine Ungeduld aufs höchste steigerten und ihn mit einem Reise- und Auslandsenthusiasmus erfüllten, dessen Kundgebungen der moderne Leser — wenn er ehrlich ist — nicht ohne die Empfindung eines gewissen Neides folgen wird. Die deutsche Welt, deren Umrisse Koschelew kennen lernte, als er im Juni 1831 nach glücklich überstandener Cholera-Quarantäne den Dampfer „Nikolai I" verließ und bei Travemünde ans Land stieg, erschien ihm in rosig verklärtem Lichte. Es folgt hier die vorhin (S. 274) wiedergegebene Schilderung der entzückenden Eindrücke Travemündes, Lübecks und Hamburgs.

Berlin mutete den jungen Mann wenig an, fesselte ihn aber für einige Zeit durch die Vorlesungen der dortigen Meister der Wissenschaft.

Deutschland besucht und Goethe nicht gesprochen zu haben, hieß für den Gebildeten der ersten dreißiger Jahre — einerlei ob derselbe aus London, Moskau oder Rom kam — in Rom gewesen sein und den Papst nicht gesehen haben. Für Koschelew verstand sich von selbst, daß er unmittelbar nach Beendigung seiner Karlsbader Kur nach Weimar ging, um durch Vermittelung der Großfürstin Maria Paulowna dem Manne vorgestellt zu werden, „den er für den größten unter den Lebenden hielt". — Die Vorstellung des vornehmen russischen Reisenden verlief durchaus in den herkömmlichen Formen. Der alte Herr sprach von Weimar, von Ihrer Kgl. Hoheit der Frau Großherzogin, von dem Glück des Landes, ein so ausgezeichnetes Herrscherhaus zu besitzen, und bemerkte, als Koschelew den Namen des Dichters Schukowski nannte, „es werde dem Herrn Wirklichen Staatsrat von Schukowski ein hohes Glück bereitet haben, mit der ehrenvollen Aufgabe der Erziehung Sr. Kaiserl. Hoheit des russischen Thronfolgers

betraut worden zu sein". — Ziemlich enttäuscht zog der enthusiastische Besucher ab — nur die Augen seines Interlokutors hatten ihm großen Eindruck gemacht. Zu seiner Überraschung erhielt Koschelew indessen vor seiner Abreise eine Einladung zum Abende des folgenden Tages. Er traf Heinrich Meyer und den Kanzler von Müller in Goethes Hause und dieses Mal war weder von Großherzögen noch von Großfürsten und Hoheiten die Rede. Goethe führte aus, daß Politik und Realismus Litteratur und Kunst zu ersticken drohten und daß diesen, da sie weder die Menschen direkt umzumachen noch sich den Zeitforderungen derselben zu fügen vermöchten, nichts übrigbleibe, als „den höchsten Standpunkt einzunehmen, den Menschen eine neue Welt zu zeigen und zu erschließen und sie durch die Macht neuer Ideen zu unterwerfen". — Um 10½ Uhr abends erhob man sich, auf ein von dem Kanzler gegebenes Zeichen, und ging.

Der Aufenthalt in Deutschland scheint der Glanzpunkt von Koschelews erster Auslandsreise gewesen zu sein, weil er wegen der Neuheit der gewonnenen Eindrücke am stärksten wirkte. Den Winter brachte der Reisende in Genf zu (der Aufenthalt in dem revolutionären Paris war russischen Unterthanen einstweilen untersagt), wo er bei Decandolle, De Larive und Rossi (dem späteren Grafen und Premierminister Pius' IX) Vorlesungen hörte und im Hause der Frau Marie Naryschkin, geb. Fürstin Czetwertinska, der ehemaligen Geliebten Alexanders I, vielfach verkehrte. Im Frühjahr konnte endlich nach Paris aufgebrochen werden, wo der an Pozzo di Borgo empfohlene Beamte des St. Petersburger auswärtigen Amtes die Bekanntschaft Guizots, Thiers', Villemains und Michelets machte, um sodann weiter nach London zu gehen, wo er das Glück hatte, der berühmten Oberhaussitzung vom 4. Juni beizuwohnen, in welcher die Reformbill zur Annahme gelangte. —

In London machte Koschelew die Bekanntschaft des wegen der belgischen Angelegenheit in außerordentlicher Mission an den Hof Wilhelms IV entsendeten allmächtigen Günstlings seines Herrschers und späteren Chefs der „dritten Abteilung", des Generaladjutanten Grafen A. F. Orlow, und zwar auf höchst eigentümliche Weise. Der maßlos hochfahrende Vertraute des Kaisers Nikolaus hatte die Gewohnheit angenommen, im Range unter ihm stehende Personen bei Gelegenheit zu dutzen und auch in dieser Beziehung das Räuspern und Spucken seines Herrn nachzuahmen. Selbst so hochgestellte Beamte, wie der Botschaftsrat Kokoschkin (später Gesandter in Turin), ließen sich das bieten: Koschelew setzte darum alle Welt in Erstaunen, als er dem Grafen bei feierlicher Tafel das „Du" ohne weiteres wiedergab. Gegen die eigene Erwartung brach er dabei nicht den Hals; der sonst für höchst reizbar und unversöhnlich geltende Graf nannte den kecken jungen Mann nicht nur hinfort „Sie", sondern lud denselben ein, ihn nach Paris zu begleiten, und behandelte ihn während dieser Reise und bei späteren Gelegenheiten mit besonderem Wohlwollen.

Nach der Rückkehr in die Heimat im Herbst 1832 ging Koschelew zunächst nach Moskau, wo er den Winter im Hause seiner Mutter verbrachte, und erst im folgenden Frühjahr nach Petersburg, das ihm niemals recht sympathisch geworden zu sein scheint. Hier sollte seines Bleibens aber nicht sein. Der damalige Generalgouverneur von Moskau, Fürst D. W. Galyzin, drängte ihm die Stellung eines Regierungsrates bei der Moskauer Gouvernementsverwaltung so gewaltsam auf, daß Koschelew dieselbe annehmen und sich im Oktober 1833 dauernd in seiner Vaterstadt niederlassen mußte.

Seinen damaligen Chef weiß Koschelew nicht genug zu rühmen, und Fürst Dmitri Galyzin verdiente (wie wir aus anderen Quellen wissen) dieses Lob in der That. Seine

Beamten wie die Bewohner Moskaus sahen den zwanzig Jahre lang mit der Verwaltung ihrer Stadt betraut gewesenen alten Herrn nur höchst ungern scheiden, als derselbe (dem unaufhaltsamen Zuge seines Herzens folgend) zu Ende der dreißiger Jahre sein Amt niederlegte, um den Rest seiner Tage in dem geliebten Paris zuzubringen. — Koschelew hatte den Staatsdienst bereits früher verlassen; zur Charakteristik Galyzins und der schwierigen Verhältnisse, unter welchen dieser sein Amt verwaltete, erzählt er den nachfolgenden merkwürdigen Vorgang:

„Im Jahre 1834 hatte es zu Moskau eine furchtbare Feuersbrunst gegeben, welcher mehr als tausend Häuser zum Opfer fielen. Man glaubte allgemein an Brandstiftung, eine besondere Untersuchungskommission war niedergesetzt und es wurde (da der Kaiser selbst nach Moskau gekommen war) Tag und Nacht untersucht. Bei seiner Abreise befahl der Kaiser, daß die Akten einer Militärkommission zu übergeben seien, daß diese binnen dreimal 24 Stunden das Urteil zu fällen und dem Generalgouverneur zur Bestätigung vorzulegen habe. Bevor Galyzin diese Bestätigung erteilte, verlangte er ein Gutachten der Moskauer Gouvernementsregierung. Als Mitglied derselben wurde ich um zwei Uhr nachts aus dem Bette geholt. Ich legte Uniform an, eilte in die Sitzung und fand daselbst den Civilgouverneur Nebolssin — gleichfalls in Uniform — vor, der mir und meinen Kollegen den Fall vortrug und uns eröffnete, wir hätten binnen zwölf Stunden unsere Meinung über das uns vorgelesene Urteil abzugeben. Ohne vorgängige Kenntnisnahme des Inhalts der Akten war das nicht möglich; wir verweigerten die Abgabe eines lediglich auf Grund des Urteils gefällten Gutachtens, verlangten Zeit, um das Aktenmaterial unter die Anwesenden zu verteilen und durchzuarbeiten, indem wir versprachen, bis zur Been-

digung der uns gestellten Aufgabe die Sitzung nicht zu verlassen. Der gute Nebolssin, der gehofft hatte, die Sache noch vormittags dem Fürsten Galyzin vorlegen und sodann durch einen Kurier an den Kaiser befördern zu können, geriet in Verzweiflung, wir aber beharrten auf dem gefaßten Entschlusse. Morgens um 9 Uhr begab er sich zum Generalgouverneur und dieser bewilligte uns 36 Stunden Frist. Jetzt ging aber erst die wahre Not an. Das Kriegsgericht hatte 9 oder 10 Angeklagte dazu verurteilt, mit Spießruten zu Tode gepeitscht zu werden — wir aber waren so freigeistisch, zu behaupten, daß keine ausreichenden Beweise vorlägen und daß höchstens vier Angeklagte »unter Verdacht zu belassen (nach deutscher Terminologie: von der Instanz zu absolvieren) seien«. Als der seit 36 Stunden an seinen Präsidentenstuhl gefesselte Gouverneur Nebolssin dieses Gutachten vernahm, sank er in Ohnmacht. Wieder zu sich gebracht, rief er in einem fort: »Meine Herren, Sie werden sich selbst und mich ins Verderben stürzen — überlegen Sie wohl, was Sie thun«. Wir beharrten auf unserer Meinung, und ohne von dem Civilgouverneur mitunterzeichnet zu sein, gelangte das von uns abgefaßte Gutachten in die Hände des Generalgouverneurs. Eine Stunde später ließ Galyzin uns zu sich bescheiden; er besprach die Sache nochmals, dankte uns für die bewiesene gewissenhafte Pflichterfüllung und versprach von dem Elaborat nach Möglichkeit Gebrauch zu machen. Dem Kaiser schrieb er, daß er die Bestätigung des kriegsgerichtlichen Urteils mit gutem Gewissen nicht auf sich nehmen könne. Es wurde niemand am Leben gestraft, — vier Angeklagte erhielten leichtere und schwerere Züchtigungen, — die übrigen aber wurden einfach unter Verdacht belassen."

Einige Monate später trat in Koschelews Leben eine entscheidende Wendung ein. Am 5. Februar 1835 verheiratete

er sich mit Olga Petrowo=Solowowo, die durch den Ernst ihres Wesens sein Herz gewonnen hatte, und im Mai desselben Jahres kaufte er dem kaiserlichen Oberstallmeister Fürsten W. W. Dolgoruki auf dessen dringendes Ansuchen das 9000 Dessätinen (35000 preußische Morgen) Ackerland und 3000 Dessätinen Hochwald umfassende gänzlich verwahrloste Gut Pessotschna im Saposchkowschen Kreise des Gouvernements Rjäsan für 725000 Rubel Banco (etwa 200000 Thaler) ab (Dolgoruki hatte von diesem reichen Besitz niemals irgend welches Einkommen bezogen und fürchtete, durch denselben völlig ruiniert zu werden), nahm den Abschied und wurde für die zwölf folgenden Jahre seine Lebens ausschließlich Landwirt, Branntweinbrenner und Pächter des Branntwein=Regals für einzelne Städte und Kreise des Gouvernements Rjäsan. Zur Beschäftigung mit öffentlichen Angelegenheiten kehrte Koschelew erst zurück, nachdem er Millionär geworden war.

Hätten die vorliegenden Blätter die Bestimmung, russischen Lesern übergeben zu werden, so müßte bei diesem Abschnitte im Leben des Memoirenschreibers mit besonderer Ausführlichkeit verweilt werden. Unter den Ursachen der ökonomischen Notlage, in welcher der russische Adel und die russische Landwirtschaft bereits vor Aufhebung der Leibeigenschaft steckten, spielen die Gewohnheiten des Absentismus, der Verschwendung und der Abneigung der höher gebildeten und anspruchsvolleren Aristokraten gegen den landwirtschaftlichen Beruf seit lange eine große, verhängnisvoll zu nennende Rolle. Von verhältnismäßig geringen Ausnahmen abgesehen, war die gewöhnliche Annahme, daß der ausschließlich mit der Bewirtschaftung seines Gutes beschäftigte russische Edelmann diesen Beruf wegen Unfähigkeit für den Staats- oder Militärdienst ergriffen haben müsse, zutreffend. Auf gesellschaft-

liche Geltung konnte nur Anspruch erheben, wer mindestens einige Jahre in der Garde, bei Hof oder in einem Ministerium gedient und sich erst in späteren Jahren auf das Land zurückgezogen hatte. Mit dem niedrigen Bildungsgrade der Landedelleute von Beruf aber hing zusammen, daß dieselben in der Regel schlechte, mindestens irrationell und unmethodisch verfahrende, jeder technischen Vorbildung entbehrende Landwirte waren. Neben Koschelew wüßten wir keinen zweiten Russen neuerer und neuester Zeit namhaft zu machen, der zugleich hervorragender Schriftsteller und Politiker und tüchtiger praktischer Landwirt gewesen wäre. Mindestens ebenso beachtenswert erscheint, daß dieser Ausnahmemensch jahrelang das einträgliche, aber wenig geachtete Gewerbe eines Pächters des verrufenen, später, zu Anfang der Regierung Alexanders II, beseitigten Branntwein-Regals zwölf Jahre lang ausübte, ohne an dasselbe verloren zu gehen, — daß er neben der Brennerei wirkliche Landwirtschaft mit Erfolg betrieb und daß er den Ruf eines zugleich bauernfreundlichen und sicher rechnenden Gutsbesitzers erwarb. Wesentlich aus diesem unter russischen Verhältnissen der alten Zeit beispiellos zu nennenden Umstande ist es zu erklären, daß der einflußreiche und rührige Führer der Slavophilenpartei sich von einer ganzen Anzahl verderblicher Irrtümer seiner Gesinnungsgenossen frei zu halten wußte und daß er während und nach der Aufhebung der Leibeigenschaft zu den anerkanntesten und sachkundigsten Beurteilern der ländlichen und bäuerlichen Verhältnisse Rußlands zählte. Alle seine zahlreichen, auf diese wichtige Materie bezüglichen Schriften verraten den Praktiker, der selbst Hand angelegt hat und weiß, worauf es ankommt.

Im Sommer des Jahres 1847 hatte Koschelew seine finanziellen und wirtschaftlichen Angelegenheiten so weit geordnet, daß er sich für den größten Teil des Jahres in Mos-

kau niederlassen und wieder den wissenschaftlichen und politischen Interessen zuwenden konnte, die seinen Neigungen und seinem Bildungsgang entsprachen. Zwei Materien nahmen ihn während der folgenden Jahre besonders in Anspruch: die traurige Lage der leibeigenen ländlichen Bevölkerung und das durch seinen Freund Chomjäkow angeregte Studium der Theologie der griechischen Kirche. Auf die ländlichen Interessen war Koschelew durch seine gesamte Vergangenheit hingewiesen. Wiederholt hatte er das Amt eines stellvertretenden Adelsmarschalls des Saposchkowschen Kreises versehen, sich in dieser Stellung der eingesessenen Landbevölkerung gegen thörichte und despotische Herren annehmen müssen und dabei Einblicke in den Abgrund des Leibeigenschaftselends gewonnen, die ihn mit leidenschaftlichem, nur mühsam gebändigtem Hasse gegen diese „Wurzel aller unserer Übel" erfüllten. Mit Wiedergabe der Berichte über die Scheußlichkeiten und Niederträchtigkeiten, gegen welche der bauernfreundliche stellvertretende Adelsmarschall des Saposchkowschen Kreises einzuschreiten hatte, wollen wir den Leser verschonen, dem die aufgeführte Summe von Brutalität, Thorheit, Verworfenheit und Lasterhaftigkeit ohnehin unglaublich erscheinen würde. Genug, daß Koschelew während der kurzen Zeit seiner Amtsführung mit der Energie und Überlegenheit des zugleich gebildeten und gesellschaftlich hochstehenden Mannes eingriff und sich durch die Art seines Vorgehens gegen die „Standesgenossen" bei den Landjunkern alter Schule so gründlich verhaßt machte, daß an seine Wiederwahl nicht zu denken war. Er sah es darum für patriotische Pflicht an, die Sache von einer anderen Seite anzugreifen. Unter Berufung auf einen der vielen auf dem Papier gebliebenen Paragraphen des neunten Bandes der Reichsgesetze, die das Los der Bauern zu bessern bestimmt gewesen

waren, wandte Koschelew sich im Oktober 1847 an den Minister des Innern, Grafen L. A. Perowski, um die kaiserliche Erlaubnis zu einem auf freiwillige Einschränkung der Herrenrechte abzielenden Antrage zu erbitten, den er der Adelsversammlung des Gouvernements Rjäsan vorzulegen gedachte. Perowskis Antwort enthielt eine Ablehnung. Se. Majestät erkennten die gute Absicht des Bittstellers vollständig an und trügen sich seit lange mit der Absicht, in die bestehenden ländlichen Verhältnisse bessernd einzugreifen: der gegenwärtige Zeitpunkt sei für ein so folgenreiches Unternehmen indessen nicht geeignet; wenn Herr Koschelew den Wunsch hege, mit seinen eigenen Leuten Verträge zu schließen, die denselben ein gewisses Maß von Freiheit einräumten, so werde man an höchster Stelle damit völlig einverstanden sein. — Nichtsdestoweniger blieb Koschelew, als er in den Jahren 1849 und 1850 bezügliche Vorschläge der höheren Bestätigung unterbreitete, ohne jeden Bescheid aus dem kaiserlichen Kabinett. Die Vorgänge des Revolutionsjahres 1848 hatten den Kaiser zum Verzicht auf die agrarreformatorischen Absichten bestimmt, mit denen er sich wiederholt getragen und die im entscheidenden Augenblick immer wieder durch politische Rücksichten gekreuzt worden waren.

Den einzigen Trost des vielfach an die ersten Jahre nach 1825 erinnernden Lustrums 1848 bis 1853 bot der freundschaftliche Verkehr in einem kleinen Kreise. Dieser Kreis war derjenige der Slavophilen. Seine Entstehung datierte bekanntlich in die dreißiger Jahre zurück, wo eine Anzahl für das Studium der Philosophie Schellings und Hegels begeisterter jüngerer Männer unter der Leitung Stankewitschs gemeinsame Studien getrieben hatte. Die Mehrzahl dieser Männer huldigte anfangs vorgeschritten liberal-occidentalen Anschauungen; in der Folge aber trat, wie hier mitgeteilt

worden, eine Scheidung der Meinungen ein, welche den Freundeskreis in zwei entgegengesetzte Lager spaltete. Herzen und Granowski waren von den Ideen der Hegelschen Linken allmählich zum Kultus der französischen Socialisten übergegangen und wurden darum scherzweise die „Franzosen“ genannt, während der mehr und mehr an Einfluß gewinnende Chomjäkow und dessen nähere Freunde wegen ihres Eifers für die Schellingsche Philosophie „die Deutschen“ hießen. Diese „Deutschen“ bildeten den Kern der späteren Slavophilenpartei, die eine eigene „Philosophie der Geschichte“ zu stande gebracht, als Schülerin der deutschen Romantik aus dem Studium der patristischen und russisch-mittelalterlichen Theologie und der älteren „vorpetrinischen“ russischen Volksgeschichte ein förmliches System gemacht hatte und bei bedingungsloser Verwerfung der europäischen Bildung und der Reformen Peters des Großen angelangt war. In der Rückkehr zum Volkstum und zu der altkirchlich-byzantinischen Überlieferung sollte für Rußland — wie für Europa — das einzige Heil, die einzige Rettung von der falschen heidnisch-occidentalen Bildung zu finden sein. — Die Seele dieses Kreises, der geistreiche, hochgebildete und liebenswürdige Phantast Chomjäkow, zog schließlich auch Koschelew, den mehr als vierzigjährigen, nüchternen, in der Schule des praktischen Lebens gereiften Mann zu sich hinüber. — Auf die Geschichte seiner inneren Wandlung geht unser Memoirenschreiber nicht näher ein, er begnügt sich mit einem Bericht darüber, daß Chomjäkow ihn zum Studium der Patristik und altrussischen Theologie begeistert habe, daß er in diesem volle Befriedigung gefunden habe und mehr und mehr von der Notwendigkeit einer ausschließlich nationalen Entwickelung überzeugt worden sei. Chomjäkows erste Eroberung war Koschelews vertrauter Jugendfreund Iwan Kirejewski, der eifrige theologische

Schriftsteller, gewesen; dann folgten Iwan Kirejewskis Bruder Peter (der die Sammlung und Verarbeitung russischer Volkslieder, Sagen und Märchen zu seiner Hauptbeschäftigung machte) und der phantastisch überschwengliche Konstantin Aksakow, der bereits damals so entschieden zu Übertreibungen der neuen Lehre neigte, daß die Freunde häufig in die Lage kamen, seinen Eifer bändigen zu müssen. Konstantins jüngerer Bruder Iwan Aksakow — der spätere, nun verstorbene Altmeister der Schule — war zum Schmerz seines Bruders damals noch so ausschließlich „westlichen Ideen" ergeben, daß er nicht mitzählte. Juri Samarin (in der Folge durch seine gehässigen Streitschriften gegen Polen und die baltischen Provinzen bekannt geworden) galt für den bedeutendsten Dialektiker der Schule — die Professoren Pogodin und Schefirew repräsentierten die äußerste Rechte, indem sie als Altrussen Chomjäkow protestantisch-liberaler Neigungen und einer willkürlichen Geschichtsauffassung ziehen.

Auf diese Parteigegensätze näher einzugehen, müssen wir uns versagen, da eine bloß beiläufige Erörterung derselben unzureichend wäre. Da von eigentlicher Parteiagitation wegen des Druckes der äußeren Verhältnisse nicht die Rede sein konnte und die neue Lehre vornehmlich als interessanter Unterhaltungsgegenstand in Betracht kam, war man in dem Kreise der ersten Slavophilen nichts weniger als exklusiv und verstanden sich freundschaftliche Beziehungen und endlose Disputationen mit den Vertretern des europäischen Radikalismus von selbst. Hauptwortführer des letzteren war Alexander Herzen, mit dem es nicht selten zu heftigen Konflikten kam. Derselbe verließ Moskau übrigens schon im Jahre 1847 und ging auf Nimmerwiedersehen ins Ausland. Herzen sekundierten der Geschichtsprofessor Granowski und der Schriftsteller Pawlow, während der um viele Jahre ältere Tschaa-

dajew (ein Offizier aus den Tagen Kaiser Alexanders I) durch seine Vorliebe für den Katholicismus und seine (ihrer Zeit für epochemachend angesehene) Hypothese von der gänzlichen Inhaltlosigkeit und Ergebnislosigkeit der russischen Geschichte zu beiden Parteien in einem gewissen Gegensatz stand und eben dadurch unerschöpfliche Anregungen bot. Ein allmählicher Bruch zwischen Radikalen und Slavophilen bereitete sich indessen vor und vollzog sich, wie hier mitgeteilt worden ist. Koschelew, dem im Jahre 1851 die Erlangung eines Auslandspasses und der Besuch der ersten Londoner Weltausstellung geglückt waren, sandte der slavophilen Zeitschrift „Moskowski Sbornik" Ausstellungsberichte, wurde der Sache indessen bald überdrüssig, da seine Aufsätze an die Obercensurbehörde nach St. Petersburg gesendet werden mußten und von dort nicht wieder zurückkehrten.

So lagen die für einen großen Teil der Gebildeten Rußlands maßgebenden Moskauer Verhältnisse, als im Jahre 1853 der orientalische Krieg und mit diesem ein neuer Abschnitt in der russischen Geschichte begann. Koschelews auf diese Periode bezügliche Ausführungen sind von so charakteristischer Offenherzigkeit, daß sie wörtlich wiedergegeben zu werden verdienen. „Nach Ausbruch des Krieges gegen die Türkei machte sich ein Vorgefühl davon geltend, daß ein Kampf mit Europa bevorstehe. Die Vernichtung der türkischen Flotte bei Sinope brachte ein gewisses Leben in die russische Gesellschaft und die mit Kriegsvorbereitungen und militärischen Operationen beschäftigte Regierung wurde allmählich von den inneren Angelegenheiten abgezogen. Es gewann den Anschein, als sollten wir aus dem traurigen dunkeln Gefängnis, in welchem wir gesteckt hatten, wenn auch nicht an Gottes freie Luft, so doch in eine Vorhalle gelangen, in welcher bereits erfrischender Zug gespürt wurde. Die Landung der westmächtlichen Ex-

peditionstruppen in der Krim, die Schlachten an der Alma und bei Inkermann und die Einschließung Sewastopols betrübten uns nicht allzusehr, denn wir waren der Überzeugung, daß für Rußland sogar eine Niederlage erträglicher und nützlicher sein würde als die Fortdauer des Zustandes, in welchem sich das Reich während der letzten Zeit befunden hatte[1]. In derselben Richtung bewegte sich die öffentliche und (unbewußtermaßen) auch die Volksmeinung. — Besonders erwähnen muß ich dabei die im Jahre 1854 erfolgte Einberufung der Freiwilligen-Miliz. Obgleich Kriege gegen die Muselmänner und für die Stammes- und Glaubensgenossen sich in Rußland stets nationaler Sympathieen zu erfreuen pflegten, wurde das Manifest, betreffend die Miliz, von allen Ständen nicht nur kühl, sondern mit einem Gefühl des Unbehagens aufgenommen. Den Wehrmännern gab man (wie sonst nur bei Rekrutenaushebungen zu geschehen pflegte) ein Trauergeleite, als gelte es den Abmarsch in die andere Welt; obgleich es die Verteidigung des Vaterlandes galt, war von Begeisterung nirgend etwas zu spüren. Ebenso ging es auf den aus dieser Veranlassung einberufenen Adelsversammlungen zu: der Miliz traten nur diejenigen Edelleute bei, die anstandshalber nicht anders konnten — wer aus Alters-, Gesundheits- oder Familienrücksichten um die Ehre und Pflicht der Vaterlandsverteidigung herum konnte, machte aus seiner Freude darüber kaum ein Hehl." — Am 20. Februar 1855

[1] Genau ebenso ist heute die Gesinnung der nicht chauvinistischen Patrioten Rußlands beschaffen, — derer, welche in der russischen Presse nicht zu Worte kommen dürfen. Sie wünschen nichts sehnlicher als eine Niederlage der russischen Waffen. Darin erblicken sie die durchaus notwendige Vorbedingung für eine gedeihlichere Zukunft Rußlands. Das Drängen der Chauvinisten zu einem Kriege wird dadurch verschärft. Vom politisch zerfahrenen und darum bedrohten Europa wird dieser gefahrvolle Umstand leider zu wenig beachtet.

traf dann in Moskau die Kunde von dem Ableben des Kaisers Nikolaus und von der Thronbesteigung Alexanders II ein — eine Kunde, die nur bei wenigen wirkliche Trauer erregte, weil die drei Jahrzehnte umfassende nikolaitische Regierung, insbesondere seit dem Jahre 1848, für Rußland nicht leicht zu tragen gewesen war. Hatten Mißtrauen und Eigenmächtigkeit derselben doch schließlich keine Grenze gekannt.

Koschelew (der im übrigen die Versicherung wiederholt, daß er als echter Nationaler alle Zeit Anhänger der uneingeschränkten Herrschergewalt gewesen sei) hatte bereits seit Ende des Jahres 1854 in seinem Tische ein Memorial liegen, in welchem er, zum Behufe einer Kräftigung des Staatskredits, der Erschließung neuer finanzieller Hülfsquellen und der „Verwandlung des Staatskrieges in einen Volkskrieg“, die Einberufung einer Volksvertretung anriet. Diese ursprünglich dem Thronfolger bestimmt gewesene Denkschrift wurde im Mai 1855 dem Kaiser übersandt, der sie (wie dem Verfasser amtlich mitgeteilt wurde) dem Finanzminister überwies, im weiteren aber unberücksichtigt ließ. Wenig später erwirkten Koschelew und seine Parteigenossen sich die Erlaubnis zur Herausgabe einer Vierteljahrsschrift, der „Rußkaja Besseda“, die als sozusagen offizielles Organ der Slavophilenpartei sofort eine gewisse Rolle spielte, wegen Fortdauer der traditionellen Censurschwierigkeiten aber erst allmählich in wirklichen Gang kam. Die noch im Amte verbliebenen Männer des alten Regimes hielten die Slavophilenpartei für eine Spielart des gefürchteten Revolutionsgeistes, und Koschelews eigener Vetter, der damalige Unterrichtsminister A. S. Norow (ein modernen Anschauungen zugänglicher und humaner alter Herr), gestand, wie hier erwähnt wurde, seinem Verwandten ein, er sei bei Gelegenheit einer persönlichen Begegnung mit Konstantin Akſakow in hohem Grade verwundert gewesen, in diesem Manne, den er „wenn nicht für einen

Tiger, so doch für einen Bären gehalten", einen höflichen und wohldenkenden Gentleman kennen gelernt zu haben. — Zu den Mitarbeitern der „Besseda" zählte u. a. auch der in der Folge vielgenannte Fürst W. A. Tscherkaskij, den Koschelew indessen nicht als eigentlichen Parteigenossen angesehen wissen wollte, weil derselbe nicht auf dem Boden der rechtgläubig kirchlichen Weltanschauung gestanden habe, Gegner des ungeteilten Gemeindebesitzes und Verspötter des mit dem Volkstum getriebenen Götzendienstes gewesen sei.

II.

Der glücklichste und gedeihlichste Abschnitt in der wechselvollen Regierungsgeschichte Kaiser Alexanders II von Rußland war derjenige der Vorbereitung und ersten Ausführung des Gesetzes über die Aufhebung der Leibeigenschaft (19. Februar = 2. März 1861). „Die Freunde sind gewiß, schön die Versprechen, Und unser Anfang günst'ger Hoffnung voll", konnte es während dieser Periode russischen Werdens und russischer Dankbarkeit über dieses Werden heißen, die zwei Menschenalter lang gehegte Wünsche der Besten des Landes zur Erfüllung brachte und für die Anfängerin einer Zeit galt, wie die große Monarchie des Ostens sie während ihres tausendjährigen Bestandes noch nicht erlebt hatte.

Die Jahre 1857 bis 1862 bezeichneten zugleich den Höhepunkt in dem Leben unseres bei der Thronbesteigung Alexanders II fünfzigjährigen Memoirenschreibers. Sein Bestes hat er als Mitarbeiter an dem Emancipationswerk gethan, das seine erste Liebe gewesen war und auf welches er noch als Greis mit unverhohlener, wenngleich von gemischten Empfindungen begleiteter Wärme zurückblickt.

Es ist bekannt, daß Kaiser Alexander II von warmer Pietät gegen das Andenken seines Vaters erfüllt war und

daß er derselben namentlich dadurch Ausdruck gab, daß er während der ersten Jahre seiner Regierung die Hauptvertreter des alten, dem seinigen entgegengesetzten Systems an seiner Seite behielt. Dieselben Orlow, Panin, Dolgorukow u. s. w., die während der vorigen Regierung als Gegner jeder freieren Regung und jedes reformatorischen Anlaufs bekannt gewesen waren, sollten die vornehmsten Gehülfen des Emancipationswerkes werden, das der neue Monarch als Vermächtnis seines Vaters behandelt wissen wollte. Daß sich das nicht ausführen ließ, wurde von jedem neuen Tage der Jahre 1857 bis 1861 und am deutlichsten durch die Vorgänge bewiesen, welche die Anfänge der Arbeit an dem Emancipationswerk begleiteten. Der erste entscheidende Schritt war am 20. November 1857 durch ein Reskript gethan worden, in welchem der Kaiser dem Generalgouverneur der litauischen Provinzen Nasimow seine Befriedigung über die von den Adelsvertretern des genannten Verwaltungsbezirks gemachten Emancipationsvorschläge aussprach. Dieses Reskript sollte zur Kenntnis aller Gouverneure und Adelsmarschälle des Reichs versendet werden, stieß indessen auf den entschiedenen Widerspruch des Grafen Orlow, der den Kaiser von diesem „ersten Schritt zur Revolution" zurückzuhalten versuchte und sich nach einem längeren mit dem Monarchen geführten Gespräch eines Erfolges rühmen zu können glaubte. Alexander II bewies in dieser Angelegenheit indessen eine Festigkeit und Entschlossenheit, die ihm die höchste Ehre machte. Unmittelbar nachdem Orlow das kaiserliche Kabinett verlassen und seinem Gesinnungsgenossen, dem älteren Adlerberg, die tröstende Versicherung abgegeben hatte: „Er ist erschüttert — das Reskript wird nicht versendet werden", erhielt der Minister des Innern, Lanskoi, den Befehl, das wichtige Aktenstück vervielfältigen und ungesäumt in alle Provinzialstädte versenden zu lassen.

— Es darf gleich hier bemerkt werden, daß der Kaiser (obgleich er Orlow zum ersten Vorsitzenden des sogenannten Hauptkomitees machte) während des gesamten Verlaufs der Emancipationsangelegenheit dieselbe Unerschütterlichkeit bewies, daß er im entscheidenden Augenblick stets auf die Seite der Reformfreunde trat und daß er die Annahme des in der Folge zum Gesetze gewordenen Elaborates gegen den Widerspruch von nicht weniger als sechs Ministern im Reichsrate durchsetzte, — diese Männer aber nichtsdestoweniger in ihren Ämtern beließ.

Mit der Veröffentlichung des Reskripts vom 20. November 1857 war der Rubikon überschritten und die Aufhebung der Leibeigenschaft zu einer russischen Nationalangelegenheit gemacht worden, an welcher alle Schichten der Gesellschaft teilnehmen zu müssen glaubten. Bereits zu Anfang des Jahres 1858 gingen der Regierung von den verschiedensten Seiten Vorschläge über die der großen Reform zu Grunde zu legenden Prinzipien, Betrachtungen über die in andern Ländern gemachten Erfahrungen u. s. w. in großer Anzahl zu und war von nichts als der Emancipation die Rede. Auch Koschelew glaubte, mit Hand anlegen zu müssen. Gleichzeitig mit seinen Freunden Juri Samarin und Fürst Tscherkaskij arbeitete er einen dem Kaiser zu übergebenden Entwurf aus, der den Loskauf des gesamten im bäuerlichen Besitz befindlichen Grund und Bodens vorschlug, diese Operation innerhalb einer zwölfjährigen Frist in vollständige Ausführung gebracht und den Gutsbesitzern behufs Abschlusses freiwilliger Vereinbarung mit ihren Bauern eine dreijährige Frist gestellt sehen wollte; das Maximum des zu zahlenden Preises sollte von der Regierung bestimmt werden, nach Ablauf der dreijährigen Frist aber ein durch Regierungsbeamte vermittelter Zwangsverkauf Platz greifen. Dieser Vorschlag wurde dem Haupt-

komitee, später der Redaktionskommission zur Prüfung überwiesen und erregte wegen seines Radikalismus in der Moskau-Petersburger Gesellschaft ein gewisses Aufsehen — bis er durch andere sehr viel radikalere Projekte überboten und in den Hintergrund gedrängt wurde.

Zu Anfang des Jahres 1858 erhielten sämtliche russische Provinzial-Adelsverbände den Befehl, Deputierte zu erwählen, die die große Angelegenheit gemeinsam mit von der Regierung ernannten Vertrauensmännern in Lokalkomitees beraten sollten. Koschelew, der im Verein mit Samarin und Tscherkaskij eine durch emancipatorischen Eifer glänzende Zeitschrift „Ländliche Wohlfahrt" herauszugeben begonnen hatte, wußte, daß für ihn und seine Freunde an eine Wahl nicht zu denken sei. Um nicht von aller Teilnahme an der Sache ausgeschlossen zu sein, ließ er sich zum Regierungsdelegierten für das Rjänsansche Gouvernementskomitee ernennen (Tscherkaskij und Samarin traten in gleicher Eigenschaft dem Tulaer Gouvernementskomitee zu), wo er alsbald der Mehrheit seiner Standesgenossen in leidenschaftlichem, mit höchster persönlicher Erbitterung geführtem Kampfe gegenüberstand. Zu verschiedenen Malen wurden Versuche gemacht, ihn aus seiner Stellung zu verdrängen, und einmal hing der Erfolg derselben an einem Haar. Tscherkaskij hatte sich in einem Artikel des von ihm und Koschelew gemeinsam herausgegebenen Journals für vorläufige Beibehaltung der Körperstrafe ausgesprochen und dadurch heftige Angriffe der Petersburger Radikalen gegen sich und seinen Freund heraufbeschworen. Als Iwan Aksakow zur Abwehr derselben geltend machte, daß es thöricht sei, „zwei Männer anzugreifen, welche eben jetzt schwere Kämpfe gegen Eigennutz und Unbildung zu bestehen hätten", erklärte die Mehrheit der Mitglieder des Rjäsanschen Komitees, daß sie die Entfernung Koschelews verlangten, um für die ihnen

zugefügte Beleidigung Genugthuung zu erhalten. Dieser nahm den ihm angebotenen Kampf begierig auf; er reiste nach St. Petersburg, trug dem Minister des Innern, Lanskoi, und dem Präses der Redaktionskommission, Grafen Rostowzow, den Fall vor, und der letztere erließ ein fulminantes Reskript, welches Koschelews Gegnern einen Verweis erteilte und alle in seiner Abwesenheit gefaßten Beschlüsse für ungültig erklärte. Die Verhandlungen nahmen ihren Fortgang, an eine Verständigung aber war so wenig zu denken, daß bei Schluß der Session drei verschiedene Entwürfe vorlagen. Koschelew, der mit seinen liberalen Vorschlägen in der Minderheit geblieben war, eilte abermals nach St. Petersburg, wo seine vornehmen Verbindungen ihm zu einem ausführlichen Gespräch mit dem Grafen Rostowzow verhalfen, den er so vollständig auf seine Seite zu ziehen wußte, daß derselbe ihn einlud, im Verein mit Samarin und Tscherkaskij der Redaktionskommission d. h. der zur Zeit wichtigsten Centralstelle für Entscheidung der auf das Emancipationsgesetz bezüglichen Fragen beizutreten. Dankend nahm er an — zu seiner schmerzlichen Enttäuschung aber wurden wohl seine beiden Freunde, nicht jedoch er selbst eingeladen: der hochkonservative Justizminister, Graf Panin, hatte gemeint, „daß es an zwei Slavophilenführern genug sei“, und hatte die Streichung des ihm und seinen Gesinnungsgenossen besonders mißfälligen Namens Koschelew durchgesetzt.

Tief verstimmt nahm der gekränkte Mann einen Paß, der ihn auf mehrere Monate ins Ausland führte. Von Karlsbad, wo er die Kur brauchte, ging er nach Prag, um im Kreise der Hanka, Schaffarik, Schumowski u. s. w. die „Zukunft des Slaventums“ beziehungsweise der panslavistischen Idee zu erörtern und dabei die Entdeckung zu machen, daß es (den einzigen Hanka ausgenommen) in dem czechischen Prag

keine russisch, sondern nur czechischgesinnte Czechen gebe; — von Prag reiste Koschelew nach Wien, wo er die nähere Bekanntschaft des eifrigsten russisch-panslavistischen Agitators neuerer Zeit, des vielgenannten Gesandtschaftspriesters M. Th. Rajewski, machte. Von Wien ging er weiter in die Schweiz. In Domo d'Ossola machte Koschelew die Bekanntschaft Cavours, der zum Besuche anwesend war, die Huldigungen des vornehmen Fremden aus Nordosten dankbar entgegennahm, sich bei Gelegenheit eines spätern Zusammentreffens auf der Reise nach Genf die Bedeutung des „Mir" (der in ungeteiltem Besitze des Gemeindeland-Territoriums lebenden russischen Landgemeinde) erläutern ließ und die (in der Folge oft citierte) Äußerung that, er sehe in diesem Institut eine Schutzwehr gegen die socialen Gefahren der Zukunft, wie kein anderes Land sie besitze und zu welcher man Rußland Glück wünschen könne[1]. — Koschelew versichert, die Bedeutung der russischen Landgemeinde sei von Cavour vollständiger verstanden worden als von irgend einem ihm bekannt gewordenen Ausländer, — den Entdecker dieses „Urphänomens" der russischen Staats- und Gesellschaftsentwickelung, Herrn von Haxthausen, nicht ausgenommen. Nach einigem Verweilen in Genf, Paris, Brüssel und Ostende brach Koschelew seinen Aufenthalt im Auslande plötzlich ab; er war eingeladen worden, gemeinsam mit den Vertretern zahlreicher anderer provinzieller Komitees als Mitglied des Rjäsanschen Lokalkomitees nach Petersburg zu kommen, um vor der Redaktionskommission seine auf die Emancipationsangelegenheit bezüglichen Vorschläge zu erläutern und sich über die Ausführung der von dieser Centralstelle gefaßten

[1] Zu Cavours Ehre ist anzunehmen, daß er durch Koschelew nur unvollständige Kenntnis von dem angeblich alleinseligmachenden „Mir" erhalten hat.

Beschlüsse zu äußern. Gleichzeitig erfuhr er, daß die Kommission weit über die von ihm gemachten Vorschläge hinausgegangen sei und im Begriff stehe, den Bauerngemeinden ein außerordentlich weitgehendes Maß von Selbstbestimmung zuzugestehen und der bureaukratischen Neigung zum „Reglementieren" die Zügel schießen zu lassen. Koschelew traf in der russischen Residenz so zeitig ein, daß er an den eben begonnenen Beratungen und Kämpfen teilnehmen konnte.

Auf den Standpunkt näher einzugehen, den Koschelew in der russischen Agrarfrage einnahm, müssen wir uns versagen. Es bedürfte der ausführlichen Erörterung eines der kompliziertesten und für Westeuropa schwierigsten Gesetze der neueren Zeit und der Wiedergabe des Hauptinhalts der zahlreichen Schriften, welche unser Memoirenschreiber diesem Gegenstande gewidmet hat, um seine Grundanschauung und die im Lauf der Zeit eingetretenen Modifikationen derselben verständlich zu machen[1]. Seiner Auffassung gemäß sollten die Bauern in den Stand gesetzt werden, binnen möglichst kurzer Frist in das volle Eigentum eines für ihre auskömmliche Existenz zureichenden Teils von Grund und Boden zu treten, — das ökonomische Interesse des Adels sollte dabei aber möglichst geschont, jedes unnütze Opfer vermieden und mindestens für den Anfang auf eine gutsherrliche Beaufsichtigung der bäuerlichen Gemeindeverwaltungen hingewirkt werden, denen seiner Meinung nach jeder Beruf und jede Fähigkeit zu selbständiger Ordnung ihrer Angelegenheiten abging. Die mit der Regelung der Sache betrauten Regierungsorgane nahmen einen vielfach abweichenden Standpunkt ein. Alsbald nachdem er in Petersburg angelangt war, erfuhr Koschelew, daß die Redaktionskommission Beschlüsse ge-

[1] Deutsch ist nur ein Abschnitt aus Koschelews im Jahre 1869 veröffentlichter Schrift: „Eine Stimme aus der Landschaft" erschienen.

faßt habe, welche die gegenwärtigen Leistungen der Bauern zum Maßstabe des Schätzungswertes der abzulösenden Ländereien machten, und daß von jeder speciellen Taxation derselben abgesehen werden solle. Weiter war beschlossen worden, daß bei der Feststellung der Größe des bäuerlichen Areals nicht die Verhältnisse der einzelnen Provinzen, sondern allgemeine Maximal- und Minimalnormen zu Grunde gelegt und daß den Großgrundbesitzern in Zukunft jeder Einfluß auf die bäuerlichen Gemeindeverwaltungen genommen werden sollte. Um dem unvermeidlichen Widerspruch der Adelsrepräsentanten zuvorzukommen, hatten Graf Rostowzow und der Staatssekretär Miljutin eine „Instruktion“ für die zu wählenden Vertreter der Lokalkomitees entworfen, welche eine wirkliche Diskussion der seitens der einzelnen Provinzialkomitees ausgearbeiteten Entwürfe ausschloß. Der Form wegen sollten diese Entwürfe dem sogenannten Hauptkomitee überwiesen werden, die eingeladenen Deputierten der Redaktionskommission gegenüber indessen nichts weiter zu thun haben als „Ratschläge über die lokale Ausführung“ der von dieser gefaßten Beschlüsse zu erteilen. Samarin und Fürst Tscherkaskij, die der Redaktionskommission angehört hatten, nahmen wesentlich den Standpunkt derselben ein und beschworen Koschelew, sich im Interesse möglichster Beschleunigung des großen Werkes zufrieden zu geben und von jeder Opposition gegen das einmal vorhandene Elaborat der Kommission abzusehen. Dazu ließ der energische Mann sich indessen nicht bestimmen. Ohne Zögern trat er mit seinen Gegnern, den konservativen Deputierten Graf Schuwalow, Ofrosimow u. s. w., in Beratung, um zunächst einen Versuch zur Erweiterung der den Vertretern der Lokalkomitees eingeräumten Rechte anzustellen und durchzusetzen, daß die Vorschläge derselben innerhalb der Redaktionskommission materiell

geprüft, d. h. daß die Grundsätze der Ablösung nicht bureaukratisch festgestellt, sondern unter Mitwirkung von Repräsentanten des meistbeteiligten Standes nochmals diskutiert würden. Dieses Unternehmen scheiterte so vollständig, daß Koschelew es nicht einmal erreichen konnte, von dem Präses der Kommission, Rostowzow, empfangen zu werden. Im Bunde mit dem einflußreichen Staatssekretär N. Miljutin, der bereits damals als entschiedener Gegner des Adels bekannt war und Koschelews Einwendungen gegen das Elaborat der Kommission für ein bloßes Pamphlet erklärt hatte, setzte Rostowzow durch, daß der Kaiser persönlich für den von der Redaktionskommission festgesetzten Modus der Beratung eintrat und daß dadurch jeder weitere Widerspruch und jede eingehendere Erörterung der Gegenvorschläge der Provinzialvertreter moralisch unmöglich gemacht wurden[1]. Tief verstimmt kehrte Koschelew im November (1859) nach Moskau zurück, wo er eine Broschüre „Die Deputierten und die Redaktionskommission" schrieb, die in Leipzig gedruckt und verlegt wurde, an der öffentlichen Meinung übrigens spurlos vorüberging.

Die vorstehend berührte Episode in dem Leben Koschelews ist für seine politische Richtung und den Gegensatz seiner Anschauungen und derjenigen der übrigen einflußreicheren Slavophilenführer außerordentlich bezeichnend. Als einziger Praktiker innerhalb dieser Partei dem wirklichen Volksleben fernstehender Schwärmer für das von der europäischen Bildungskrankheit unberührt gebliebene Bauerntum, sagte er mit richtigem In-

[1] Die Mitglieder der Lokalkomitees nahmen in zwei Serien an den Beratungen der Redaktionskommission teil. Koschelew hatte der ersten Serie angehört; auch von der zweiten Serie wurde ein vergeblicher Versuch zur Erweiterung der Befugnisse der Deputierten angestellt.

stinkte voraus, daß die auf das Selbstverwaltungstalent und die wirtschaftlichen Qualitäten des russischen Bauern gesetzten Hoffnungen Fiasko machen würden und daß die dem Großgrundbesitz von den falschen Bauernfreunden zugefügte Schädigung für das gesamte Reich von verhängnisvollen Folgen begleitet sein werde[1]. Es mag übrigens ununtersucht bleiben, ob diese Folgen unter den einmal gegebenen Umständen überhaupt zu vermeiden gewesen wären und ob Koschelews specielle Vorschläge dieselben abzuwenden vermocht hätten, — rücksichtlich des der bäuerlichen Selbstverwaltung vorausgesagten Mißerfolges und der Verschlechterung der wirtschaftlichen Lage der bäuerlichen Bevölkerung hat er (bedauerlicherweise) vollständiger recht behalten, als von ihm selber angenommen worden sein mag. Belege dafür finden sich in Koschelews eigenen späteren Schriften (namentlich der Broschüre „Stimme aus der Landschaft") und in der gesamten neueren russischen Litteratur so zahlreich vor, daß einfach auf diese exemplifiziert werden kann. — Einen zweiten, nicht minder markanten Zug bildet die Entschiedenheit, mit welcher er eine Beteiligung der Vertreter des Adels an den Beschlußfassungen über das Emancipationsgesetz und den mit diesem zusammenhängenden legislativen Maßnahmen befürwortete. Ungleich der Mehrzahl seiner Parteigenossen, hatte Koschelew bei aller Bestimmtheit seiner liberalen Anschauungen und seiner Abneigung gegen das altväterische Landjunkertum eine mit Vorliebe für ständische Gliederungen gepaarte Abneigung gegen die bureaukratische Allgewalt, wie sie sonst nur bei den entschiedensten

---

[1] Man vergleiche hiermit die unter dem Namen Anatole Leroy-Beaulieus und dem Titel „Un homme d'état russe" in der „Revue des deux Mondes" herausgegebenen und Miljutin gewidmeten Lobhudeleien! Es sähe heute weniger trostlos in Rußland aus, wenn Koschelew über Miljutin obgesiegt hätte!

russischen Konservativen gefunden zu werden pflegt. Er nahm dadurch eine Mittelstellung zwischen den Parteien ein, die als Hauptgrund dafür angesehen werden kann, daß er trotz unbestrittenen persönlichen Ansehens und entschiedener Beliebtheit bei den Führern der nationalen Bewegung der sechziger Jahre sowie trotz wesentlicher Zustimmung zu den Zielen derselben zu einer eigentlich maßgebenden Stellung nicht zu gelangen vermochte[1].

Koschelews Arbeitslust und steter Bereitschaft zur Übernahme ehrenamtlicher Stellungen geschah durch die im Jahre 1859 gemachte Erfahrung übrigens kein Eintrag. Kaum ein Jahr nach der Niederlage, die er bei seinem letzten Aufenthalt in St. Petersburg erfahren, brach er abermals in die Newaresidenz auf[2], um einer Aufforderung des Finanzministers Knäschewitsch zur Teilnahme an den Beratungen über Umgestaltung der Branntweinbesteuerung Folge zu leisten. Der vieljährige Pächter des Branntweinregals im Gouvernement Rjäsan, der die demoralisierende Wirkung dieses Systems genauer als sonst jemand kannte, hatte bereits zehn Jahre zuvor dem damaligen Minister Wrontschenko eine Denkschrift überreicht, in welcher er darauf hinwies, daß die Verpachtung des Regals finanziell unvorteilhaft und politisch verderblich sei, weil sie Polizei und Verwaltungsbeamte zu Gehülfen und Pensionären der Pächter entwürdige und an der Verbreitung der Völlerei interessiere. Jetzt erlebte er die Genug-

---

[1] Leider hat sich der Boden Rußlands — wie er durch seine Kirche hergerichtet worden ist — bisher als unempfänglich erwiesen für besonnene, fruchtbringende Kulturarbeit, wie die von Koschelew beabsichtigte!

[2] Der Vollständigkeit wegen muß bemerkt werden, daß Koschelews Freunde Chomjäkow und Konstantin Aksakow, der Hauptbegründer der Slavophilenpartei, um jene Zeit starben. Iwan Kirejewski war ihnen 1856 im Tode vorausgegangen. — Seit jener Zeit begann der maßgebende Einfluß Iwan Aksakows und Samarins, denen Koschelew fremder gegenüberstand.

thuung, seinen Gedanken verwirklicht und seinen Vorschlägen gemäß eine Fabrikationssteuer eingeführt zu sehen, deren Beträge alle Vorausberechnungen übertrafen. Innerhalb der Kommission schloß der eifrige Nationale und theoretische Gegner der Deutschen sich besonders eng an den Vertreter der baltischen Branntweinbrenner, Heinrich von Hagemeister; desto ungünstiger beurteilt der sonst so milde Kritiker einen anderen der Kommission angehörigen Deutschen, den späteren Finanzminister von Reutern, dem getraut zu haben Koschelew für einen schweren Irrtum ansieht und von dem er in den gereiztesten und wegwerfendsten Ausdrücken spricht. — Die Kommissionsarbeiten dauerten nahezu ein halbes Jahr und brachten Koschelew die erste staatliche Auszeichnung, den Wladimirorden dritter Klasse, ein; daß er diese Dekoration annahm, erregte ein gewisses Aufsehen; denn kurz zuvor hatte sein Parteigenosse, der starre und widerspruchslustige Juri Samarin, denselben Orden mit der Erklärung ausgeschlagen, daß er für einen der Volksgemeinschaft erwiesenen Dienst (die Teilnahme an der Redaktionskommission, welche das Emancipationsgesetz ausarbeitete) keine Regierungsbelohnung annehmen könne.

In die Zeit der die Reform der Branntweinbesteuerung betreffenden Kommissionsarbeiten war der Erlaß des berühmten Ukases über die Aufhebung der Leibeigenschaft (19. Februar = 2. März 1861) gefallen. Koschelew, in dem der liberale Parteimann stets die Oberhand behalten hatte, verließ Petersburg mit dem peinlichen Vorgefühl eines Rückschlages, der auf diesen großen „Schritt vorwärts" folgen werde. Seine Befürchtung, daß die mit der Hofpartei verbündeten Anhänger der alten Ordnung das Übergewicht erlangen würden, erfüllte sich indessen nicht; im Gegenteil folgten zwei Jahre einer ununterbrochenen Reformthätigkeit der Regierung, an welcher

auch die Maifeuersbrünste von 1862 und die immer häufiger vorkommenden Ausschreitungen der radikalen St. Petersburger Presse nichts zu ändern vermochten. Auf dem flachen Lande war man unterdessen ausschließlich mit der Ausführung des Emancipationsgesetzes und mit Auseinandersetzungen zwischen Herren und ehemaligen Leibeigenen beschäftigt. Seine Bauern zu sofortigem Loskauf ihrer Landanteile zu bestimmen, gelang Koschelew nicht, da unter diesen Leuten die unsinnigsten Gerüchte über eine „neue zarische Freiheit", eine unmittelbar bevorstehende unentgeltliche Verteilung alles Grund und Bodens u. s. w., im Schwange gingen. Schließlich gelang es, die Übelberatenen mindestens zum Abschluß von Verträgen über den Übergang von der Frone zur Geldpacht zu bestimmen. Den damals zuerst gewählten „Friedensvermittlern", welche die Überleitung aus den alten in die neuen Verhältnisse zu überwachen, alle neugeschlossenen Verträge zu prüfen und zu bestätigen hatten, erteilt Koschelew ein außerordentlich günstiges Zeugnis, indem er bedauernd hinzufügt, daß der genommene schöne Anlauf nur kurze Zeit vorgehalten habe und daß bereits die zweite Friedensvermittlergeneration träge und nichtsnutzig gewesen sei. — Das allgemeine Los, bei dem Übergange von der Frone zu der freien Arbeit mit gemieteten Leuten Lehrgeld zahlen und durch die Schädigung und Abnutzung von Maschinen, Pferden, Rindvieh Schaden erfahren zu müssen, blieb auch dem reichen und längst durch die Schule der Praxis gegangenen Besitzer von Pessotschna nicht erspart, — immerhin scheint Koschelew über diese Krisis rascher und leichter hinweggekommen zu sein als die Mehrzahl seiner Standesgenossen. Die Verlegenheiten derselben waren so allgemein, daß der in Moskau verlebte Winter 1862/63 ziemlich freudlos und ungesellig verging. Koschelew wurde damals zum Präsidenten der Moskauer landwirtschaftlichen Gesellschaft gewählt, hatte

in dieser Eigenschaft einen heftigen Konflikt mit der Regierung zu bestehen, den er mit gewohntem Feuer aufnahm und schließlich siegreich durchführte, siedelte im Dezember auf einige Monate nach Dresden über und schrieb hier eine (von Haxthausen ins Deutsche übersetzte) Broschüre, in welcher er „keine Konstitution", wohl aber die Einberufung einer aus Vertretern aller Teile Rußlands zusammengesetzten „allgemeinen Landesratsversammlung" (semskaja duma) vorschlug. — Auf denselben (wie erwähnt, bereits im Jahre 1855 gehegten) Gedanken ist Koschelew auch in der Folge mehrmals zurückgekommen, um mit zunehmendem Eifer zu wiederholen, daß er grundsätzlich Anhänger der uneingeschränkten zarischen Gewalt sei, behufs Abstellung der tief eingewurzelten Schäden des russischen Staats- und Verwaltungsmechanismus indessen eine beratende Versammlung, „wie sie früherer Zeit" (es ist das 17. Jahrhundert gemeint) üblich gewesen, für unentbehrlich halte[1].

Daß dieser letzte Satz bei einem Schüler Chomjäkows und Anhänger der Slavophilendoktrin nicht fehlen kann, versteht sich von selbst. Desto wunderlicher erscheint, daß ein Mann von der Nüchternheit, Erfahrung und Klarheit Koschelews zeitlebens in dem (freilich von zahlreichen gescheiten und wohlmeinenden Russen geteilten) Wahn befangen geblieben ist, eine bloß beratende Versammlung von Volksvertretern sei als dauernde Institution möglich und mit der absoluten Monarchie vereinbar. Liegt für den Unbefangenen doch auf der Hand, daß jede Volksvertretung die natürliche Tendenz haben muß, durch die Erwerbung bestimmter politischer und steuerlicher Befugnisse Sicherheit für die Befolgung ihrer „Rat-

---

[1] An diese eigentümliche Vorliebe Koschelews knüpft der folgende Aufsatz „Russisches Parlament" an.

schläge" zu gewinnen, und daß die Einberufung einer konsultativen Körperschaft demgemäß nichts weiter als ein erster Schritt zum Konstitutionalismus sein würde! Vollends unberechtigt erscheint dabei die auch von unserem Memoirenschreiber beliebte Aufstellung, daß die specifischen Eigentümlichkeiten des russischen Volkscharakters ausreichende Bürgschaft gegen etwaige Übergriffe einer Landesratsversammlung in das gesetzgeberische und administrative Gebiet gewährten und daß die unbeschränkte Monarchie von dieser Seite aus nicht das Geringste zu fürchten hätte. Die mit den (seit 1864 bestehenden) provinziellen Landschaftsversammlungen gemachten Erfahrungen haben das direkte Gegenteil gelehrt, indem sie sich aus einer Kette unaufhörlich wiederkehrender Zusammenstöße zwischen Administration und Landschaft und zahlreicher Versuche zu gewaltsamer Erweiterung der der letzteren zugewiesenen Sphäre zusammensetzten. — Koschelews Bestehen auf dieser trotz ihrer greifbaren Halbheit und Unklarheit populär gewordenen Forderung ist zur einen Hälfte auf die Rechnung derselben slavophilen Velleitäten zu setzen, die ihn zum Vorkämpfer des ungeteilten Gemeindebesitzes machten, — zur anderen Hälfte erklärt dasselbe sich aus dem Zwiespalt, der zwischen den verschiedenen Klassen der heutigen russischen Gesellschaft besteht. Die Substanz der Bildung des Adels ist eine occidentale, modern liberale, während die Masse des russischen Volkes an den nationalen Vorstellungen von der gottgewollten Uneingeschränktheit des Zarentums festhält. Zu scharfsichtig, um die ungeheuere Bedeutung dieses letzteren Faktors mit dem Hochmut des vulgären Radikalismus zu übersehen, glaubten und glauben die Schichten, in deren Namen Koschelew redet, in der „Ratsversammlung" eine Vermittlung zwischen den zwei in Wahrheit einander ausschließenden Anschauungen ausfindig gemacht zu haben. Diese „Vermittlung" ist nichts weiter als

eine Selbsttäuschung, die zudem mit kaum glaublicher Kurzsichtigkeit über die Thatsache hinwegsieht, daß das in den Besitz Polens, Litauens, Kaukasiens, Finnlands und der baltischen Länder getretene russische Reich mit dem moskowitischen Rußland der Michael und Alexei Romanow schlechterdings nicht identifiziert werden kann und daß bereits Peters des Großen Bruder, der Zar Feodor Alexejewitsch, Gründe gehabt hatte, die „Landesversammlung“ nicht mehr einzuberufen.

— — Im September 1862 war Koschelew von einer der Reisen, die ihn fast alljährlich nach Deutschland führten, nach Moskau zurückgekehrt, wo er regelmäßig den Winter verbrachte. Sechs Monate später brach der polnisch-litauische Aufstand aus, und noch vor der völligen Bewältigung dieser für Russen und Polen gleich verhängnisvoll gewordenen Emeute, im Februar 1864, erhielt Koschelew durch den Fürsten Tscherkaskij die Aufforderung, als Kollege dieses mit der Direktion der „inneren Angelegenheiten“ Polens betrauten nationalen Staatsmannes nach Warschau zu gehen und die oberste Leitung des Finanzwesens zu übernehmen; zu der Stellung eines polnischen Finanzministers fehlte allein der Titel. — Die Verwandlung Polens in eine russische, wesentlich von Russen regierte Provinz und eine den emancipierten Bauernstand auf Unkosten des rebellischen Adels begünstigende totale Neuorganisation der agrarischen Verhältnisse waren endgültig beschlossen, — der aus der Zeit des Emancipationsgesetzes wegen seines radikalen Eifers bekannte Staatssekretär Miljutin mit der Ausführung dieser Angelegenheiten betraut und der Plan derselben in einer Kommission festgestellt worden, welcher Koschelews befreundeter Gegner, Fürst Tscherkaskij, und Herr Juri Samarin angehört hatten. Die Ausführung sollte in die Hände eines aus dem Statthalter des Königreichs, Grafen Berg, und einer kleinen Zahl hoher russischer Beamten be-

stehenden Warschauer „Organisationskomitees" gelegt werden und der Direktor der Finanzverwaltung demselben angehören.

Da die Einladung von Miljutin ausging, war Koschelew über die Annahme des ihm völlig unerwartet gemachten Anerbietens in hohem Grade zweifelhaft. Er schreibt darüber das Folgende: „Ich las den Organisationsentwurf, ich erkannte, daß das Eigentumsrecht des polnischen Adels einer verbesserten Stellung des Bauernstandes zum Opfer gebracht werden sollte, ich glaubte aber im Hinblick auf die früheren Bedrückungen und auf die Rebellion, deren dieser Adel sich schuldig gemacht hatte, in diesem Opfer keinen Verstoß gegen die Gerechtigkeit sehen zu dürfen. Ich mußte außerdem anerkennen, daß es behufs völliger Unterwerfung des Landes unter die russische Herrschaft durchaus notwendig sei, die Zuneigung des polnischen Bauernstandes zu gewinnen und Macht und Einfluß des Adels einzuschränken. Der Organisationsentwurf erschien mir demgemäß annehmbar; da ich aber Miljutin und den Fürsten Tscherkaskij sehr genau kannte, konnte ich die Befürchtung nicht los werden, das in Rede stehende Gesetz werde unter den Händen dieser Männer nicht sowohl die letzte Kriegsmaßregel zur Niederschlagung des polnischen Aufstandes als vielmehr der Ausgangspunkt für weitergehende, auf die Unterdrückung und den Ruin des polnischen Adels direkt abzielende Maßregeln werden. Prinzipiell war ich Gegner dieses Adels, unter den gegebenen Umständen aber hielt ich denselben für unersetzbar und für einer gewissen Berücksichtigung bedürftig. Außerdem waren Bedrückungen und Willkürlichkeiten meinem ganzen Wesen antipathisch: daß Männer, die meine sachlichen Einwürfe gegen den Redaktionsentwurf des Emancipationsgesetzes ein „Pamphlet" genannt hatten, zu Gewalt und Unterdrückung schreiten würden, konnte mir aber nicht zweifelhaft sein. Aus diesen Gründen lehnte

ich Miljutins Anträge ab." — Dieses Sträuben sollte indessen vergeblich sein. Miljutin ließ Koschelew eine offizielle Aufforderung zur Übernahme der Finanzverwaltung Polens und zum Eintritt in das Warschauer Organisationskomitee zugehen — er beschied ihn nach Petersburg und bewirkte, daß der Kaiser den „Hofrat" a. D. Koschelew zu einer Privataudienz befahl. An einem der ersten Tage des Mai 1864 wurde Koschelew im Sommerpalais zu Zarskoje Selo von seinem Monarchen in dessen Arbeitszimmer empfangen: „Ich weiß", sagte Se. Majestät, „daß es Ihnen schwer fällt, sich von dem Privatleben, an welches Sie sich gewöhnt haben, zu trennen; ich bitte Sie aber, dem Vaterlande dieses Opfer zu bringen und die Stellungen eines Mitgliedes des Organisationskomitees und eines Finanzdirektors im Königreich Polen zu übernehmen. Ich bin überzeugt, daß Sie mir das nicht abschlagen werden." „Diese Worte (so heißt es in den Denkwürdigkeiten) entschieden, daß ich nach Warschau ging. Ich sprach meine volle Bereitschaft zur Erfüllung des Willens Sr. Majestät aus und bat nur, daß man mir gestatte, die Stellung des Finanzdirektors erst nach einigen der Orientierung gewidmeten Monaten anzutreten. Der Kaiser stimmte dem zu, bewilligte mir eine vierwöchentliche Frist zur Ordnung meiner Privatangelegenheiten und schüttelte mir zum Schluß dieser außerordentlich gnädigen Audienz kräftig die Hand."

Vier Wochen später, am 11. Juni 1864, langte Koschelew in Begleitung eines aus Moskau mitgenommenen jüngeren Beamten in Warschau an, wo seiner zunächst ein höchst unfreundlicher Empfang harrte. Der Statthalter Graf Berg, der als Deutscher und Konservativer entschiedener Gegner der radikalen Politik Miljutins war und in dem neuen Finanzminister ein Werkzeug dieses immer mächtiger gewordenen politischen Gegners sehen zu müssen glaubte, ließ denselben

eine halbe Stunde lang warten, empfing ihn sodann stehend, bot seinem Gaste keinen Stuhl an und reichte ihm nicht einmal die Hand. Dieser erste peinliche Eindruck wurde indessen bald verwischt, da Berg sich bei der nächsten Begegnung entschuldigte und das Bestreben zeigte, ein freundliches Verhältnis anzubahnen. Koschelew urteilt über diesen hervorragenden, trotz seiner hohen Stellung in Rußland niemals populär gewesenen, damals vierundsiebzigjährigen Mann wie folgt: „Graf Berg war sehr gescheit, außerordentlich thätig, ziemlich aufgeklärt, höflich und von den angenehmsten Umgangsformen ... Seine Arbeitskraft war geradezu unvergleichlich; er schlief sehr wenig, zeigte sich immer arbeitslustig, war, auch wenn er mitten in der Nacht geweckt wurde, frisch und munter und verriet nie eine Spur von Ermüdung oder Trägheit. Die Sitzungen des Organisationskomitees begannen um neun Uhr abends und dauerten häufig bis spät in die Nacht. Einmal hatte die Debatte über einen vom Fürsten Tscherkaskij gehaltenen Vortrag bis drei Uhr morgens gewährt, — mein Vortrag sollte folgen, ich nahm indessen an, daß derselbe der vorgerückten Stunde wegen vertagt werden würde. Berg aber gab mir ohne weiteres das Wort und die Sache wurde erledigt. Mit ihm gemeinsam zu arbeiten war höchst angenehm, er hatte ein blitzschnelles Auffassungsvermögen, erriet stets die letzte Meinung des andern und zögerte niemals mit seinem Entschluß ...“

Das Organisationskomitee für die Umgestaltung der Verwaltung und der bäuerlichen Verhältnisse Polens, an dessen Spitze der Statthalter stand, zählte außer ihm, Koschelew und dem Fürsten Tscherkaskij noch vier, später fünf Mitglieder. Neben diesem Komitee bestand ein Verwaltungsrat, der die laufende Administration leitete und dem außer den genannten Personen noch fünf andere höhere Beamte, darunter drei Polen

und ein Deutscher, der Direktor der Unterrichtsverwaltung Witte, angehörten; die Finanzverwaltung wurde einstweilen, d. h. bis zum definitiven Eintritt Koschelews, von einem Polen, Bagnewski, geleitet. — Auf den ersten Blick erkannte Koschelew, daß sich in beiden Oberbehörden zwei feindliche Parteien gegenüberstanden. Graf Berg und die diesem verbündete Mehrheit vertraten maßvolle Anschauungen und ließen sich nicht sowohl durch politisch-tendenziöse als durch praktisch-administrative Erwägungen bestimmen; das größere Talent und der größere Einfluß waren dagegen auf der Seite Tscherkaskijs und Solowjews, die von Petersburg aus durch Miljutin unterstützt wurden, ihre innerhalb des Komitees in der Minderheit gebliebene Meinung mit Hülfe dieses Verbündeten gewöhnlich durchsetzten, die Mehrheit nicht selten tyrannisierten und sich „durch Frechheit und Voreingenommenheit auszeichneten". — Koschelew hielt sich anfangs zurück, nahm dann eine Mittelstellung ein, konnte schließlich aber nicht umhin, trotz aller Antipathieen gegen die „Bureaukraten" und „Deutschen" der Mehrheit auf die Seite derselben zu treten, mit Berg gemeinsame Sache zu machen und seinem „Freunde" und Parteigenossen Tscherkaskij in allen wichtigeren Fragen aufs entschiedenste sich zu wiedersetzen. Persönlich suchten die beiden Antipoden in freundlichen Beziehungen zu bleiben, sachlich führten sie einen fast ununterbrochenen Krieg. Herrschsüchtig und energisch, wie er war, suchte Tscherkaskij nicht nur in den Organisationsfragen das entscheidende Wort zu sprechen, sondern bei Gelegenheit auch in die dem Finanzdirektor vorbehaltene Sphäre hinüberzugreifen und demselben mit Hülfe seiner Petersburger Verbindungen Schwierigkeiten zu bereiten. Der Fürst arbeitete — wie Koschelew wiederholt mit aller Schärfe hervorhebt — systematisch auf den materiellen Ruin des polnischen Adels, auf Verfeindung desselben mit dem

Bauernstande, auf Beseitigung aller traditionellen Einrichtungen des Landes und auf die völlige Ausschließung des polnischen Elements aus dem Beamtentum und der Verwaltung hin. In direktem Gegensatz dazu war Koschelew der Meinung, daß die Regierung, wenn sie ihren Vorteil richtig verstehe, den zu Gunsten des Bauernstandes bereits schwer geschädigten polnischen Adel niemals unnötig anfeinden und sich dadurch selbst ins Unrecht setzen dürfe. Die bestehenden Einrichtungen sollten nur soweit abgeändert werden, als es im Interesse der Einheit der Verwaltung nötig sei, — die Mehrzahl russischer Institutionen hielt Koschelew für zu unvollkommen und reformbedürftig, um ihrer Ausdehnung auf Polen das Wort reden zu können. Noch entschiedener widersetzte er sich der von Tscherkaskij angestrebten völligen Ausschließung des polnischen Elements aus dem Beamtentum. Bei dem Mangel ehrlicher, zuverlässiger und gehörig ausgebildeter Staatsdiener, an welchem Rußland laboriere, sei es ebenso widersinnig, dem Mutterlande seine besseren Kräfte zu entziehen wie aufs Geratewohl Polens Zukunft unerprobten, mit den örtlichen Verhältnissen völlig unbekannten Einwandrern aus Rußland preiszugeben. Koschelew war der Meinung, daß es an brauchbaren und gebildeten polnischen Beamten keineswegs fehle und daß es nur darauf ankomme, dieselben richtig auszusuchen und zu gewinnen. „Ein Land, das eine relativ hohe, wenn auch ungesunde Bildung besitzt (so schreibt er einmal) und das auf eine tausendjährige geschichtliche Entwickelung zurücksieht, kann überhaupt nicht plötzlich und mit einem Male umgemacht werden."

Die diesen Blättern gesteckte Grenze schließt eine ausführliche Aufzählung der zwischen den beiden Parteien des Warschauer Organisationskomitees geführten Kontroversen aus. Zum ersten heftigen Zusammenstoß kam es, als Koschelew die

Liste derjenigen Personen vorlegte, die er zu der von ihm geleiteten Kommission für Umgestaltung des Steuersystems in Polen zuziehen wollte, — zu einem noch heftigeren Kriege aber, als es sich um einen Gesetzentwurf, betreffend die Regelung der bäuerlichen Servituten und Ablösung des bäuerlichen Hütungs- und Weiderechts in den herrschaftlichen Wäldern, handelte. Daß ein eminent wichtiger Gegenstand zur Frage stehe und daß die von den Bauern verübten Waldzerstörungen nicht nur den Adel, sondern das gesamte Land schwer zu schädigen drohten, wurde auf beiden Seiten ebenso anerkannt, wie daß die gemachten Vorschläge billig und gerecht seien. Im übrigen aber war man diametral verschiedener Meinung. Tscherkaskij sagte offen heraus, daß er keiner noch so billigen Ablösung und Regelung dieser Servituten zustimmen könne, „weil das russische Staatsinteresse die Fortdauer feindlicher Beziehungen zwischen Herren und Bauern Polens erheische“, und wußte mit Hülfe Miljutins zu bewirken, daß der von dem Komitee mit großer Mehrheit angenommene Gesetzentwurf in St. Petersburg nicht bestätigt wurde. — Koschelew sah sich durch diese immer wiederkehrenden Differenzen veranlaßt, in die Residenz zu gehen, eine Audienz beim Kaiser zu erbitten und diesem über die Verschiedenheit seiner und der Miljutin-Tscherkaskijschen Anschauungen Vortrag zu halten. Ohne sich auf die Nennung von Namen einzulassen, hob er hervor, daß über das letzte Ziel, die Verschmelzung Polens mit dem russischen Reiche, Übereinstimmung herrsche; daß die angewendeten Mittel der Vergewaltigung des polnischen Adels, der Verletzung der bestehenden Eigentumsrechte und der Besetzung aller wichtigen Ämter durch Russen von zweifelhafter Brauchbarkeit ihm dagegen höchst bedenklich erschienen. Seiner Meinung nach müßte Polen durch Förderung seiner wahren

Interessen und seines materiellen Wohlstandes gewonnen und der Versuch gemacht werden, die zahlreich vorhandenen versöhnlichen und verständigen Elemente dieses Landes zu Rußland hinüberzuziehen. Billigten Se. Majestät diese Anschauung nicht, so müsse er (Koschelew) um seinen Abschied bitten. „Der Kaiser hörte meinem in zahlreiche Details gehenden Vortrage mit Aufmerksamkeit und Anteil zu. Als ich zu Ende war, umarmte er mich mit den Worten: »Nein — Du erfüllst meine Wünsche — ich billige Deine Handlungsweise und bitte Dich, in der bisherigen Weise fortzufahren«." (Anfang September 1865.)

Hocherfreut kehrte Koschelew (dem kurz zuvor trotz seines niedrigen Klassenranges Stern und Band des Stanislausordens erster Klasse verliehen worden war) nach Warschau zurück. Bald genug sollte er gewahr werden, daß alles beim alten geblieben sei und daß diejenigen Vorschläge, auf welche er das meiste Gewicht legte, an der Centralstelle nach wie vor auf Widerspruch und Hindernisse stießen. Wenig später mußte er erleben, daß sein sorgfältig ausgearbeiteter Plan zur Umgestaltung des polnischen Steuersystems gleichfalls auf „Hindernisse" stieß und nicht von der Stelle kam. Jetzt riß ihm die Geduld und er reichte sein Abschiedsgesuch ein, — die Antwort auf dasselbe war die Ernennung zum Wirklichen Staatsrat (mit Überspringung zweier Rangstufen) und ein namens Sr. Majestät an den Statthalter gerichtetes Schreiben des Grafen Adlerberg, das abermals den Wunsch aussprach, Herr Koschelew möge in seinem so erfolgreich verwalteten Amte bleiben. — Dem kaiserlichen Winke Folge leistend, hielt Koschelew in der Hoffnung auf bessere Tage seine Wünsche zurück. Aber statt besser zu gehen, ging es immer schlimmer. Seinen im November 1865 eingereichten Budgetvorschlag für das Finanzjahr 1866 erhielt er erst im März des nächsten

Jahres und zwar in einer Gestalt zurück, die deutlich erkennen ließ, „daß die vorgenommenen Abänderungen mit vollständiger Sachunkenntnis und lediglich in der Absicht, mich und den Statthalter zu ärgern, gemacht worden waren". — Vier Wochen später (April 1866) wurde Miljutin, der längst thatsächlicher Leiter der in Polen verfolgten Politik gewesen war, an Stelle Platonows zum Minister-Staatssekretär für das Königreich Polen ernannt. Jetzt war Koschelews Entschluß, nach Beendigung zweier seiner wichtigsten Arbeiten (der Projekte betreffend die Steuerreform und die Einführung der Branntweinaccise) den aussichtslos gewordenen Kampf aufzugeben und aus Gesundheitsrücksichten den Abschied zu nehmen, definitiv gefaßt. Zur Verwunderung Bergs führte Koschelew seine Absicht, in das Privatleben zurückzukehren, bereits drei Monate später aus; das Karakosowsche Attentat und die Besorgnis vor einer durch dasselbe herbeigeführten Abwendung von der bisher verfolgten Reformpolitik hatten ihn in dem Wunsche, den Staatsdienst zu verlassen, bestärkt. Am 12. Juli 1866, fünfundzwanzig Monate nach seinem Eintritt in das Warschauer Organisationskomitee, verließ er Warschau, um nicht wieder dahin zurückzukehren. — An der Meinung, daß die Russifizierung Polens eine unvermeidliche Notwendigkeit sei, halten auch die „Denkwürdigkeiten" fest; Koschelew war der Meinung, der Erreichung dieses Zwecks mit Erfolg vorgearbeitet und der russischen Sache in Polen wirkliche Dienste erwiesen zu haben. Es war ihm — seiner Behauptung nach, ohne Anwendung irgend welcher Zwangs- und Pressionsmittel — gelungen, in seinem Ressort den Gebrauch der russischen Geschäftssprache einzuführen, die mit der Finanzverwaltung in Beziehung stehenden öffentlichen Institutionen (u. a. den polnischen Landeskreditverein) und zahlreiche Private zur Einreichung russischer Schriftstücke zu bestimmen und sich

mit einem großen Teil der Warschauer Gesellschaft — auch der weiblichen — auf freundlichen Fuß zu stellen. „Ich habe in Warschau (so schreibt er einem Freunde) ein freundliches Gedächtnis hinterlassen und meinem Vaterlande bessere Dienste geleistet, als diejenigen thaten, die es anders machten." — Wenigstens beiläufig muß an dieser Stelle darauf hingewiesen werden, daß Koschelews Bericht über die Warschauer Kommissionsarbeiten und über sein Verhältnis zu Miljutin und Tscherkaskij an allen entscheidenden Punkten die optimistische und trotz ihres Materialreichtums durchaus urteilslose Darstellung Lügen straft, welche Herr Anatole Leroy-Beaulieu, der Verfasser des fleißigen und verdienstvollen, aber vielfach überschätzten Buches „L'empire des Tsars et les Russes", in seinem Panegyrikus „Un homme d'état russe" von dem polnischen „System" Miljutins entworfen hat. Für Sachkenner ist damit zugleich gesagt, daß der gelehrte Franzose mit seiner gesamten Auffassung der russischen Agrarfrage auf falsche Fährte geraten und zu Irrtümern verführt worden ist, von denen andere, minder genau unterrichtete Franzosen, z. B. Herr Leonce de Lavergne (der weder russisch noch polnisch konnte), sich mit angeborenem Instinkte für das Richtige frei zu halten gewußt haben. Wer die beiden oben genannten Leroy-Beaulieuschen Bücher an der Hand unseres Memoirenwerks revidieren wollte, würde denselben eine kaum glaubliche Abhängigkeit von den mehr als parteiischen Darstellungen Samarins und Tscherkaskijs nachweisen können[1] und die vielfach gemachte Erfahrung bestätigt finden, daß über russische

[1] Es ist mehr als wahrscheinlich, daß Leroy-Beaulieu gar nicht Verfasser, sondern nur „Herausgeber" der Schrift „un homme d'état russe" gewesen ist. Wie er es vermocht hat, dazu seinen Namen herzugeben, das ist seine Sache. Vgl. Victor Frank „Warmkaltes über Rußland", in „Historisch-politische Blätter" (107 S. 7—10).

Dinge nur mitreden darf, wer zwischen den Zeilen der russischen Quellenwerke und offiziellen Berichte zu lesen versteht. Diese Kunst, in der Koschelew Meister war, hat Herr Leroy-Beaulieu trotz seiner Vertiefung in die russische Gesetzgebung nicht gelernt, weil dieselbe sich von Nichtrussen überhaupt nur erlernen läßt, wenn dieselben eingesehen haben, daß westeuropäische Voraussetzungen sich auf russische Verhältnisse ein für allemal nicht anwenden lassen. Davon, daß mit denselben Worten und Namen jenseits der Weichsel ganz andere Begriffe verbunden werden als in der germanisch-romanischen Welt, hat Herr Leroy-Beaulieu entweder nichts gehört oder nichts hören wollen[1]!

Nach mehrmonatlichem Aufenthalte im Auslande ließ Koschelew sich für den Spätherbst des Jahres 1866 in Rjäsan, für den Winter in Moskau nieder, wo er namentlich mit Pogodin verkehrte. Den Hauptgegenstand seiner Thätigkeit und seines Interesses bildeten fortan die im Jahre 1864 eingeführten Landschaftsinstitutionen, auf welche er große Hoffnungen setzte, weil er sie als Vorläufer der seit zehn Jahren ersehnten Einberufung einer „Reichsratsversammlung" ansah. Immer wieder nahm er an den Verhandlungen der Rjäsanschen

[1] Den Gegensatz zwischen seinen und den Tscherkaskijschen Auffassungen hat Koschelew in einer ausführlichen, seinen Memoiren beigegebenen Denkschrift entwickelt, welche er dem Kaiser im November 1866 übersandte und dieser vollständig gebilligt haben soll. — Tags nach Eingang derselben wurde Miljutin von einem Schlaganfall getroffen; Tscherkaskij eilte nach Petersburg, erhielt von dem Kaiser die Versicherung, es werde an dem bisherigen System festgehalten werden, und sah sich bereits für den Nachfolger Miljutins im polnischen Staatssekretariat an. Tags darauf erfuhr er, daß ein prinzipieller Gegner, der nachmals berüchtigte Justizminister Nabokow, dieses Amter halten habe. Die an ihn gerichtete Aufforderung, sofort auf seinen Posten nach Warschau zurückzukehren, beantwortete Tscherkaskij mit einem Abschiedsgesuch, das sofort angenommen wurde. — Der Fürst ging nach Moskau, wo er bald darauf zum Oberbürgermeister (Stadthaupt) erwählt wurde.

Provinziallandschaftsversammlung und des von dieser erwählten Verwaltungsausschusses (des sogenannten Landschaftsamtes) eifrigen Anteil, aber immer wieder mußte er sich davon überzeugen, daß die Leistungsfähigkeit dieser Institutionen eine höchst beschränkte sei, daß Regierung und Beamtentum Zuständigkeit und Wirkungskreis derselben möglichst einzuengen suchten, daß die Mehrzahl der gefaßten Beschlüsse auf dem Papier blieb und daß an eine Weiterentwickelung der Sache im Sinne lebensvoller Teilnahme des Landes an der Verwaltung und Gesetzgebung des Staates nicht entfernt gedacht werde. Gewohnt, auf dem einmal eingeschlagenen Wege zu beharren, ließ er sich dadurch nicht entmutigen; er versuchte den Schwierigkeiten Trotz zu bieten, die der wachsende Einfluß des konservativen, jeder Selbstthätigkeit der kleineren Kreise abgeneigten Beamtentums von Jahr zu Jahr aufhäufte. Rasch aufeinander folgte eine große Anzahl in Berlin veröffentlichter, regelmäßig von der Censur verbotener Flugschriften, in denen der Unermüdliche immer wieder auf seinen Lieblingsgedanken zurückkam und die Unmöglichkeit einer gesunden Weiterentwickelung auf rein bureaukratischem Wege nachzuweisen suchte. Die Ereignisse schienen ihm recht zu geben. Mit dem Wohlstande des Landvolkes, den Leistungen der Verwaltungsbehörden und der Entwickelung des Schulwesens ging es offenbar rückwärts, die öffentliche Stimmung verdüsterte sich, und die Zunahme nihilistischer und revolutionärer Umtriebe lastete wie ein Alp auf allen Freunden des gesetzlichen Fortschrittes. Desto schmerzlicher empfand er, daß an den Entschließungen der Regierung dadurch nichts geändert und daß diese in immer entschiedeneren Gegensatz gegen die Reform- und Landschaftspartei getrieben wurde. — Zu diesem Gange der öffentlichen Angelegenheiten kamen für Koschelew noch verschiedene peinliche persönliche Erfahrungen, welche

wir übergehen. Erwähnt mag nur werden, daß er sich zur Herausgabe einer politischen Monatsschrift entschloß; — nachdem zwei Hefte derselben auf Befehl der Oberpreßverwaltung verbrannt worden waren, mußte er auf die Fortsetzung dieses Unternehmens Verzicht leisten.

Die „Denkwürdigkeiten" berichten über diese Vorgänge in summarischer Kürze und ohne bei denselben zu verweilen. Auf Koschelew hatten dieselben indessen tieferen Eindruck gemacht, als er sich selbst eingestehen mochte. Der auf die Geschichte seiner letzten Lebensjahre bezügliche Teil der Denkwürdigkeiten verrät eine Verbitterung gegen die gesamte zeitgenössische Entwickelung, die sich schließlich zu einem fast hoffnungslosen Pessimismus steigert. Die Teilnahme des sonst unermüdlich gewesenen Mannes an den öffentlichen Angelegenheiten beschränkt sich fast ausschließlich auf den Besuch der Landschaftsversammlungen und, da diese seinen Ansprüchen immer weniger genügen und immer zerfahrener und einflußloser werden, auf die Publikation fast alljährlich in Berlin erscheinender Flugschriften, die das Thema von der Notwendigkeit der Einberufung einer allgemeinen Landesversammlung nach den verschiedensten Seiten erörtern. Weil dieser Wunsch unerfüllt bleibt, gerät Koschelew gegen alle in seinem Vaterlande maßgebenden Personen in Opposition — ergeht er sich in Angriffen gegen die gesamte von denselben eingeschlagene Richtung. Walujew ist ihm ein verkleideter Deutscher, Katkow ein roher Fanatiker der blinden Reaktion, Graf Tolstoi ein gemeingefährlicher Feind aller Bildung und allen Fortschritts, — der Krieg von 1877 wird wesentlich nach den Gesichtspunkten der (im übrigen vielfach getadelten) Slavophilenpartei beurteilt und Aksakows Verdammungsurteil über die Ergebnisse des Berliner Kongresses von 1878 bedingungslos unterschrieben.

Was über die folgenden Ereignisse, die Ära der Attentate und der Ausnahmemaßregeln, gesagt wird, verrät eine fast vollständige Hoffnungslosigkeit. Der Verfasser sieht den Fanatismus der nihilistischen Revolutionspartei als natürliches Erzeugnis der Abweichung von den Grundsätzen des ersten reformatorischen Abschnitts der vorigen Regierung an. Ein Lichtstrahl scheint ihm während der letzten Monate der Regierung Kaiser Alexanders II aufzublitzen. Auf seinen ausländischen Reisen war Koschelew wiederholt mit dem Grafen Loris Melikow zusammengetroffen, der sein Vertrauen erworben, sich als wahrhaft freisinnig denkender Staatsmann gezeigt und positiv versichert hatte, daß der Kaiser nur Beruhigung der Gemüter und Befestigung des inneren Friedens abwarten wolle, um zu den Absichten früherer Jahre zurückzukehren und durch die Einberufung von Deputierten der Landschaftsverbände die ersehnte Aufrichtung einer „Landesratsversammlung" ins Werk zu setzen. — Koschelew wußte, daß die bezügliche, bereits geraume Zeit früher vorbereitete Entscheidung im März 1881 erfolgen sollte, und sah diesem Zeitpunkt der Verwirklichung des heißesten seiner Wünsche mit froher Ungeduld entgegen. Desto furchtbarer war sein Entsetzen über die Blutthat, welche den irdischen Tagen des „Zar-Befreiers" just in dem Augenblick ein Ziel setzte, wo derselbe zur Krönung des großen Reformwerkes schreiten wollte, — desto schmerzlicher die Klage darüber, daß mit der Entlassung Loris Melikows, Abasas und des Grafen Miljutin alle Aussicht auf eine Fortentwickelung im liberalen Sinne vernichtet zu sein schien.

Schmerzlicher als alles übrige berührte ihn die Ernennung des ehemaligen Unterrichtsministers Grafen Tolstoi (Mai 1882) zum Minister des Innern, ein Vorgang, auf welchen er immer wieder und mit unverhohlener Bitterkeit

zurückkommt. — Da Koschelews Ende (November 1882) plötzlich erfolgte — seine wankende Gesundheit schien sich nach einem Kurgebrauch im Sommer des letzten Lebensjahres gebessert zu haben —, schließen die Memoiren inmitten einer schmerzlichen Betrachtung über die Abwendung der modernen Jugend von allem politischen und humanen Idealismus. Eine tiefe Dissonanz scheint das Resultat dieses durchaus harmonisch angelegten, von unermüdlicher Thätigkeit und unermüdeter Arbeitslust erfüllten Lebens gewesen zu sein. Der Bericht über dasselbe wird zu den wichtigsten Erzeugnissen der auf die neueste russische Geschichte bezüglichen Memoirenlitteratur zählen und eine dauernde Stelle in derselben behaupten.

XV.

Russisches Parlament.

Das vorstehende lichtvolle und hochinteressante Referat über „A. Koschelews Denkwürdigkeiten" hat bei der Enge des Rahmens auf eine wichtige Lieblingsidee des Memoirenschreibers nicht näher eingehen können: auf die Idee der Reaktivierung der altrussischen „allgemeinen Landesratsversammlung" (sémskaja dúma), — eine Idee, welche zu den Grunddogmen des alten Slavophilentums gehört hat, welche Koschelew und seine Gesinnungsgenossen von dieser Schule überkommen haben, welche, mehr oder weniger bewußt, wohl fast allen russischen parlamentarischen Velleitäten der neueren Zeit ursprünglich zu Grunde gelegen haben mag und daher wohl wert ist, näherer Betrachtung unterzogen zu werden.

Zunächst muß ein auch vom Referenten bemerkter Umstand sehr befremden: daß nämlich A. Koschelew trotz seiner „Nüchternheit, Erfahrung und Klarheit" ein erfolgreiches Fungieren der allgemeinen Landesratsversammlung von der Art, „wie sie in früherer Zeit üblich gewesen", für vereinbar gehalten hat mit der von ihm für unentbehrlich gehaltenen uneingeschränkten zarischen Gewalt. Wenn über den gleichsam handgreiflichen Hiatus, welcher durch die Gleichzeitigkeit

dieser miteinander schlechterdings nicht vereinbaren Forderungen bedingt wird, leichten Herzens hinweggegangen wird, sei es im Salon und Restaurant von unverantwortlichen Schwätzern, sei es von verantwortlichen „Staatsmännern“, denen, entgegen dem Sprichworte, von Gott ein hohes Amt ohne den entsprechenden Verstand erteilt wurde, wenn solche Leute die zarische uneingeschränkte Allgewalt vereinbar halten mit einer allgemeinen Landesratsversammlung, dann hat man sich ja nicht zu wundern; wenn aber bei einem A. Koschelew, dessen praktischer Blick sich sonst überall bewährt hat, — wenn auch bei ihm hinsichtlich dieser Frage dieselbe Unbesonnenheit wahrgenommen wird, so muß man doch wohl meinen, daß hier ein Rätsel vorliegt, dessen Lösung nicht zu den einfachsten und leichtesten Dingen gehört.

Offenbar ist in Koschelews Augen der Konflikt zwischen den beiden unvereinbaren Vorstellungen durch die Annahme beseitigt worden, daß eben die allgemeine Landesratsversammlung nichts anderes sein würde, als was sie „in früherer Zeit“ gewesen ist, nämlich lediglich eine „beratende“, dem Zaren durchaus untergeordnete, keineswegs aber eine „beschließende“, dem Zaren koordinierte Versammlung. — Durch diese Annahme wird aber das Rätsel noch keineswegs gelöst. Es bleibt unbegreiflich, wie der praktische Sinn des vielerfahrenen und besonnenen A. Koschelew es nicht erkannt hat, daß notwendigerweise die Versammlung sehr bald es müde werden würde, fruchtlose Ratschläge zu erteilen, und daß sie mit Naturnotwendigkeit sich gedrängt sehen würde, nach der Berechtigung zu maßgebender Beschlußfassung zu verlangen, — welche letztere in striktem Widerspruche zu der uneingeschränkten zarischen Allgewalt stünde.

Neben diesem auffälligen Rätsel drängt sich, im Zusammenhange mit derselben Frage, ein zweites, nicht minder son-

derbares in den Vordergrund. Wie allgemein in den gebildeteren Klassen Rußlands das Verlangen nach einer Volksvertretung ist, kann selbstverständlich in der allein geduldeten Presse der absolutistischen Gewalthaber heute nicht zur Erscheinung gelangen; daß aber dieses mehr oder weniger bewußte Verlangen in den gebildeteren Kreisen im ganzen weiten Lande außerordentlich verbreitet ist, kann von niemandem bezweifelt werden, der Rußland mit eigenen Sinnen, nicht nur von Hörensagen kennen gelernt hat. Mehr oder weniger klar ist sich jedermann darüber, daß durch Volkswahl bezeichnete Personen kompetenter wären, den Zaren zu beraten, als die dem Leben ganz fremd gebliebenen Beamten der Kanzleien.

Nun ist es aber eine höchst auffällige Erscheinung, daß nach Volksvertretung nicht nur seitens solcher dringend verlangt wird, welche sich nicht die Mühe gegeben haben, über die möglichen und wahrscheinlichen Folgen der Neuerung nachzudenken, sondern auch seitens solcher, welche sich darüber vollkommen klar sind, daß die russische Nation nicht im mindesten dazu reif ist, mit einer nur mäßig berechtigten Volksvertretung sich zu begnügen; daß eine solche vielmehr sofort erweiterte Kompetenzen anstreben würde und daß der daraus hervorgehende Parlamentarismus Rußland nur zum Unheile würde gereichen können. Wie erklärt sich diese sonderbare Erscheinung?

Wir stehen also hinsichtlich eines russischen Parlamentes vor zwei einander verwandten Rätseln und haben ihrer Lösung nachzuspüren.

I.

Der Schlüssel zur Beantwortung der Frage, wie der sonst doch so praktische und besonnene A. Koschelew sich hat

einbilden können, daß das heutige Rußland im stande sein werde wie das alte, ja noch mehr als das vormalige, eine allgemeine Landesratsversammlung nach mittelalterlichem Muster zu ertragen, d. h. eine solche, die, ohne im mindesten der zarischen unumschränkten Allgewalt zu nahe zu treten, sich striktissime auf das Erteilen von ihr abverlangten Gutachten und Ratschlägen beschränkt, — den Schlüssel zur Beantwortung dieser Frage finden wir wohl in den tiefen Eindrücken, welche A. Koschelews noch bildsame Jugend empfangen hat, und die seiner ganzen Geistesrichtung einen Stempel aufgedrückt haben, den spätere Beobachtungen, Erfahrungen und Reflexionen nicht zu verwischen vermocht haben. Wer hat wohl jemals sich ganz freimachen können von dem, was er mit der Muttermilch eingesogen hat, von den Vorstellungen, die seit dem Wiegenliede und den Ammenmärchen ihn beherrschen, von den Idealen, welche den Jüngling und heranreifenden Mann erwärmt haben? So ist ist denn auch A. Koschelew trotz seiner wiederholten Europareisen, trotz langen Aufenthaltes in den Hauptstädten des Westens der Hauptsache nach ein vom Europäer grundverschiedenes Wesen geblieben. Sein Volkstumideal ist kein occidentales, sondern ein besonders geartetes[1] russisches oder, genauer bezeichnet, ein slavophilisches. Was ihm, dem Jünglinge, die Seele erfüllt hat, daran hat er auch als Greis mit Treue festgehalten. Demgemäß ist denn auch das Streben und Hoffen Koschelews anderen Zielen zugewandt, als sie einem Westeuropäer vorschweben würden; und nicht dasselbe erscheint ihm und einem Occidentalen als erwünscht und erreichbar.

Wie aber waren die slavophilischen Ideale und patriotischen Wünsche, welche Koschelew sich angeeignet hatte, be-

---

[1] Siehe Anmerkung auf S. 337.

schaffen? Angeblich entsprachen sie den mittelalterlichen Zuständen Rußlands, und diese waren angeblich wert wiederhergestellt zu werden. Darin lag aber dieselbe doppelte Täuschung, von welcher vormals auch die deutschen Romantiker beherrscht worden sind. Einmal lebten diese, die „Germano-Romantiker", genau wie die moskowischen „Rosso-Byzantiker", die Slavophilen, in dem Wahne, daß es möglich sei, Abgelebtes, vergangene Zustände und Gestaltungen zu neuem Leben zu erwecken. Sodann haben den einen wie den anderen von der Vergangenheit nicht Bilder der Wirklichkeit vorgeschwebt, sondern lediglich sozusagen stilisierte Schemen davon, phantastische Ausgeburten einer gefügigen, nach dem Gefallen eines jeden bildenden Phantasie — mit dem Unterschiede jedoch, daß die Ideale der „Romantiker" wesentlich anders gestaltet waren als diejenigen der „Byzantiker", der Slavophilen, ja daß die Ziele der einen genau in der entgegengesetzten Richtung zu suchen waren als diejenigen der anderen.

Was, in der That, vermag schroffere Gegensätze darzubieten als die thatsächlichen Zustände der beiden Epochen, in welche jene beiden Schulen sich zurückträumten: die Ausgänge des deutschen und diejenigen des russischen Mittelalters?! Hier, nach Aneignung einer nach allen Richtungen reichen Kulturerbschaft des Mittelalters und der Renaissance, das im Zerfall begriffene römische Reich deutscher Nation; an seiner Spitze eine fast zum Schatten verblaßte Reichsgewalt; überall Neubildungen, die nach autonomer Existenz streben, überall das dringende Bedürfnis nach Selbstbestimmung, nach Freiwerden von jeder Beeinflussung, — dort dagegen, beim Fehlen fast aller und jeder Kulturerbschaft, nach Einimpfung entsetzlich kulturfeindlichen tatarischen Wesens, Niederwerfen und Zertreten jeder selbständigen Existenz durch

ein allgewaltiges, keinerseits beschränktes Oberhaupt, Einebnung von allem, was hervorragt, Zermalmung der Nation zu einem Haufwerke unterschiedsloser und willenloser Sklaven.

Es liegt nahe, zu fragen, wie es hat ermöglicht werden können, diese letztere Epoche, selbst mit Hülfe der raffiniertesten Künste des Entstellens und Stilisierens, zu einem idealen Gebilde umzuformen und sich dann zu begeisterndem Glauben an seine Realität aufzuschwingen, — und doch haben die moskowischen Byzantiker, die Slavophilen der dreißiger und vierziger Jahre, es fertig gebracht, und zwar mit solchem Erfolge, daß es ihnen schließlich gelungen ist, ihre Typen populär zu machen, mit ihren begriffsleeren Schlagworten thränenfeuchte poetische Begeisterung zu erwecken, ja an höchsten leitenden Stellen ihre Richtung zur Geltung zu bringen.

Es erscheint als keine Kleinigkeit, vielleicht als eine Kraftleistung ersten Ranges, als eine unerhörte Schöpfung: das ruere in servitium zu einem idealen Prinzipe zu erheben, es mit poetischem Glanze und Dufte zu umgeben; und doch hat es dazu lediglich einer einzigen Fiktion bedurft, alles übrige hat sich dann von selbst gemacht, und zwar einer Fiktion, welche durch gewisse Neigungen und Fähigkeiten des menschlichen Geistes eigentümlich unterstützt wird. Wozu ist wohl der Mensch leichter zu überreden und zu verführen als zur Selbstüberhebung und Selbstüberschätzung? Ist aber einmal der Wille oder das Wollen Vater des Gedankens geworden, ward dadurch der Verstand unterjocht, so wird dieser alsbald unfähig, anderes zu erblicken als das Gewollte. Wer an einem Baume nach einer Frucht sucht, übersieht die Vögel in seinen Zweigen; und wer in ihnen einen Vogel suchte, weiß es oft kaum, daß es auch Früchte dort gab. Solch ein unterjochter Verstand läßt sich Erstaunliches als Axiom aufbinden, und dienstwillig reiht er dann an dasselbe die abenteuer-

lichsten Deduktionen, ohne zu bemerken, daß er von den Thatsachen aufs entschiedenste Lügen gestraft wird; vielmehr gelingt ihm, zu Überzeugungstreue und Gesinnungstüchtigkeit sich aufzuschwingen.

Nach einem solchen geeigneten, den Größenwahn fördernden Axiome brauchten die Urväter des Slavophilentumes, auf deren Schultern Pobedonoszew, der allgewaltige Leiter der russischen Welt, steht[1], nicht erst zu suchen: schon vor bald tausend Jahren war es durch die russische Kirche von Byzanz her hinübergenommen und als heilige Wahrheit sorgsam gepflegt worden: das Urprinzip des byzantischen und russischen Cäsaropapismus. Aus diesem Urprinzipe hat sich, auf dem Wege der Deduktion, die ganze phantastische Welt der slavophilischen Vorstellungen herausgebildet.

Nur Rußland allein ist im Besitze der wahren, unverfälschten christlichen Tradition; — ergo: Rußland allein ist wahrhaft christlich, christlich durch und durch, in allen seinen Gliedern und Einrichtungen und Lebenserscheinungen; der Zar ist der Repräsentant Gottes auf Erden; er waltet mit göttlicher Unfehlbarkeit und göttlicher Liebe seines Amtes, als wahrer Vater seines Volkes; und das russische Volk lebt in wahrhaft christlichem Sinne, in wahrer Kindschaft, in unverbrüchlicher Unabhängigkeit und Liebe und unerschütterlichem Vertrauen zu seinem halb göttlichen Vater, ohne jemals zu murren, ohne jemals Unzufriedenheit über das ihm zuerteilte Los aufkommen zu lassen.

Das ist nun freilich ein so herrliches Bild, daß man ohne Rührung es nicht anzuschauen vermag; daß sein Anblick einen

[1] Aber doch nur in gewissem Sinne. Als Absolutist strengster Observanz perhorresziert er die sémskaja dúma aufs entschiedenste. Er hat es möglich gemacht, das slavophilische warme Pathos mit tatarisch rücksichtslosem, eisig despotischem Geiste zu verbinden.

Chomjäkow und die anderen Gäste des slavophilischen Parnasses zu höchster poetischer Begeisterung und Verzückung entzünden mußte; und daß ideales Streben nach Wiederbelebung dieses köstlichen Bildes, nach Zurückrufung jener unsäglich schönen Zustände wohl würdig ist, das Leben eines edlen Mannes auszufüllen.

Aber, fragt man wohl, wie gehört zu diesem Bilde die Forderung einer allgemeinen Landesratsversammlung? Wozu bedurfte es einer sémskaja dúma inmitten jener Welt der Eintracht und des Friedens? Wozu eine Landesratsversammlung neben dem väterlichen, unfehlbaren und allmächtigen Landesherrn? Weder bedurfte und bedarf ein allweiser und unermeßlich gütiger Landesvater der Beratung, noch ist denkbar, daß die Landeskinder, denen alles Erforderliche und Ersprießliche zu teil wird und deren Vertrauen zum Herrscher keine Grenzen kennt, überhaupt noch etwas zu wünschen und anzuraten hätten, — also wozu eine allgemeine Landesratsversammlung?

In der That, sie wäre überflüssig, ja unschicklich gewesen — etwa so unschicklich, wie eine Ratsversammlung der Kinder ihrem autonomen Vater gegenüber —, wenn nicht für gewöhnlich letzterer durch Zwischenpersonen von ersteren getrennt wäre: nämlich durch die nicht immer einsichtigen noch tadellosen Beamten, welche der väterliche Herr, nicht etwa zu seiner Bequemlichkeit, sondern aus unerforschlicher Weisheit, eingesetzt hat. Diesen Beamten nun, der zarischen Regierung, gegenüber bedurfte und bedarf es eines Korrektives durch eine allgemeine Landesratsversammlung. Diese letztere aber hat selbstverständlich, wie es Kindern geziemt, sich unverbrüchlich nur auf submisse Bitten, auf unmaßgebliche Wünsche zu beschränken. Wehe dem Gottlosen, dem es beikäme, dem Zaren gegenüber ein Recht zu behaupten oder gar eine Forderung geltend zu

machen! Das war denn auch die Gesinnung der sémskaja dúma; niemals hat die Rede eines Volksvertreters, selbst nach recht dringenden Wünschen niemals, anders geschlossen als mit der korrekten und unvermeidlichen Formel: „im übrigen, wie es großfürstlicher Hoheit (bezw. zarischer Majestät) gefällig sein wird“.

Aber dieses rührende und erhebende Gemälde, es hat nur wenig gemein mit der fürchterlichen Wirklichkeit des russischen Mittelalters[1]. Um dasselbe kennen zu lernen, bedarf es keiner

[1] Die schreiende Diskrepanz zwischen den slavophilischen Träumen und der historischen Wirklichkeit, sowie das soeben (S. 335 Anm.) angedeutete zwiespältige Wesen des allmächtigen Herrn Pobedonoszew erklärt sich aus dem eigenartigen Verfalle der russischen Kirche. Ursprünglich, bis zur Tatarenherrschaft, hat sie nach byzantischem Muster unter dogmatischer Betonung des Cäsaropapismus faktisch die Herrschaft geführt. In jener ersten Periode war Rußland lediglich eine ausgiebige und zwar die weitaus ausgiebigste Kirchenprovinz des oströmischen Patriarchen und mußte zur Sicherung der Einkünfte unter engster Botmäßigkeit und Abhängigkeit von Byzanz gehalten werden, was nicht schwerfallen konnte, da dem Klerus, welcher namentlich in den höheren Graden ausschließlich griechischer Extraktion war, als dem einzigen Träger der geringen Bildung und als einzigem Kenner der kanonischen Rechtsnormen von selbst die Rolle eines Schiedsrichters in weltlichen Dingen, in den endlosen Streitigkeiten der Teilfürsten und Landesherren untereinander u. s. w. zufiel. Diese waren in jener Periode laut Dogma und wohl auch laut Volksanschauung Fürsten von „Gottes Gnade“. Wenn gegenwärtig gute Kenner der Nation und ihrer Gesinnung, geborene Russen, wohl mit Recht behaupten, es gäbe in Rußland kein „Vongottesgnadentum“, sondern lediglich aus Furcht vor der Gewalt stammende und mit Dankbarkeit für die Gnade gemischte Ergebenheit, so ist diese Sinnesart auf das langwährende Tatarenjoch zurückzuführen und in erster Reihe durch die russische Kirche verschuldet worden. Denn zur Bewahrung ihrer Suprematie ist sie die erste gewesen, durch platteste Unterwerfung und durch Sklavensinn die Gunst des Großchans zu erwerben; sie, die Kirche, ist in dieser Richtung Lehrmeisterin der Nation gewesen; von ihr ist den russischen Fürsten und dem russischen Volke durch fluchwürdiges Beispiel eingeprägt worden, daß, wer überhaupt Atem bewahren wolle, den Nacken unter den Stiefel des Tataren und unter die Hand des Priesters zu beugen habe; und wer sich noch der Erlaubnis zu atmen erfreue, verdanke es der großen Gnade des Chan und den Segnungen

tiefen Specialstudien, keiner mühsamen Archivforschungen; man braucht nicht das russische Idiom sich anzueignen, um Karamsins, Ssolowjows und anderer russischer Historiker Darstellungen benutzen zu können. Es genügt, Strahl-Hermanns russische Geschichte zur Hand zu nehmen, um zu erkennen, daß die russische Vergangenheit zu keiner Zeit jenes Bild christlicher Eintracht und christlichen Friedens gezeigt hat. Im Gegenteile, vergeblich wird man nach einer Regierungszeit suchen, welche nicht durch fürstliche Gewaltthaten aller Art, durch fürstlichen Vater-, Sohnes- und Verwandtenmord u. s. w. oder durch Bürgerkriege oder aber durch alles zusammen befleckt gewesen wäre. Und wie verhielten sich thatsächlich in diesen entsetzlichen, unaufhörlichen Wirren die verschiedenen Faktoren des russischen Lebens[1]?

---

der Kirche. So ist die russische Kirche nicht zur Erzieherin des Volkes geworden, sondern zur Pflegerin, wenn nicht Erzeugerin aller der niedrigen Instinkte, welche den in mancher Beziehung reichen russischen Nationalcharakter beflecken und seine liebenswürdigen Seiten verdecken. — Die Slavophilen haben die erste Periode des russischen Volkstums allein ins Auge gefaßt, mit liebendem Enthusiasmus sozusagen stilisiert und den klerikalen Größenwahn der orientalischen Kirche sich angeeignet; dagegen war die „Staatsidee" der Katkow, Murawjew, Miljutin u. s. w. im Grunde nichts anderes als Eingebung tatarischen Geistes, nur aus Opportunitätsrücksichten liebäugelte man in diesem Lager zuweilen mit dem Slavophilentume; Pobedonoszew aber hat es fertig gebracht, beide Ungeheuerlichkeiten in seiner Weise miteinander zu amalgamieren — ein salbungsvolles Tatarentum herzustellen.

[1] In der nachstehenden kurzen Charakterisierung wird der Verdienste der russischen Geistlichkeit um die Geschicke der Nation nicht gedacht; es würde zu weit führen, sie gebührend zu würdigen; wer sich für die Frage interessiert, findet Aufschlüsse in des Herausgebers „Russisches Christentum". Paderborn 1889. Nur soviel mag hier in zwei Worten bemerkt werden. Die russische Kirche hat von Byzanz nur die allerschlimmsten Eigenschaften der orientalischen Hierarchie als Tradition hinübergenommen. Ohne irgend nennenswerte Sorge um die Entwilderung der Herrscher und des Volkes, geschweige denn um die Volksbildung, hat sie vielmehr das Festhalten an heidnischer Weltauffassung und vor allem die Fortdauer sklavischer Gesinnung befördert. Nur in

Was die Herrscher betrifft, so bietet wohl kein einziges Land, das eine Geschichte hat, eine so wenig unterbrochene Reihe fürstlicher Missethäter, die in voller Zügellosigkeit, oft in hochgradigem Despotenwahnsinne einherrasten. Braucht hier an die typische Erscheinung Iwans IV erinnert zu werden, an den eigentlichen Begründer des heutigen Rußlands, des autokratischen Einheitsstaates? an seine mit äußerster sittlicher Verworfenheit und mit Lästerung alles Heiligen gepaarte formelle Frömmigkeit? an sein Schwelgen in Grausamkeiten und Massenmorden? an seine Erholungsreisen, da alles vom Wege aus erreichbare Lebendige — nicht nur Menschen, auch alle Tiere, selbst Hunde, Katzen und Fische — getötet wurde? an seine eigentlichen Geschäftszüge, z. B. zur „Russifizierung" Nowgorods, d. h. zur Austilgung alles dortigen Sinnes für gesetzliche Selbständigkeit und geordnete Selbstverwaltung, — wie auf dem Zuge nach Nowgorod „in Klin und auf dem ganzen Wege dorthin alles erwürgt wird, was Atem hat"; wie nach fünftägigem Schlachten in Twer während voller 6 Wochen in Nowgorod und Umgegend gemordet und gehaust wird, daß der Wolchow aus den Ufern tritt, weil er durch Menschenleichen verstopft ist; wie darauf, nach Rückkehr, in Moskau fünfmonatliches unabläſſiges Martern, Morden und Wüten sich fortsetzt u. s. w.?

Und wie hat sich das Volk, wie haben sich die Kinder solch liebevollem Verfahren des weisen Landesvaters gegenüber verhalten? Hier stimmt das slavophilische Sittenbild mit

---

seltenen Ausnahmen hat sie kirchliche Autonomie und Hegemonie angestrebt. Einfluß und Macht hat sie fast ausnahmslos zu erschleichen gewußt durch vorzugsweise Betonung der Cäsaropapistischen Stellung des Herrschers. Durch alles das ruht die Hauptschuld an dem Elende Rußlands auf der russischen Kirche; und solange ihr Monopol währt, ist an Veredlung des Volkes und an Besserung der Zustände nicht entfernt zu denken.

der Wirklichkeit insofern überein, als in der That die Chronik nie vom Murren, geschweige denn vom Widerstande der großen Massen des Volkes gegen den Zaren zu erzählen weiß. Nur in den ältesten Zeiten, da die Knechtung der Massen noch nicht zur Vollendung gediehen war, konnte es vorkommen, daß das zur Verzweiflung gebrachte Volk den Fürsten auf grausame Weise tötete — wie den Warägernachkömmling Igor, der durchs Voneinanderschnellen zusammengebogener Birkenstämme zerrissen wurde. Spätere Massenaufstände haben nie anders stattgefunden als unter Führung betrügerischer Prätendenten, in der Meinung, für den Zaren und gegen dessen treulose Diener zu kämpfen. Auch in den höheren Schichten findet sich dieselbe platte Unterwürfigkeit. So hat z. B. nach glaubwürdiger Quelle ein von Iwan IV unter nichtigem Vorwande gespießter Bojar noch am folgenden Tage gelebt, mit seinem Weibe und seinen Kindern gesprochen und unter den qualvollsten Schmerzen fortwährend die Worte wiederholt: „Gott helfe dem Zar, Gott gebe dem Zar Glück und Heil.“ — Der moderne Historiker Karamsin ruft zwar nach Schilderung des Wütens Iwans IV aus: „So war der Zar! So waren seine Unterthanen! Ihre Geduld hatte keine Grenzen, denn sie sahen die Herrschaft des Zars für Gottesherrschaft an und hielten jeden Widerspruch für Übertretung des Gesetzes“, — aber er fügt hinzu: „Sie gingen zu Grunde, aber sie vollendeten für uns — d. h. für die jetzt lebenden Russen — die Macht Rußlands; denn in der Stärke des Volksgehorsams besteht die Kraft des Reiches.“ Ist es nicht, als vernähme man einen Wiederhall der Worte des gespießten Bojaren?!

Auch uns könnte diese platte Unterwürfigkeit slavophilische Thränen der Rührung entpressen, wenn wir in ihr lediglich die kindliche Ergebenheit in den Willen des Vaters zu erblicken hätten. Dazu aber müßte jene Gefügigkeit gepaart sein mit

gewissen kindlichen Tugenden, die wir am russischen Volke vermissen; sie dürfte nicht gepaart sein mit unkindlichen Untugenden und Lastern, welche die Unterwürfigkeit zum Knechts- und Sklavensinne stempeln. Gar nicht zu reden von Unredlichkeit und listiger Verschlagenheit, vom Bedürfnisse, Schwächere zu drücken und Stärkeren gegenüber zu kriechen u. s. w. Nur eines kommt hier für uns in Betracht: die Nichtachtung gesetzlicher Ordnung, die Neigung zu Aufruhr und Revolte — von jeher und überall sind es Merkmale sklavischer Gesinnung gewesen. Der freie Mann empfindet keinen Drang, gegen selbstgewolltes Gesetz sich aufzulehnen. Der Sklave dagegen benutzt jede sich ihm darbietende Gelegenheit, den auf ihm lastenden Druck abzuschütteln. Dem gemeinen russischen Manne hat solche Gelegenheit meistens gefehlt; unermüdlich und unverdrossen hat er das Joch getragen. Die Höhergestellten dagegen, die Bojaren und Fürstlichkeiten, haben es beständig versucht, gegen den Landesherrn sich aufzulehnen, Bürgerkriege anzufachen, — nicht etwa um das Land zu befreien, sondern um seine Knechtung mit eigenen Händen und zu eignem Vorteile auszuüben. Wenn heutzutage der „Intelligent", d. h. der auch nur halbwegs Gebildete, unter die Nihilisten oder Terroristen geht, so thut er im Grunde nichts anderes, als was seine Vorgänger, die „Intelligents" des Mittelalters, die Dekabristen u. s. w., durch Jahrhunderte gethan haben.

Das alles hat A. Koschelew übersehen, wenn er, an der sémskaja dúma, seiner Jugendliebe, festhaltend, ihre heutige Anwendbarkeit behauptet.

Aber selbst angenommen, daß die große Masse des Volkes die sklavische Unterwürfigkeit des Mittelalters bewahrt hat; angenommen, daß der atheistische Bauer, welchen der unübertroffene Volkskenner Dostojewsky in dem Diener Smerdjakow der „Brüder Karamasow" schon längst als den Typus der

Zukunft hingestellt hat; angenommen auch, daß der atheistische und nihilistische Bauer, welchen moderne Volkssittenschilderer nicht müde werden, immer und immer wieder als den Typus der Gegenwart vorzuführen, angenommen, daß er noch nicht tonangebend die Volksmassen beherrscht, — so ist doch durch, vielleicht noch vorhandene, fromme Denkweise und Gesinnung der Massen noch keineswegs der Erfolg einer nur beratenden allgemeinen Landesratsversammlung gesichert, selbst dann nicht, wenn die Einsetzung einer solchen ehrlicher gemeint wäre, als es mit den Selbstverwaltungskörperschaften, mit den Landschaftsversammlungen der Fall gewesen ist, welche von der eifersüchtigen Bureaukratie lahmgelegt wurden, noch ehe sie Zeit gehabt hatten, sich selber zu ruinieren.

Denn nicht der analphabete Bauer, welcher mit 95% unter der Gesamtbevölkerung zählt, nicht er wird berufen sein, im sémskij Ssobór zu tagen, sondern vielmehr ganz andere Leute, auf deren Gefügigkeit keineswegs zu rechnen ist, werden sich dort breit machen. Der mehr oder weniger Gebildete, der von europäischen Vorstellungen erfüllte „Intelligent", wenn er das Land vertreten soll, wird sicherlich darauf sich nicht beschränken wollen noch beschränken lassen, nur unmaßgebliche Wünsche submissest vorzutragen, im übrigen aber alles zarischem allerhöchsten Belieben anheimzustellen. Trotz aller Sperrmaßregeln sind denn doch so viele europäische Ideen nach Rußland eingedrungen, daß sie bei aller Unverdautheit die Vermeidung eines unheilbaren Konfliktes zwischen der Idee unbeschränkter zarischer Autokratie und dem Prinzipe der Volksvertretung jedenfalls unmöglich machen werden. A. Koschelew aber scheint, befangen in den Träumen seiner Jugendideale, die Unvermeidlichkeit und Unlösbarkeit eines solchen Konfliktes übersehen zu haben.

Um so weniger ist gefügige Unterwürfigkeit von einem

sémskij Ssobór zu erwarten, als die von Europa hinübergekommenen parlamentarischen Ideen auf einen Boden gefallen sind, der weniger zum Früchtetragen als vielmehr zum Indiehalmeschießen prädisponiert. Es wurde bereits daran erinnert, daß sklavische Gesinnung zu Aufruhr und Revolte geneigt macht. Nun erinnere man sich der Zeit, da zu Beginn der Regierung Alexanders II die Censur milde gehandhabt wurde, da dem Adel gewisse Emancipationsgrundsätze mißfielen, da im Petersburger großen Saale des Adelsklubs, öffentlich, gewissermaßen im Angesichte des Winterpalais, der „deutschen" Familie Holstein-Gottorp ihre Usurpationen vorgehalten und ihre Beseitigung öffentlich in Aussicht genommen wurde, so daß ernstlich an ein Flüchten der kaiserlichen Familie nach Riga gedacht ward. Man beachte doch, daß selbst heute, unter hartem Drucke, der russische „Intelligent" ein knabenhaftes Vergnügen daran hat, Regierungsmaßregeln zu bekritteln und zu benörgeln, wo sich ihm nur immer die Gelegenheit dazu bietet; ja, wie es unverkennbar ist, daß er in der Selbstachtung steigt, indem er über die Regierung schimpft. Ist es doch zur Zeit der milderen Censurhandhabung der Slavophilenschule selbst begegnet, trotz ihrer prinzipiellen Devotion, von Katkow, dem Vertreter der „Staatsidee", demokratisch und revolutionär gescholten zu werden, und zwar nicht zum wenigsten gerade wegen immer wiederkehrender Empfehlung ihres Schoßkindes, des sémskij Ssobór? Und wie oft sind dieserhalb die Preßorgane des Slavophilentums verwarnt und unterdrückt worden! So gut verträgt sich der sémskij Ssobór mit dem autokratischen Prinzipe! Sehr treffend bemerkt der Referent der Denkwürdigkeiten Koschelews, daß jener Widerspruch schon vom Zaren Feodor III Alexejewitsch (1676—1687) konstatiert worden sei: derselbe hat das Institut der sémskaja dúma für immer aufgehoben.

Nach allem Vorstehenden muß es klar sein, daß die Wiedereinsetzung der sémskaja dúma unvermeidlich zu folgender Alternative führen würde: entweder würde eine kräftige, von autokratischem Selbstbewußtsein erfüllte Regierung alsbald die Versammlung wieder auflösen müssen, was übrigens ohne ernstliche Erschütterung ihrer Grundlagen nicht geschehen und wahrscheinlich zu unabsehbaren Wirren führen würde, — oder aber eine schwächere, weniger selbstbewußte Regierung ließe sich herbei, mit der Versammlung zu kapitulieren und dieselbe zu einer wesentlich parlamentarischen, mitbeschließenden zu erheben. Sehen wir nun zu, welches Horoskop einem russischen „Parlamente“ zu stellen wäre.

II.

Wie hat man sich die staatsrechtliche Natur eines russischen „Parlamentes“ zu denken? In welchem Verhältnisse hätte es zu der (autokratischen?) Autorität des Herrschers zu stehen? Das ist die Frage, welche ganz zuerst sich aufdrängt; wer erteilt die Antwort darauf? Um so schwerer sind die Zweifel, denen man gegenübersteht, als alle Gruppen der „Liberalen“ mundtot gemacht worden sind und man darauf angewiesen ist, private Meinungsäußerungen einzelner zu generalisieren, um sich eine Vorstellung von den Strebungen der Gegenwart zu bilden. Eines nur ist sicher, daß die weitaus größte Majorität aller auch nur einigermaßen denkfähigen Bewohner Rußlands in dem Verlangen nach einer Volksvertretung übereinstimmt; es fragt sich nur, wie man sich eine solche Vertretung vorstellt.

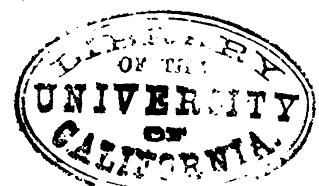
Hörten wir diejenigen, die niemals gefragt worden sind, die aber um so eindringlicher, ungefragt, ihre Meinung gesagt haben: alle die Geheimbündler des In- und Auslandes — so wären wir sofort aller Schwierigkeiten entrückt: hier ist wohl das Verlangen vorherrschend, die Monarchie gänzlich zu

beseitigen und einen Nationalkonvent aufzurichten, welcher alle civilisierten, alle durch europäische Bildung verdächtigen Elemente von der Bildfläche zu entfernen und in einer riesigen, über mehr als 20 Millionen Quadratkilometer und mehr als 100 Millionen Menschen sich erstreckenden „Kommune" das edle naturwüchsige russische „Volkstum" zu voller Geltung zu bringen hätte.

Sehen wir von diesen excentrischen und phantastischen Strebungen ab und hören wir dem gewöhnlichen banalen Schwätzer zu, welcher unter allen „Liberalen" die sehr überwiegende Mehrheit bildet, so erfahren wir, daß mit vollendeter Gedankenlosigkeit und echt russischem Leichtsinne das Kopieren irgend einer europäischen „Konstitution" in Aussicht genommen wird. Warum auch nicht? Was anderorts lebensfähig ist, warum sollte das hochbegabte Russenvolk es nicht zu noch höherer Geltung bringen können? Was kann da sein?! Awoßj! Diese Leute sind nicht ernsthaft zu nehmen.

Wie aber denken über das heikle Problem die ernsthafteren Männer unter den Liberalen, ihre hommes sérieux, die „Staatsmänner", welche die Hand im Spiele hatten, als die Verfassung „ausgearbeitet" wurde, welche Alexander II kurz vor seinem Ende unterzeichnet hatte und welche durch Ignatiew gleichsam unterschlagen worden ist. Gewisses liegt über diese Verfassung Alexanders II nicht vor. Indessen giebt es eine Quelle, welche gestattet, darüber mehr als Vermutungen sich zu bilden.

Es ist nämlich — wie wir an einem anderen Orte nachwiesen haben (s. Anm. zu S. 323) — sogut wie sicher, daß Anatole Leroy-Beaulieu — nachdem er seit dem Jahre 1873 in der Artikelserie der „Revue des deux mondes": l'empire des Tsars, bis in den Abschnitt IX hinein, wertvolle Materialien zur Kenntnis Rußlands niedergelegt und unbarmherzige Kritik an den Reformen Alexanders II geübt hatte —, daß er von



diesem Zeitpunkte ab sich zum Sprachrohre der jedesmal herrschenden Koterieen hergegeben hat, wie in dem am 15. Juni 1880 erschienenen Schlußartikel X jener Serie, überschrieben „la crise actuelle et les réformes nécessaires“, zum Sprachrohre des am Ruder stehenden „liberalen“ Loris Melikow und in der am 15. Februar 1881 geschlossenen Artikelserie „un homme d'état russe“ zum Sprachrohre der jetzt herrschenden brutalen „Staatsidee“ à la Katkow-Miljutin-Pobedonoszew; und nachträglich — was im Zusammenhange mit dem Gegenstande, der uns beschäftigt, besonders interessant ist — in dem am 15. Mai 1882 erschienenen Artikel: „La Russie sous le Tsar Alexandre III; les réformes nécessaires“ — wiederum zum Sprachrohre der nun kalt gestellten und schmollenden Liberalen.

Wie spiegelt sich nun bei Leroy-Beaulieu des damaligen russischen Diktators Anschauung über das geplante russische Parlament ab? Sehr interessant ist es und hochbedeutsam für russisches Wesen, daß wir hier darüber belehrt werden, es sei verhältnismäßig gleichgültig, was an Stelle einer „Konstitution“ gewährt werde; die Hauptsache sei, daß möglichst rasch irgend etwas geschehe; auf das wie? und was? komme es weniger an als darauf, daß überhaupt irgend was geschehe: es müsse ein Sicherheitsventil eröffnet werden — sei es auch durch Kopieren ausländischer Muster: Rußland habe schon soviel Ausländisches adoptiert, daß es im Nachahmen ausländischer Muster fortfahren müsse, auf Originales verzichtend; auch besitze es keine ausgiebigen Traditionen; die russische Geschichte wisse nur von mißlungenen konstitutionellen Bestrebungen zu erzählen: der Dolgorukows und Golitzyns bei Annas Thronbesteigung, des Wolynsky unter Elisabeth, der Dekabristen u. s. w. Ein sémskij Ssobór wäre so steril wie die ständischen états généraux . . . An ein Zweikammersystem sei in Rußland,

welches nie eine echte Aristokratie besessen habe, nicht zu denken[1] ..... (Bd. XXXIX S. 810, 812—814, 818). Man sieht, die damaligen offiziellen Strebungen entfernten sich nicht wesentlich von denen des banalen, gedankenlosen und leichtsinnigen Schwätzers und neigten ganz gefährlich auf die radikale Seite.

Es scheint denn aber doch, daß an allerhöchster Stelle dieses leichtsinnige, schnellfertige Durchpausen ausländischer Muster keine Billigung erfahren hat: es mußte Wasser in den Wein gegossen werden; es mußte etwas Originelles, noch nicht Dagewesenes geschaffen werden, um sagen zu können, man habe was Eigenes, was Nationales. — Dieses Besondere — Einverleibung der Volksvertreter in den Reichsrat (S. 820) — erscheint nun in der That um so eigener und nationaler, als es mit vollem Bewußtsein von der Nichtsnutzigkeit und Lebensunfähigkeit des neuen Institutes in Aussicht genommen wird; vielleicht mit dem Hintergedanken: hat der Zar nur einen Finger hergegeben, so hat er beide Hände verspielt. Denn in dem zweiten Artikel (Bd. LI S. 375 ff.) wird nachgewiesen, wie gänzlich unbrauchbar der russische Reichsrat sei, wie er selbst nicht durch Reformen lebensfähig gemacht werden könne, wie er durchaus würdig sei, überhaupt aus der Welt geschafft zu werden. Somit hatte die geplante neue Institution entweder die Bedeutung des Flickens alter Schläuche mit neuen Lappen, oder aber es sollte, wie angedeutet, nur ein Übergangsstadium zu radikalerer Neubildung sein — wahrscheinlich letzteres, wie aus Folgendem ersichtlich sein wird.

Hinsichtlich der Kompetenz des neuen Institutes finden wir an der genannten Stelle dasselbe Schwanken der offiziösen

---

[1] Wobei vergessen wird, daß auch Nordamerika eine „echte Aristokratie“ nicht besessen hat, aber doch am Zweikammersystem entschieden und mit nicht eben schlechtem Erfolge festhält.

Kundgebung. Einesteils wird uns die Herzensmeinung mitgeteilt, wie wir sahen, daß eine sémskaja dúma, weil sie nur beratende Stimme hätte, nicht genügen könne; andererseits aber wird an verschiedenen Stellen die Unentbehrlichkeit der ungeschmälerten autokratischen Gewalt wiederholt betont und gesagt, daß bei raschem Handeln es genügen würde, einer russischen Kammer lediglich beratende Stimme einzuräumen (S. 821). Während Generationen könne dann die kaiserliche Autorität trotz konstitutioneller Formen bewahrt bleiben (S. 822). — Mit solchen Beruhigungsmitteln hat man es offenbar versucht, das autokratische Selbstbewußtsein des Zaren einzulullen. Wohin man dabei gezielt hat, geht aus dem zweiten Artikel des Jahres 1882 mit unverkennbarer Deutlichkeit hervor. Hier erscheint die autokratische Gewalt nicht mehr als ein unentbehrliches, sorgsam zu hütendes Element des russischen Lebens. Vielmehr wird nachgewiesen, daß sie sich überlebt habe. Es wird ausgeführt: Durch das Selbstherrlichkeitsmanifest vom 29. April 1881 — durch welches Loris Melikow „gegangen wurde" — seien die geringen Schranken, welche die öffentliche Meinung der Korruption und Willkür der Beamten hatte setzen können, selbst diese geringen Garantieen seien nun beseitigt, nachdem angeblich im Interesse der Sicherheit der allerhöchsten Person die Presse geknebelt und jedem Verwaltungsbeamten unbeschränkte Macht erteilt worden . . . Jetzt kenne die russische Korruption gar keine Grenzen, weder nach oben noch nach unten . . . der Kleinste wie der Größte, jeder suche seine Einnahme zu vergrößern . . . dem oberkommandierenden Großfürsten werde nicht mehr Vertrauen geschenkt als dem kleinsten Tschinownik . . . Weder Rang noch Geburt seien jetzt ein Schutz vor Verdacht und Argwohn . . . selbst die nächste Umgebung des Zaren sei davon nicht immer frei . . . dazu der oft nur mit hohen Kosten zu

erwerbende Einfluß der männlichen und weiblichen Günstlinge in allen Schichten ... In Petersburg habe die geheime Skandalgeschichte noch historisches Interesse bewahrt ... In unglaublichen Proportionen werde das Staatsvermögen verschleudert ... Der Zar sei ohnmächtig auf einem Gebiete von 20 Millionen Quadratkilometern; wie groß auch seine natürliche Energie und sein Eifer seien, er müsse schließlich ermüden und entmutigt werden ... Dazu besitze das Volk kein Vertrauen zu den Beamten, welche angeblich den kaiserlichen Willen nicht repräsentieren; nur die bewaffnete Macht gelte, wie zu Samarins Zeiten so auch jetzt, dem Volke als wahrer Repräsentant des Herrschers u. s. w. u. s. w. (Bd. LI S. 387, 391, 392, 395, 396).

Alles das hat zur Begründung der nunmehr ungescheut und unverhüllt hervortretenden Meinung zu dienen: die abgelebte, zu einem schlimmen Nebel gewordene Autokratie sei über Bord zu werfen; eine zweckmäßige Organisation sei nicht möglich ohne — hört! hört! — nicht möglich ohne einen „einigermaßen" revolutionären Akt, d. h. ohne „halbe Abdankung des autokratischen Zaren" (S. 389). Größere Klarheit der Sprache kann nicht verlangt werden. Das also waren die Hintergedanken derer, welche Alexander II zur Unterzeichnung des Verfassungsprojektes vermocht haben. Die Qualität dessen, was geschehe, war ihnen gleichgültig; wichtig war ihnen nur, daß irgend etwas geschehe, wodurch die Autokratie auf die schiefe Ebene und ins Rollen gebracht werde.

Einen wesentlichen Unterschied zwischen dieser offiziellen Politik und derjenigen des vulgären Kannegießers, ja selbst derjenigen der Geheimbündler, wird man vergeblich suchen. Für eigene Rechnung mag der Privatmann sich leichtsinnig auf eine schiefe Ebene begeben ohne eine Ahnung davon, wohin sie führt und wo er wird Halt machen können; es ist

seine Sache. Wie aber sind diejenigen zu beurteilen, welche beladen mit der ganzen Last der Verantwortlichkeit für das Wohl und Wehe von 100 Millionen Menschen leichten Herzens zu solcher Lustfahrt sich anschicken?!

Noch in einer anderen Beziehung ist dieser Konat zu einer „halben Revolution“ für den Europäer gar belehrend über Rußland. Nicht nur der unverantwortliche Leichtsinn der russischen Politiker und Staatsmänner prägt sich darin aus. Auch für Folgendes ist der Vorgang typisch. Wie brutal eigenmächtig und gesetzverachtend, kurz wie praktisch-autokratisch auch der russische Bureaukrat sich überall erweisen mag, überall ist er gleichzeitig im Grunde seines Herzens von tiefem Hasse gegen die Bureaukratie und gegen alles Bestehende erfüllt. Nicht nur in jedem kleinen Kanzleibeamten vierzehnter Rangklasse, nicht nur in jedem Titulärrat und Tischvorsteher, Kollegienrat und Abteilungschef, Wirklichen Staatsrat und Provinzialgouverneur, — bis in die Wirklichen Geheimräte und Minister hinauf steckt in diesen Bureaukraten nicht nur ein „Liberaler“ sui generis, sondern ein virtueller, gelegentlich sich entpuppender, planlos zerstörungswütiger Nihilist — gleichgültig, ob er sich vormals zum liberalen „Golos“ Krajewskis oder zum slavophilen „Denj“ Aksakows oder zur autokratischen „Staatsidee“ der „Moskauer Zeitung“ Katkows gehalten hat. Befand sich doch unter den das Verfassungsprojekt besonders befürwortenden Ministern auch Graf Miljutin, der richtige Bruder des „Organisators“ von Polen! Und da wundert sich Europa, daß trotz strenger Verfolgung in Rußland die Nihilisten nicht alle werden! Ganz andere Wunder noch hätte das uneinige Europa zu erleben, wenn zufolge unberechenbaren Waffenglückes russisches Wesen über den Westen sich ausbreitete. Dagegen wären die Gewaltthaten Napoleons immerhin noch civilisierte und rücksichtsvolle Akte gewesen!

An solche Perspektive gemahnt übrigens, was zur Vervollständigung der Erörterung am Schlusse der zweiten Kundgebung hinzugefügt wird: eine unverhüllte — und keineswegs ganz leere — Drohung, nämlich: entweder politische Reformen — oder Diversion nach außen — oder aber eine Periode der Konfusion und innerer Wirren, wie sie im 16. Jahrhundert erlebt worden (S. 404 ff.).

Nun, ist Europa einig, so vereinfacht sich die Sache; von den drei Möglichkeiten blieben dann nur zwei übrig; mit der Diversion nach außen ist es dann wohl nichts; Rußland steht dann vor der klaren Alternative: entweder erfolgreiche, gesegnete Reformen oder erfolgreiche — Wirren. Wie aber die Reformen erfolgreich und segenvoll gestalten — beim Fehlen aller Vorbedingungen zu gesegnetem Erfolge?

III.

Im Februar des Jahres 1881, da in Petersburg die Spatzen von den Dächern die Verleihung einer Verfassung verkündeten und kaum von anderem die Rede sein konnte, wurde vorstehende Frage von einem Manne erörtert, welcher, der höchsten Gesellschaftsklasse angehörend, europäisch gebildet, von gutem praktischen Verstande, ein scharfer Beobachter und durch langjährigen kommunalen Dienst sowie durch zahlreiche über das ganze Reich sich erstreckende Vermögens- und Verwandtschaftsbeziehungen mit den Verhältnissen Rußlands in ungewöhnlichem Grade vertraut, wohl als kompetente Autorität gelten durfte. Das Folgende ist ein kurzer Auszug des bezüglichen Gespräches.

„Mir ist es unfaßlich", bemerkte einer der Anwesenden, wie besonnene Leute von einem russischen Parlamente sich Erfolg versprechen können."

„Die Besonnenheit des gewöhnlichen praktischen Lebens“, ward erwidert, „braucht nicht mit der Besonnenheit des Politikers gepaart zu sein. Die letztere gehört in Rußland zu den allergrößten Seltenheiten. Wie sollte sie auch sich ausgebildet haben, wo der Begriff der moralischen Verantwortlichkeit kaum dem Worte nach bekannt ist. Die sehr allgemeinen Hoffnungen auf die Segnungen eines Parlamentes stammen direkt und unvermittelt aus der Überzeugung, die öffentlichen Zustände seien an der Grenze des überhaupt möglichen Verfalles angelangt. Durch eine wesentliche Änderung der Dinge, meint man, können sie nicht schlimmer werden, nur eine Wendung zum Bessern sei denkbar.“

„Aber das wird ja schon seit Jahren gesagt: in letzter Zeit sei es so arg geworden, wie es noch nie gewesen, ärger könne es nicht werden; nach einem halben Jahre sagt man genau dasselbe, ohne zu bemerken, daß man die frühere Behauptung Lügen strafe: es ist doch schlimmer geworden, und nichts hindert, daß es in ungeahntem Maße noch sehr viel schlimmer werde. Wer garantiert, daß nicht gerade ein Parlament neue, noch gar nicht dagewesene Übel erzeuge?“

„Sie verlangen etwas, woran man hier nicht gewöhnt ist. Die Vergangenheit und ihre Lehren pflegt man rasch zu vergessen. Für die Zukunft sorgsam vorzuarbeiten, hat man noch nicht gelernt. Man lebt in der Gegenwart, für die augenblicklichen Bedürfnisse.“

„Es ist aber doch gar zu augenfällig, daß alle und jede Vorbedingungen für erfolgreiche parlamentarische Thätigkeit fehlen. Zunächst die Parlamentarier. Ein gar künstliches Wahlsystem müßte es sein, um vom russischen Boden eine irgend nennenswerte Anzahl zugleich politisch gebildeter und vertrauenswerter Personen hervorzuzaubern. Leere

Schreier und Schwätzer werden sich den urteilslosen Wählern aufdrängen. Wenn solche Leute mitbestimmend werden sollen, so müssen Konfusion und öffentliches Elend erst gar unberechenbare Dimensionen erlangen."

„Hierin kann ich Ihnen nicht beistimmen; die Erfolglosigkeit eines russischen Parlamentes mag durch anderes bedingt werden, keinesfalls aber wird Mangel an Einsicht und ehrenhaftem Eifer der ersten Delegierten an einem Fiasko Schuld haben. Sind etwa in den Parlamenten des Westens alle Abgeordnete politische Größen ersten Ranges? Wohl sind ja in Rußland die Kapacitäten dünner gesäet als im Westen; in dem großen Raume aber ist die Zahl der wirklich gebildeten, wahrhaft besonnenen, praktisch veranlagten, ehrenhaften und unabhängigen Männer keine geringe; und wird es den Landschaften anheimgegeben, sie aufzusuchen, glauben Sie mir, man wird sie zu finden wissen. Seien Sie überzeugt, ins Parlament würde jede Landschaft senden, was sie nur Bestes hat, und es käme eine ganz respektable Gesellschaft zusammen."

„Eine Gesellschaft, meinen Sie, welche alles besäße, um segensreich zu wirken, und welche nicht ermangeln würde, dem Lande eine ungeahnte Zukunft von Wohlsein zu eröffnen?"

„Das habe ich nicht sagen wollen; ich habe nur sagen wollen, daß es der Versammlung weder an der nötigen geistigen Begabung noch an redlichem Willen fehlen wird. Im Eifer für die neue, vielversprechende Sache würde man Leistungen ermöglichen, welche anderwärts für unwahrscheinlich gelten würden. Die mit den ersten Friedensvermittlern gemachten Erfahrungen berechtigen mich zu dieser Erwartung. Wie jene wahrhaft Anerkennenswertes, ja Außerordentliches geleistet haben, so würden auch unsere ersten Parlamentarier die Welt in Erstaunen setzen."

„Aber nur für kurze Zeit!“

„Leider, leider muß ich das zugeben; nicht nur zugeben, sondern mit der größten Bestimmtheit behaupten. Nicht im mindesten ist dran zu zweifeln; wie die Friedensvermittler, so werden auch die Landesabgeordneten in Mißkredit geraten; — man wird sie verdammen, zuerst ungerechter-, dann aber gerechterweise. Ein zwiefacher Krebsschaden, Rußlands und des russischen Volkscharakters, wird es verschuldet haben — Krebsschäden, an deren Heilung in absehbarer Zukunft nicht zu denken ist. — Mit mathematischer Gewißheit ist vorauszusagen, daß das Parlament, sobald es durch Tüchtigkeit Ansehen und dominierenden Einfluß zu erwerben beginnt, daß es dann Gegenstand tödlichen Hasses seitens der Bureaukratie geworden sein wird. Man müßte Rußland wenig kennen, wenn man es nicht mit Sicherheit voraussähe, daß ein jeder einzelne des zahllosen Beamtenheeres der ministeriellen und Gouvernementskanzleien sich gleichsam persönlich gekränkt und beeinträchtigt fühlen würde, sobald seine Macht des Reglementierens, des Befehlens, kurz des mehr oder weniger Satrapenspielens durchs Parlament eingeschränkt würde — wie es ja unerläßlich wäre, soll überhaupt eine Besserung eintreten. Alsbald würde ein Ringen auf Tod und Leben zwischen der Bureaukratie und der Volksvertretung beginnen — ein Ringen, dessen Ausgang niemandem zweifelhaft sein kann, der Rußland auch nur halbwegs kennt. Wie ungleich wäre die Partie!

Auf der einen Seite Leute, die mit einer angeerbten, ja durch Jahrhunderte dem Stande angezüchteten Verbissenheit nichts tödlicher hassen als Selbständigkeit; wo der geringste Ansatz zum Verlangen nach Selbstbestimmung, nach Selbstverwaltung sich regt, da erblickt der russische Bureaukrat mit

richtigem Instinkte seinen Erbfeind, den Erbfeind seines Standes.

Dazu kommt, daß mit nicht minder richtigem Instinkte sofort erkannt werden würde, daß es recht eigentlich, in des Wortes vollstem Sinne, einen Kampf pro domo, einen Existenzkampf gilt. Wovon soll gelebt, wovon soll gut gelebt werden, wenn durch ein Parlament wahrhaft gesetzliche Ordnung eingeführt und jede Willkür unmöglich gemacht werden soll? Wo bleibt dann das Beste, wo bleiben die Nebeneinkünfte?

Seien Sie versichert, die Bureaukratie wird nicht ruhen noch rasten, bis sie das Parlament in einer oder der anderen Weise beseitigt hat, sei es, indem sie dasselbe zu einer lächerlichen und verächtlichen Scheinexistenz herabdrückt, oder, falls man das sich nicht gefallen ließe, seine Auflösung und in der Folge seine Abschaffung provoziert. Und in diesem Vernichtungskampfe werden der Bureaukratie gar gefährliche Waffen zu Gebote stehen: erprobte Beharrlichkeit und unübertreffliche Routine und Gewandtheit in Anwendung aller erdenklichen Kniffe und Pfiffe.

Endlich wird sich, wie in einem wohlgeordneten Tierstaate, alles in die Hände arbeiten, vom Geringsten zum Höchsten. Man glaube doch nicht, daß der Minister, der das Parlament geschaffen hat, seine Thätigkeit unterstützen und fördern wird. Hat man es nicht ausnahmslos erlebt, daß die Bureaukratie, sobald sie eine Schöpfung in die Welt gesetzt hat, auch sofort, ehe noch das Ding Lebenszeichen von sich gegeben hatte, von der Angst befallen ward, es könnte am Ende auf eignen Beinen marschieren und mehr als eine Drahtpuppe sein wollen. Der Minister und sein Komitee sind die ersten, Hemmvorrichtungen über Hemmvorrichtungen zu ersinnen. Man denke nur an die Landschaftsinstitutionen!

Andererseits aber, was stünde den Landboten zu ihrer Verteidigung zu Gebote? Eifer, gepaart mit Geschäftsunkenntnis und Mangel an Routine, das pflegt eine schwache Wehr und Waffe zu sein! Wie groß ist die Gefahr des Übereifers, der alles verdirbt?! und wieviel größer noch, beim russischen Volkscharakter, die Gefahr des Erlahmens! Selbst wenn die Bureaukratie gar keine Erfolge hätte, wenn sie nicht einen Fuß breit Terrain gewönne, so würde sie schließlich doch obsiegen durch zähe Ausdauer — das ist unzweifelhaft! Leider bringt der russische Boden weder Rundköpfe noch Geusen hervor. Ohnehin pflegt der Russe bald zu erkalten nach dem Auflodern hitzigen Strohfeuers. Nun erst einen ausdauernden Kampf zu führen mit einem ebenso verschlagenen wie hartnäckigen Gegner, den kein Hieb trifft! Das halte auf die Länge ein anderer aus! Es würde eben, besten Falles, unfehlbar so gehen, wie es mit den Friedensvermittlern gegangen ist. Sobald diese die angesehensten und einflußreichsten Personen des Landes geworden waren, warf man ihnen Knüttel zwischen die Räder, fesselte sie an Armen und Beinen, verleidete ihnen das Amt in jeder Weise. Wie mancher hat da die Flinte ins Korn geworfen! Erlahmte sein Eifer, wurde er lässiger, so war seitens der Bureaukratie des Schreiens kein Ende: da sehe man, wieviel die „erwählten" Herren wert seien. Nahm einer von ihnen den Abschied oder übernahm er aus Überdruß kein zweites Mal das Mandat, so war der Nachfolger sicher geringerer Qualität: welcher sich selbst achtende Mann hätte wohl zu einem verächtlich gewordenen und in seiner Wirksamkeit verkürzten Amte sich hergeben wollen! So wird auch sicherlich ein russisches Parlament, wenn es überhaupt eine zweite Legislaturperiode erlebt und nicht dem Schicksale eines parlement à la turque verfällt, eine ganz

außerordentlich verschlechterte zweite Generation von Abgeordneten erleben. Wer wird jetzt sich entsenden lassen wollen? Nicht sowohl die bedeutungslosen Schreier und Schwätzer werden sich herandrängen als vielmehr Leute viel schlimmerer Sorte. Man wird es bald begriffen haben, daß auch dem Landboten Nebeneinnahmen, dokhódy, winken. Nicht einmal Erfindungsgeist gehört dazu.

Also, besten Falles, ich sage: besten Falles, hätte man durch Errichtung eines Parlamentes eine Art zweiter Bureaukratie, neue Bataillone von dokhódy-Jägern und Volksaussaugern geschaffen. Aber gar viel Schlimmeres könnte ein russisches Parlament nach sich ziehen: es könnte zum Anfang des Endes werden, und zwar um so eher, je tüchtiger es wäre. Stellte sich im Kampfe des Parlamentes mit der Bureaukratie das Land auf die Seite seiner Vertreter — die Folgen wären unabsehbar! Was alles könnte da für immer vom Erdboden verschwinden!"

„Somit sind Sie ein vollendeter Pessimist. Daß die Autokratie zum Untergange führe, ist Ihnen so klar wie jedem andern. Eine irgendwie geartete Verfassung muß, nach Ihnen, gleichfalls zum Untergange führen. Kein drittes ist denkbar — also Untergang in jedem Falle."

„Doch nicht. Es gäbe noch ein drittes. Es fragt sich nur, ob Rußland fähig sein wird, dieses dritten sich zu bedienen. Die Vergangenheit spricht nicht dafür. Es bedarf dazu gar schwerer Vorbedingungen, die sich nicht auf Befehl beschaffen lassen. Es gehört dazu fast übermenschliche Einsicht, die seltenste Weisheit: Selbsterkenntnis, und fast übermenschliche Willenskraft und Ausdauer. Nicht an einem Tage kann zurechtgestellt werden, was viele Jahrhunderte verdarben. Während Jahrhunderte hat die russische Kirche nichts zur

Volksbildung, zur Hebung der Sittlichkeit und der öffentlichen Moral gethan; in erster Reihe sie ist daran schuld, daß das russische Volks- und Staatsleben von Unredlichkeit untergraben ist. Während Jahrhunderte hat die russische Kirche zugleich die Roheit des Volkes geduldet und zugleich seinen Hochmut und seine Überhebung angestachelt; in erster Reihe sie ist daran schuld, daß Rußland isoliert von der ganzen Welt und in feindlicher Rüstung ihr gegenüber dasteht. In erster Reihe somit ist die russische Kirche daran schuld, daß der Arbeitsertrag des Volkes zum großen Teil in die Taschen beutelustiger Beamten fließt und zum anderen Teil zu aberwitzigen, ruinierenden Rüstungen verwendet wird. Es ist undenkbar, daß irgend eines dieser zum Abgrunde drängenden — und von der Kirche verschuldeten — Grundübel aufhöre, solange sie, die Kirche, im Besitze ihres Monopoles sich befindet; solange sie jedes bildende und sittigende Element ausschließen darf.

Von dem Tage an, da Rußland sich entschließen sollte — und dieser Entschluß wäre das vielleicht rettende dritte — da es sich entschließen sollte, seine Kirche des Monopoles zu entkleiden, — von dem Tage an wäre der Beginn einer neuen und vielleicht gesegneten Ära zu rechnen. Allein schon die Thatsache der Einführung wirklicher Religionsfreiheit ließe zurückschließen auf ehrliche Friedfertigkeit und redlichen Willen, schwere Kulturarbeit an sich zu verrichten."

„Ihr Rezept hat jedenfalls den Vorzug der Einfachheit. Heute dekretiert der autokratische Zar Religionsfreiheit, und morgen nehmen allgemeine Gesittung, Friedfertigkeit und allgemeines Volkswohl ihren Anfang!"

„Sie glauben es selbst nicht, daß ich es so hätte meinen können. Vielmehr verkenne ich keineswegs, daß das Einlenken auf solchen wirklichen Reformweg mit fast unabseh-

baren Schwierigkeiten und Gefahren verbunden wäre; mit so großen, daß ein ganz ungewöhnliches Maß von Mut und von Vertrauen in die eigene Kraft dazu gehören würde, um auch nur den Anfang zu machen, und eine ungewöhnliche Reihe geschickter und ausdauernder Staatsmänner, um die Reform in die richtigen Bahnen zu lenken und die ersten Erfolge zu erzielen.

Ich verkenne es nicht, daß in erster Reihe gegen den Klerus anzukämpfen wäre, dem noch viel gefährlichere Waffen zu Gebote ständen als der Bureaukratie, und welcher es vielleicht noch effektvoller als diese bewirken würde, den Anfang vom Ende herbeizuführen; auch weiß ich sehr wohl die Gefahren zu würdigen, welche ein roher, atheistisch angefressener Haufe bringen könnte, wenn er plötzlich von kirchlicher Disciplin befreit würde; endlich sehe ich es hinreichend klar, daß vom Aufheben des konfessionellen Zwanges bis zur wahren sittlichen inneren Freiwerdung es eine lange Reise geben würde, welche während Generationen zu dauern hätte und mit vielen Fährlichkeiten verbunden wäre.

Ich habe auch nicht die Zuversicht ausgesprochen, daß mit Gewährung von Religionsfreiheit das Spiel sogut wie gewonnen wäre; ich muß vielmehr leider bekennen, daß mir die Chancen des Gewinnens keine großen zu sein scheinen.

Immerhin ist es meine Überzeugung, daß das genannte dritte den einzig möglichen und den einzig denkbaren Weg zum Heile bezeichnet, dessen Betretung daher auch nicht dringend genug gefordert werden kann. Neben diesem dritten haben alle übrigen Fragen: ob Autokratie mit oder ohne Sémskaja dúma, ob beschränkte Monarchie mit so oder anders geartetem Parlamente u. s. w., nur untergeordnete Bedeutung.

Mit seinem Kirchenmonopol bleibt Rußland jedenfalls unheilbar krank und sein Untergang ist nur eine Frage der Zeit; ohne dieses Monopol ist, bei hinreichend ausdauernder Lebenskraft, seine Gesundung doch wenigstens möglich."

Wird Rußland jemals zu diesem rettenden dritten greifen? Nur Rußland selbst kann darauf eine Antwort erteilen.

XVI.

Rußlands Kulturarbeit in Centralasien.

1.

Nur dem grauen Altertume pflegt man mythenbildende Kraft beizumessen; nur die Vorzeit will uns fähig erscheinen, längst entschwundene Helden und Thaten kunstvoll zu umranken, daß kritischer Forschung später Jahrtausende es kaum gelinge, das poetische Flechtwerk zu entwirren. — Aber die Neuzeit thut es dem Altertume zuvor; sie vermag es, noch Gegenwärtiges, bei lebendigem Leibe, vor unseren Augen, mythenhaft zu entstellen, bis zur Unkenntlichkeit. Vormals geschah es einfältig und naiv, unbewußt und guten Glaubens, in der zielstrebigen Richtung der Kulturentwickelung, unmerklich, in stufenweisen Wandlungen, welche den Kulturepochen entsprachen: Helden und Wohlthäter der Menschheit stiegen allmählich als Halbgötter zu den Gestirnen auf oder wurden gar zu Göttern avanciert, um dann wiederum im Laufe der Jahrhunderte aus dem Himmel verstoßen, als Teufel verabscheut oder gar zu Unholden degradiert zu werden. — Heute vollzieht sich die Mythenbildung mit brutaler Raschheit und Unvermitteltheit, in tendenziöser Weise, zwiefältig, in entgegengesetzten Richtungen. — In grauer Vorzeit

bildete ein einheitlicher Mythus den Inhalt des Volksglaubens, er deckte sich mit den Überzeugungen der Epoche. — Heute widersprechen sich die Mythen, und ihre Anhänger bekämpfen sich. Man befrage unsere öffentliche Meinung über ihre Wertschätzung der englischen Herrschaft in Indien. In den Augen der einen ist sie der unverfälschte Segen Gottes; den anderen gilt sie als schrecklicher Fluch, als eine über ungezählte Millionen geschwungene Geißel.

Wie lange ist es her, daß Rußland in Centralasien festen Fuß gefaßt hat? — und schon ist über sein dortiges Wirken ein Gewirre von Mythenbildungen aufgewuchert, welches die öffentliche Meinung hierhin und dorthin irreleitet und ein zutreffendes Urteil erschwert. — Seit Jahren wird täglich, unter Führung Herm. Vambérys, der englische und indische Patriotismus aufgerufen, dem Vorrücken der russischen Barbarei ein Ziel zu setzen: nichts anderes vermöge sie, als die alte Kultur Mittelasiens zu zerstören, und mit Ruin und Vernichtung bedrohe sie alles, was England in Indien geschaffen. Selbst Russen verdammen die Thätigkeit, welche ihre Regierung in Centralasien entwickelt. Es giebt in der russischen Sprache kaum ein ärgeres Schmähwort als den von Ssaltyków-Schtschedrin zur Bezeichnung eines in Mittelasien fungierenden Beamten erfundenen Terminus: „Taschkénetz!“ Grabowsky erklärt es für eine Schmach, daß die russischen Truppen, wo sie es vermochten, in frivolster Weise gemordet und geraubt haben, daß z. B. Chiwa im Augenblicke, da es sich auf Gnade oder Ungnade ergeben wollte, nichtsdestoweniger gestürmt und geplündert wurde; für eine Schmach erklärt er es, daß nach zehnjähriger Verwaltung es noch nicht gelungen war, das Land zu beruhigen und die Bevölkerung Rußland geneigt zu machen; lediglich um kriegerischen Ehrgeiz zu befriedigen und um die administra-

tiven Fehlgriffe der Verwaltungsbeamten zu beschönigen, habe man ohne Aufhören Soldaten und Millionen geopfert; und wenn schließlich Skobelew, mit Hülfe ganz unverhältnismäßiger Geld- und Machtmittel, ausgerüstet mit dem ganzen Apparate der modernen Kriegstechnik, erst nach vielen Mißerfolgen und nach entsetzlichem Blutvergießen über die schlecht bewaffneten, unorganisierten und halbwilden Tekinzen zu siegen vermochte, so gereiche dieser Erfolg Rußland nicht zum Ruhme, sondern zu tiefer Demütigung. — Den Bau der Transkaspibahn erklärt General Tschernajew lediglich für einen äußerst kostspieligen Schwindel, welcher weder in militärischer noch in kommerzieller Beziehung von Nutzen sein könne. — Graf Peter Kutusow bricht gleichfalls den Stab über die asiatische Eroberungspolitik der Panslavisten: dem Siege von Geok-Tepe habe man durchaus gar keine Wichtigkeit beizumessen, es sei denn unter der chimärischen Voraussetzung eines Zuges nach Indien; überhaupt sei es für Rußland weniger wichtig, in Asien sein Banner hoch zu halten, als vielmehr in Europa eine geachtete Stellung zu erlangen, und letzteres könne nur durch friedliche Arbeit geschehen. So die, wie wir sehen werden, in mancher Beziehung nicht ganz zutreffende Darstellung der einen.

Andere dagegen schildern die Großthaten Rußlands und seine Erfolge in Mittelasien in den glänzendsten Farben: da giebt es nur Licht, gar keinen Schatten; ja, nicht selten wird mit dürren Worten gesagt; die Weltgeschichte habe so Großartiges bisher nicht aufzuweisen gehabt. Hat doch selbst die „Allgemeine Zeitung" einen solchen Panegyrikus aus der Feder eines höheren Beamten der turkestanischen Verwaltung gebracht. Wir sind durch diese und ähnliche Lobpreisungen daran erinnert worden, daß nirgends so sehr als im Hirne russischer Würdenträger der Wunsch der Vater des Gedankens ist: es

giebt nichts, was ein Befehl nicht hervorzaubern könnte. So hatte Fürst Barjatinsky als Statthalter des Kaukasus befohlen, die Rionmündung zu einem Seehafen und den Flecken Poti zu einer Seehandelsstadt umzugestalten. Gesagt, gethan. Im Jahre 1859 brachten alle Zeitungen die Nachricht: die größten Seeschiffe laufen jetzt in den Rion ein, Poti entwickelt sich mit Riesenschritten, rascher noch als seiner Zeit Odessa. Dasselbe wurde, wie wir verbürgen können, gleichzeitig vom Fürsten Barjatinsky jedem, der es hören wollte, ins Gesicht gesagt, und zwar offenbar ebenso guten Glaubens, wie noch kürzlich jene Lobrede über die turkestanische Verwaltung verfaßt worden; denn der Fürst sagte es selbst Leuten, welche direkt von Poti kamen und es erlebt hatten, daß belastete offene Böte nicht anders die Barre des Rion passieren konnten, als nachdem die Bemannung mit aufgeschürzten Beinkleidern ins Meer gestiegen war und das Fahrzeug auf den Schultern über die Barre gehoben hatte, und welche es erlebt hatten, daß die „Stadt“ Poti aus wenigen zerstreuten Bretterhütten bestand, welche man vom Flusse aus nur mit Mühe im Laube des Waldes entdeckte. General Dundoków-Korssákow, der nachmalige „Organisator“ Bulgariens, damals Generalstabschef des Donischen Kosakenheeres, sagte, als man sich über diese sonderbare Selbsttäuschung des Fürsten-Statthalters wunderte: „Que voulez vous? Quand cet homme a eu une idée, il s'imagine de suite, qu'elle a été exécutée et il ne s'en occupe plus.“ — Ebenso braucht man es nicht unaufrichtig zu nennen, wenn die von Hellwald[1] benutzten offiziellen Quellen schon im Jahre 1873 nicht weniger als 15 meteorologische Beobachtungsstationen in Turkestan aufführen, während A. von Middendorff[2] im Sommer 1878 nur von „einigen

[1] „Die Russen in Centralasien“. 1873. S. 10.

[2] „Einblicke in das Ferganathal“, in Mem. de l'Acad. des Sc. de St. Pétersbourg. T. XXIX. No. 1 p. 113.

Anläufen zu einem recht großartigen Beobachtungsnetze" redet und konstatiert, daß „die Temperaturen Ferganas noch gänzlich unbekannt sind". Es war eben, als die von Hellwald benutzte Notiz zum Drucke gegeben wurde, bereits ganz aufrichtig beschlossen worden, die 15 Stationen zu errichten, und schon hatte man ganz aufrichtig geglaubt, sie seien im Entstehen begriffen oder beständen gar schon. So ist wohl auch die von der „Allgemeinen Zeitung" gebrachte Lobrede guten Glaubens entstanden — und hat, wie sehr sie auch an inneren Unwahrscheinlichkeiten, die wir sogleich nachweisen werden, laboriert, guten Glauben erweckt: ein in der Sitzung des Oberbadischen Zweigvereines des deutschen Kolonialvereines abgehaltener Vortrag konstatierte, daß die Russen es nicht nur vermocht haben, die weiten Gebiete Centralasiens zu erobern, sondern es auch verstanden, sich dieselben zu sichern und sie auszunutzen: die Handelsbeziehungen Centralasiens seien nun völlig umgestaltet, der Bau der transkaspischen Bahn habe den Russen nicht nur überaus wichtige strategische, sondern auch große kommerzielle Vorteile in die Hand gegeben, die Städte Centralasiens seien im raschen Aufblühen begriffen, der Handel sei schon jetzt zum großen Teil von den Engländern an die Russen übergegangen und — last not least — Rußland könne heute in sechs, sage sechs, Tagen von Odessa eine Division gemischter Waffen bis an die Grenzen Afghanistans vorführen. — Nimmt man auch an, daß die übrige „Zukunftsmusik" dereinst zur Aufführung gelangen wird, so dürfte doch schwerlich jemals ein russischer Moltke erstehen, der die „sechs Tage" zu verwirklichen vermöchte. Man sieht, mit wieviel Vorsicht und Kritik an Mythen von den russischen Erfolgen in Centralasien herangetreten werden muß.

An Mitteln, solche Kritik zu üben, fehlt es keineswegs.

Außer den zuverlässigen Angaben des Kleinrussen Fedtschenko und des Russen Sseverzow giebt es auch Europäern zugängliche, aus eigener Anschauung geschöpfte Berichte und mit kritischem Scharfblicke gesammelte Materialien: die Beschreibung von Schuyler[1] und vor allem das bereits erwähnte Reisewerk A. von Middendorffs. Wir werden uns darauf beschränken, an der Hand dieses letzteren Werkes einiges zur Beleuchtung der Erfolge Rußlands in Centralasien vorzuführen.

Zunächst haben wir denen entgegenzutreten, welche, sei es tendenziös, sei es aus Unkenntnis, die Verwaltung Turkestans über Gebühr anschwärzen und ihr „kein gutes Haar lassen". A. von Middendorff, dessen scharfem Blicke und dessen Zuverlässigkeit unbedingt zu trauen ist, konstatiert, daß in Fergana im ganzen die Organisation nicht schlecht angepaßt ist (von den verhängnisvollen Ausnahmen dieser Anpassung weiter unten), daß Fergana von den Beamten weniger exploitiert erscheint als Sibirien und viele Teile des europäischen Rußlands, wiewohl die „Geschenke" (dostarchan) arg im Schwange gehen; schon Schuyler habe die Ordnung in Fergana merkwürdig gut befunden; das erkläre sich aus dem Umstande, daß bei Besitzergreifung von Khokand alle die gewissenlosen, auf ihre Petersburger Verbindungen pochenden Glücksritter (die „Taschkentzy" sind hier gemeint) bereits heimgesandt worden waren; indessen wäre es besser, wenn das Land nicht von Passanten, sondern von eingesessenen, landeskundigen Beamten verwaltet würde. Obwohl Samarkand erst vor zehn Jahren und Fergana erst vor drei Jahren in russische Hände gekommen waren, so herrschte dort dennoch größere persönliche Sicherheit als in Griechenland, Spanien oder gar

[1] „Turkestan. Notes of a journey in Russian Turkestan, Khokand, Bukhara and Kuldja". 2 Bde. London 1876.

in Sicilien, und diese Sicherheit wird von den fleißigen, friedlichen und bildsamen (iranischen) Sarten sehr hoch geschätzt. Ebenso hatte auch bereits am vierten Tage nach Erstürmung Taschkents dort der tiefste Friede geherrscht. Ein wie gutes Licht diese Zeugnisse auch auf die russische Verwaltung werfen, so bleibt immerhin noch zu erforschen, ob in dieser Rücksicht russischerseits Neues geschaffen worden war, oder ob lediglich bereits bestehende Ordnung in dieser Beziehung erhalten worden ist (in anderer Hinsicht, wie wir sehen werden, hat solche Schonung keineswegs stattgefunden); wir möchten letzteres annehmen; denn einesteils wandelt man nicht im Laufe von vier Tagen reißende Wölfe in Lämmer um; anderntheils erinnern wir uns, daß Shaw, als er vom Hochgebirge nach Yarkand hinabgestiegen war, den Eindruck empfing, als sei er nach Altengland gelangt. Die Russen fanden eben in Centralasien eine alteingewurzelte, von Jahrtausenden herstammende Kultur vor, welche selbst den Stürmen der Timur- und Dshengis-Chan widerstanden hatte.

In einer anderen Beziehung aber ist Rußland entschieden Friedensstifter und Kulturträger gewesen, wiewohl ihm dabei nur ein sozusagen negatives Verdienst beizumessen ist. Was Rußland daheim nicht duldet: religiöse Eintracht — ist hier in seinem Gefolge eingezogen; während die russische Orthodoxie Andersgläubige daheim verfolgt und peinigt, hat die muhammedanische Orthodoxie gerade in den Hochburgen ihrer Unduldsamkeit unter russischer Herrschaft im Handumdrehen ihre Verfolgungswut — von welcher Herm. Vambéry zu erzählen weiß — aufgegeben und sich zu indifferenter Toleranz bekehrt. Durch schlagende Zeugnisse und Belege weist A. von Middendorff es nach, daß der religiöse Fanatismus Centralasiens nichts anderes gewesen ist als ein künstliches Erzeugnis des mit der Geistlichkeit Hand in Hand gehenden weltlichen Despotismus,

ein künstliches Erzeugnis jenes entsetzlichen Systemes, welches schon von Dante gebrandmarkt worden: der „Vereinigung von Schwert und Hirtenstab in einer Hand". Mit dem Tage, da die Schergen des Chans und der Mollahs nicht mehr mit der Peitsche die Gläubigen zur Moschee treiben durften, nicht mehr diejenigen öffentlich auspeitschten, welche zur Stunde des Gebets geschlafen hatten, — mit demselben Tage hatte, wie durch einen Zauberschlag, aller und jeder islamitische Fanatismus sich vollständig verflüchtigt. Wir meinen, daß auch in Rußland von religiöser Verfolgungswut keine Spur sich mehr zeigen wird, sobald auch dort Zar und Mönch sich gegenseitig zu stützen aufhören werden. Eigentümlich ist es, wie Rußland nach außen exportiert, was es daheim selbst entbehrt. Bulgarien hat es mit parlamentarischem Regime beschenkt, während es zu Hause eine Katkowsche „Staatsidee": die unbedingte Selbstherrlichkeit, die vollständigste Despotie, als höchste Staatsweisheit hinstellt.

Wenn in Centralasien durch Rußland „merkwürdig gute Ordnung" hergestellt und die „Organisation im ganzen nicht schlecht angepaßt" worden ist, so bezieht sich das, wie wir sogleich sehen werden, nur auf Äußerlichkeiten — und auch mit diesen ist es nicht allzugenau zu nehmen —, während in den Hauptsachen, in betreff der wichtigsten Lebensbedingungen des Landes, nicht nur nichts Neues geleistet, sondern Alterworbenes in fürchterlichem Maße zerstört worden ist . . . Für den erreichten Grad der „Ordnung" dürfte folgender, von A. von Middendorff angeführter Umstand einen Maßstab abgeben.

Während schon im Jahre 657 n. Chr. die Chinesen nach Einverleibung des Ili- und Jaxartesgebietes sofort überall Straßen eröffnet und ordentliche, regelmäßige Posten eingerichtet haben, Straßen, die man noch jetzt im Ferganagebirge

anstaunt, hatte bis zum Jahre 1878 Rußland nicht nur nichts gethan, um die Kohlen- und Ozokeritlager und Petroleumquellen zugänglich zu machen, sondern Wege und Brücken verfallen lassen. Bei Chodshent gab es keine Brücke mehr; der geregelte Postenlauf war ins Stocken geraten: einst kamen während ganzer fünf Monate keine Briefe, bis endlich Nachrichten auf dem Umwege über Sibirien dorthin gelangten.. Bei solcher Vernachlässigung der Landverkehrswege kann es nicht wundernehmen, daß auch die Wasserstraßen sich als verödet erwiesen. Schon vor 30 Jahren, referiert A. von Middendorff, (jetzt vor etwa 40 Jahren) eröffnete der Staat auf dem Ssyr die Dampfschiffahrt (nachdem fünf Jahre vorher Butakow den ersten Schoner auf dem Aralsee erbaut hatte); dennoch ist sein Spiegel völlig unbelebt. Die Dampfschiffe sind durch Windungen und Untiefen behindert, bei starker Strömung machen sie nur 4 bis 5 Kilometer in der Stunde; ihre Fahrten finden zu ganz unbestimmten Terminen statt; sie führen nur Ladungen der Regierung und auch diese nur vom Mai bis zum Oktober. Erst oberhalb Dshulek sind die Ufer des Ssyr geackert, abwärts sind sie völlig unbewohnt. „Nur ein einziges Fischerboot kam mir auf der ganzen Reise zu Gesicht; es gehörte einem verbannten Uralkosaken. Nicht einmal eines der merkwürdigen Schilfflosse (ssalami) oder die aufgeblasenen Lederschläuche der als Schwimmer berufenen Kirgisen gelang es mir aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Man hat es hier also nicht mit jener das Wasser verabscheuenden, ja fürchtenden Bevölkerung zu thun, wie es die Steppen-Mongolen sind. Nichtsdestoweniger stellte sich mir die Wasserfläche des Ssyr noch unvergleichlich öder dar als die wüste Steppe — und das 30 Jahre nach Eröffnung der Dampfschiffahrt auf diesem Flusse!" — Hiernach wird man bereits eine gelinde Vorstellung davon sich zu machen vermögen,

welchen Dienst die von Zufuhrwegen entblößte, meist Wüsteneien durchschneidende transkaspische Bahn dem Handelsverkehr zu leisten im stande sein wird. Dazu kommt aber noch verschiedenes andere. Wenn der Kriegsminister Wannowsky es für überflüssig gefunden hatte, auf der Riga mit Pskow und Dorpat verbindenden, im Baue begriffenen „strategischen“ Bahn Waren- und Personenstationen zu errichten — namentlich Riga sollte sich ohne solche Einrichtungen behelfen —, weil „seine Soldaten“ auch in freiem Felde aussteigen und einsteigen könnten, — so wird man es nicht wahrscheinlich finden, daß die äußerst „strategisch“ und äußerst ökonomisch veranschlagte transkaspische Bahn mit dem für den Handelsverkehr unentbehrlichen Luxus von Warenstationen ꝛc. genügend ausgestattet ist. Endlich ist noch der auf den russischen Bahnen beständig stattfindende und zu den ärgsten Erpressungen führende Mangel an verfügbaren Warenwaggons hinzuzurechnen — und man wird es ermessen können, wie „große kommerzielle Vorteile die Transkaspibahn Rußland in die Hand gegeben hat“, — wie „der Handel schon jetzt zum guten Teil von den Engländern an die Russen übergegangen ist“ u. s. w. — Das alles aber wäre nicht von Belang: Rußland hätte es hier nur ebenso verabsäumt, seine neuen Provinzen „auszunützen“, wie es auch seinen alten Besitz nicht zu entwickeln versteht. Schlimmer aber sieht es aus auf den Gebieten der Agrarverhältnisse und des Steuerwesens: hier wurden und werden täglich vorgefundene, altbegründete Kulturerrungenschaften, die vor Timur- und Dshengis-Chan standgehalten haben, zerstört und vernichtet!

Freilich ist im strikten Gegensatze zu dieser thatsächlichen Zerstörung, auf welche wir sogleich näher eingehen werden, der Mythus verbreitet worden, als habe Rußland in Turkestan bereits glänzende Erfolge auf dem Gebiete des wirtschaft-

lichen Lebens zu verzeichnen. Im Jahre 1877 hatte Wenjukow in einem anscheinend wissenschaftlichen Werke („Rußland und der Osten“) alle diese Erfolge mit Bestimmtheit hervorgehoben: Vervollkommnung des Baumwollen- und Seidenbetriebes, des Weinbaues, der Vieh- und Pferdezucht, Erweiterung des Ackerbaues durch russische Kolonen. — Nichts von alledem hat A. von Middendorff im Jahre 1878 vorgefunden; meist nicht einmal thatsächliche Ansätze zu alledem, was vielleicht am grünen Tische und auf dem Papiere geplant worden war; wo aber versucht worden war, ans Werk zu gehen, hatten „die Anläufe sich im Sande verirrt“. „Weder Bergbau auf edle und unedle Metalle, auf Kohlen, Ozokerit und Naphtha war in Gang gekommen, noch auch die großen Arbeiten der Aufbesserung alter und Errichtung neuer Kanäle fand ich im Flusse (dagegen Zerstörungen alter Bewässerungen, wie wir sehen werden!), die doch schon auf der Wiener Ausstellung von sich reden machten[1]; geschweige denn die (bereits oben erwähnten) fünfzehn meteorologischen Stationen, auf die ich nach deutschen Quellen rechnen konnte.“ Wir sehen also, wie man auf privatem und offiziellem Wege gewetteifert hat, den Mythus von den glänzenden Erfolgen Rußlands in Centralasien bei der öffentlichen Meinung Europas einzubürgern! Wie sieht dagegen das Thatsächliche aus?

Was die angeblich bereits im Jahre 1877 ins Werk gesetzte Vervollkommnung des Baumwollenbetriebes u. s. w. anbetrifft, so weiß A. von Middendorff darüber nur zu berichten, daß in Chodshent eine Filatur mit 200 000 Rubeln Anlagekapital gegründet worden war, welche von demselben nach

[1] Exposition universelle de Vienne, Catalogue de la section du Turkestan, p. 48.

kurzem Bestande bei der Liquidation nur 20 Prozent zu retten vermochte; ganz ähnlich sei es mit sechs, sage sechs, anderen gleichartigen, vom Staate unterstützten Unternehmungen gegangen; „ohne Ausnahme“ seien die Großhändler des Mutterlandes, welche sich in Fabrikunternehmungen in Turkestan einließen, — ohne Ausnahme seien sie mit großen Verlusten abgezogen, — einzig und allein die Spiritusbrennerei stehe im Flor! Welchen Grad von Wahrscheinlichkeit haben wir also der im Eingange angeführten Mitteilung beizumessen: die Russen hätten es verstanden, die erworbenen weiten Gebiete Centralasiens „auszunützen“ u. s. w.? — Hinsichtlich der Vieh- und Pferdezucht kann gleichfalls mit Entschiedenheit behauptet werden, daß die Angaben Wenjukows nicht einmal Mythen, sondern reine Fabeln sind. Als hochkompetenter Hippologe und leidenschaftlicher Pferdeliebhaber bespricht A. von Middendorff die Pferdezucht Ferganas ganz besonders eingehend, ihre Geschichte vom grauen Altertum bis in die Jetztzeit verfolgend, die Rassen und Gebrauchsweisen beschreibend: nicht mit einem Worte erwähnt er irgend welcher durch die Russen auf diesem Gebiete in Fergana oder sonst in Centralasien bewirkter Vervollkommnungen. Wohl aber finden wir einen Passus, welcher darauf hindeutet, daß die Russen es in der liebenden, pädagogischen Sorgfalt und in der geschickten Behandlung, welche der Centralasiate den Pferden zu teil werden läßt, den Eingeborenen keineswegs gleichthun. Auf eine russische Quelle sich stützend, bemerkt A. von Middendorff: „Zwangsgestelle für das Beschlagen der Pferde zuerst *eingeführt* (sic!) zu haben, ist das beschämende Verdienst der russischen Reiterei.“

Wenn man vollends das von A. von Middendorff über die „Erfolge“ der Kolonisation Centralasiens durch russische Bauern oder Kosaken Angeführte mit der Behauptung Wen-

jukows über „Erweiterung“ des dortigen Ackerbaues durch russische Kolonen zusammenhält, so sucht man vergeblich nach einem parlamentarischen Ausdrucke, um die Entstellung der Thatsachen gebührend zu qualifizieren. Man wird es uns danken, wenn wir zur Steuer der Wahrheit hier in größerem Umfange eine wörtliche Wiedergabe uns erlauben. „Die russischen Auswanderer, die ich zwischen Orenburg und Orsk mit Tausenden von Fuhren im Juni ostwärts mir entgegenziehen sah (und war das die einzige Straße für diese Zugvögel? Sah ich sie nicht schon 9 Jahre vorher aus denselben Gouvernements durch die Baraba ziehen?), sie kamen größtenteils aus den fruchtbaren Gebieten der Schwarzerde, aus den Gouvernements Pensa, Ssaratow, Tambow, Woronesh, Ssamara, wo es ringsumher noch unendlich viel Raum für fleißige Ackerbauer giebt; sie schlenderten müßig daher zu einer Zeit, wo der Tagelohn für Arbeiter beim Einheimsen von Heu und Getreide im russischen Steppengebiete auf das Doppelte, das Drei-, Vier- und Fünffache des ohnehin reichlichen Durchschnittstagelohnes steigt[1]. Weshalb ziehen sie es vor, statt reichlichem Verdienste nachzugehen, der sich um sie reißend bewarb[2], dem Müßiggang zu frönen, aus der Leere (an Bevölkerung nämlich) in die Wüste ziehen? Der Wandertrieb sitzt ihnen viel stärker in den Knochen als den Kirgisen, die ich am Ssyr Neuländereien roden sah[3]. . . . Auch blickte die

[1] Als langjähriger Generalbevollmächtigter der Großfürstin Helene Pawlowna für ihren großen Güterkomplex Karlowka ist A. von Middendorff aufs eingehendste mit den Agrarverhältnissen des russischen Steppengebietes vertraut.

[2] Davon, von den unvermeidlichen Anzahlungen auf künftige Arbeiten, von denen ein großes Prozent verloren geht, von den gerichtlichen Hudeleien und Schreibereien dabei, wissen die Großwirtschaften und Gerichtshöfe der Schwarzerde etwas zu erzählen! (Anm. A. von Middendorffs.)

[3] Wie wir schon zu Eingang dieser Skizzen (S. 4) erwähnt haben, wird

seßhafte (sc. nichtrussische) Bevölkerung (zwischen Orenburg und Orsk) mit Verachtung auf sie: »O, die kennen wir«, hieß es, »denn so geht es Jahr für Jahr. Im Herbste kehren sie wieder zurück und fressen die Wegebreite kahl«[1]. So ist es ... Unverzeihlich ist die Agitation gewisser Zeitschriften, um die Auswanderung zu befördern: es ist, als ob man einem Trunkenbolde zu seiner Heilung Branntwein gratis vorsetzen wollte, damit er seiner überdrüssig werde!"

Nicht nur Zeitschriften haben die Wandersucht befördert; es ward sogar eine jener großen Reichskommissionen, welche unter Heranziehung zahlreicher Experten fast zu kleinen parlamentarischen Versammlungen anwuchsen, niedergesetzt zur Eruierung der Modalitäten, durch welche die Auswanderung aus dem übervölkerten (!) europäischen Rußland zu befördern sei. Und, so sonderbar es klingen mag, das europäische Rußland ist thatsächlich übervölkert zufolge seines landwirtschaftlichen Raubbaues und seiner Unfähigkeit, bei dem herrschenden Bodenbesitzkommunismus, zu intensiver Kultur überzugehen, wie das alles in der soeben angezogenen Schrift „Vom Lande" an der Hand russischer Zeugnisse nachgewiesen worden ist. Wir werden hier an eine treffende, auch von A. von Middendorff angeführte Bemerkung Dr. Mackenzie Wallaces erinnert; derselbe meint: „Völker mit primitivem Ackerbau haben stets die Tendenz sich auszudehnen; solange noch Raum dazu vorhanden, findet intensive Kultur nicht leicht Platz" — ja, möchten wir

von Tschaadajew, dem bedeutendsten Geiste, den Rußland hervorgebracht hat, in prägnanter Weise dargestellt, daß die Russen eigentlich noch nicht zu rechter Seßhaftigkeit gelangt sind, ja an ihrer Heimat weniger noch hängen als der Nomade am Gebiete, das er beweidet. Noch andere Umstände begünstigen den Wandertrieb, wie dargestellt worden in: „Vom Lande" von H. von Samson. Dorpat und Fellin 1883.

[1] Wie an den schiffbaren Flüssen der „Leinpfad", so stehen auch den Heerstraßen Rußlands entlang Zonen Landes den Reisenden zur Benutzung zu Gebote.

hinzufügen, nicht einmal rechte Seßhaftigkeit kommt bei sehr primitivem Ackerbau zu stande. „Rußlands Expansionskraft", bemerkt Wallace ferner, „ist stets viel größer gewesen als seine Assimilationskraft in Bezug auf die annektierten Bevölkerungen." Auf diese letztere, durchaus zutreffende Bemerkung werden wir noch zurückzukommen haben. Hier wollen wir nur darauf hinweisen, daß dieses von Wallace aufgezeigte Unvermögen im Zusammenhange steht mit der von Tschaadajew so glänzend formulierten These: daß das russische Volk einer nationalen Physiognomie selbst noch entbehrt; daher eben der Mangel an Assimilationskraft!

2.

„Im fernen Osten", fährt A. von Middendorff fort, „bleibt wohl die größere Hälfte der Eingewanderten kleben — aber was ist das zum meisten für ein Volk, und was für Ansprüche macht es?! Die Eingeborenen sind ihnen »verdammte Nichtchristen«, nicht besser als Hunde, denen von Rechts wegen die fettesten Plätze abgenommen werden müssen[1]. Der gutmütige Nomade weicht willig, und dennoch läuft ein Teil der Gekommenen ins weite[2]. Der Zurückgebliebene verlegt sich auf das Ausbeuten der einfältigen nomadischen Eingeborenen und führt zugleich stete Klage über Bedrängtwerden durch dieselben. Als ich in Fort Perowsky fragte, warum

[1] In den Augen der nationalistischen Fanatiker Rußlands gilt auch Europa als „Nichtchristenheit" (njekhristj), woraus dann mit slavophilischer Logik Europas Rechtlosigkeit Rußland gegenüber, Rußlands Recht, es zu depossedieren, sich ergiebt.

[2] Die (sc. in Turkestan angesiedelten) Kosaken plünderten in Ssewerzows Gegenwart die friedlichen Zelte, und er mußte ihnen den Raub selbst gewaltsam abnehmen. . . . Die Kosaken sind ihrer Natur nach nicht im geringsten Ackerbauer. (Anm. A. von Middendorffs nach angeführten russischen Quellen.) Also wohl nicht durch die Kosaken ist persönliche und ist Rechtssicherheit in Turkestan begründet worden!

die Russen die Ländereien nicht bearbeiteten, zeigten mir die Leute mit der größten Entrüstung, man habe ihnen das in Sicht stehende, von den Kirgisen bewässerte Land nicht anweisen wollen[1]. Die Schlimmsten und Faulsten aber sind die (sc. zwangsweise) angesiedelten Kosaken. Nur freiwillige Kolonen können gedeihen. Dort am Ssyr, wo, wie gezeigt worden, die Kirgisen sich mit Macht eines erfolgreichen Ackerbaues befleißigten, mißlangen die Versuche, russische Bauern einzubürgern; sei es bei Kasalinsk, bei Fort Perowsky, oder zwischen Dschulek und Turkestan. Sie vermochten nicht der Bewässerungen Herr zu werden, welche bald ausblieben, bald überflutend alles vernichteten. Andererseits soll der Kirgisenaufstand des Jahres 1856 unter Dsahn-Khodsha hauptsächlich durch die Vergebung ihres Ackers an russische Kolonen, von denen jetzt keine Spur mehr zu finden ist (sic!), hervorgerufen gewesen sein. — Als höchst beachtenswerte Warnung lese man doch die gedrängte Geschichte der am unteren Ssyr versuchten Kolonisation (in der offiziellen Turkostansk. Wjedomostj 1880, S. 161): Nachdem bei Kasalinsk es mit der Ansiedelung von Kosaken welche gleichwie am Kubanj als Grenzer dienen sollten, sich nicht machen ließ, wurden Bauern als Kolonen angesiedelt, denen man das Land anwies und 50 Rubel auf die Familie als Unterstützung ausreichte. Es waren das Ländereien, welche ursprünglich von den Karakalpaken bewässert worden waren; diese hatten sich jedoch, um den Räubereien zu entgehen, an die Mündung des Amu zurückgezogen, worauf

[1] Eine ähnliche Antwort hat Leopold von Schrenk am Amur, wo derselbe eine Breite von mehreren Kilometern besitzt, von einem auf fruchtbarstem Boden angesiedelten, gänzlich verkommenen Kosaken erhalten: „Wie sollte ich hier wohl leben können, der Chinese dort läßt mich nicht aufkommen, er bedrängt mich und engt mich ein (obtessnjäjet menjä)", nämlich ein jenseits des Stromes angesiedelter Chinese, dessen Haus kaum noch sichtbar war!

die Kirgisen hineinrückten. — Auf diesen Ländereien gediehen die (russischen) Bauern, obgleich sie dieselben durch Delegierte hatten besichtigen und gutheißen lassen, gar nicht. Sie konnten sich in die fertigen Bewässerungen nicht hineinfinden; bald trat ihnen der Ssyr nicht genug aus, bald ertränkte er ihre Saaten, bald erklärten sie das Land ... für »ausgepflügt«, d. h. erschöpft. Kurz, es endigte damit, daß sie schließlich ihr Vieh verkauften und sich auf Krämerei legten, nachdem es nur einzelnen als Fuhrbauern (d. h. Frachtfuhrleuten) glücken wollte, während andere in den an der Mündung in den Aral eröffneten Fischereien sich verliefen. — Jenen verunglückten Kolonen gegenüber spricht eine Mitteilung, die ich soeben lese (in der vom Domänenministerium herausgegebenen »Landwirtschaftlichen Zeitung« 1880, S. 757), in günstigster Weise den von mir in Schutz genommenen Mongolen das Wort. Im Gouvernement Ssamara haben Kirgisen 2600 Deßjatinen (11 700 Magdeburger Morgen) Steppe durch Abdämmung in üppige Wiesen verwandelt, und die (russischen) Bauern beginnen, es ihnen abzulernen ... statt, wie im fernen Osten, es ihnen abnehmen zu wollen. ... Ssewerzow bemerkt: »dort, wo 100 Russen 1000 Kirgisen vom Acker verdrängen, um sich an ihre Stelle zu setzen, dort schieben sich 100 Chinesen noch ganz unbemerkt zwischen die übrigen hinein«."

Wenn wir die Summe der vorstehenden Beobachtungen ziehen, so bekommen wir nicht nur eine Vorstellung davon, was es in Centralasien mit dem Mythus von der „Erweiterung des Ackerbaues durch russische Kolonen" für eine Bewandtnis hat, sondern wir erhalten auch bereits eine Vorahnung davon, in welcher Weise Rußland in Centralasien eine „Kulturmission" erfüllt. Prosperierende, seit alters gepflegte, von Wohlsein strotzende Gefilde werden durch rohe Gewalt ihrer eingesessenen, friedlichen, bescheidenen, fleißigen, kundigen,

betriebsamen Anbauer und Pfleger beraubt; brutale, faule, nichtsnutzige, hochmütige Eindringlinge treten an ihre Stelle; nun vermag derselbe Boden, auf welchem 10 Köpfe in Überfluß lebten, nicht einen einzelnen zu ernähren; dieser einzelne sucht dann das Weite und hinterläßt eine Wüstenei, wo früher ein reicher Garten bestanden hatte! Schon hier wird uns eine Ahnung davon, wie Rußland seiner „Kulturmission“ in Centralasien gerecht wird, — wie es annektierte Landstriche sich „assimiliert“. — Nicht anders wird seit einigen Jahren in den baltischen Provinzen gewirkt. Man ruht nicht eher, als bis man in schöner Einförmigkeit überall eine gleichartige Kulturwüste hergestellt hat. Ja, mehr noch lehren uns die vorstehenden Beobachtungen: Nicht nur, daß Rußland sich als unfähig erweist, in Asien als Kulturträger aufzutreten — Mongolen werden in Rußland zu Kulturträgern: Ssamarasche Russen fangen an, entwickeltere Bodenkultur den Mongolen abzulernen! Das alles aber sind vereinzelte, nicht tief einschneidende Vorkommnisse; es ist ein Kinderspiel gegenüber den in großem Maßstabe von den Russen in Centralasien auf den Gebieten des Steuer- und Agrarwesens angerichteten Verheerungen, welchen wir uns nun zuwenden.

Wir erinnern uns nicht, in der ganzen Geschichte der Bodenbesteuerung ein Grundsteuersystem gefunden zu haben, welches an Roheit und Ungerechtigkeit mit der russischen Deßjatinensteuer — welche als besteuerbare Einheit nur die Grundflächeneinheit, ganz abgesehen von ihrer Nutzungsart und Bonitur, kennt — sich messen dürfte. Selbst unter den äußerst primitiven Ackerbauverhältnissen Rußlands wird diese Steuer, welche Gartenland, Acker, Wiese, Wald und Unland, Sumpf, Moor u. s. w. über einen Kamm schert, als außerordentlich drückend empfunden, vielleicht drückender noch, als es die verrufenen Kopfsteuern, Salzsteuern u. s. w. gewesen

sind. Es würde uns zu weit führen, wenn wir in seiner ganzen Größe den Aberwitz kennzeichnen wollten, mit welchem man diese entsetzliche Steuer in Centralasien und namentlich in Fergana eingeführt hat, wo sich in buntscheckigem Gemenge, hart nebeneinander liegend und sich räumlich durchsetzend, alle Abstufungen der Ertragsfähigkeit des Bodens nicht allein, sondern auch der Armut oder des Reichtums an im Boden aufgespeicherten Kapitalnutzungen vorfinden. Neben der vollkommen ertragslosen, mit Salzefflorescenzen oder mit Diluvialschutt frischen Datums bedeckten Kulturwüste die unangebaute, ungewässerte und unbewässerbare, aber immerhin als spärliche Weide benutzbare Steppe; daneben der ungewässerte, aber bei ungewöhnlich hoher Flut vom strömenden Wasserüberflusse Nutzen ziehende Bogaracker, welcher zu gewöhnlicher Zeit dem gewissermaßen Hazard spielenden Anbauer das vierte Korn, im bezeichneten Glücksfalle aber fast soviel einbringt wie die reichsten berieselten Äcker; sodann diese letzteren selbst, welche mit größter Regelmäßigkeit und Sicherheit je nach dem Grade der Düngung und der angewandten Arbeit 70- bis 200fache Ernte bringen und viermal im Jahre die kostbarsten Marktfrüchte tragen, — alles das wird durch das russische Steuersystem über einen und denselben Kamm geschoren. Man hat eben im „heiligen“ Rußland, wie es sich selbst nennt, keine Vorstellung von dem, was intensive Kultur ist, von den Bedingungen, unter welchen allein sie prosperieren kann, von der Sorgfalt, welche ihr der Staat zu widmen hat, von der Rechtssicherheit, welche ihre notwendige Voraussetzung ist, von der Rolle, welche Kapital und Arbeit bei ihr spielen neben dem Faktor der Natur, welcher in der extensiven oder expansiven Kultur fast allein in Frage kommt. Keine Ahnung hat man davon, daß höchste Roherträge nur durch überwältigende Produktionskosten erzielt werden; und wenn man in Centralasien

meinte, sehr fortschrittlich zu verfahren, indem man den Rohertrag durch eine Zehntenauflage besteuerte, so verfuhr man eben mit empfindlicher Härte und Ungerechtigkeit, weil die Roherträge unter hochintensiven Anbauverhältnissen ebensowenig wie die unbonitierten Grundflächen geeignet sind, die Basis einer gerechten Steuerverteilung zu bilden. Um so schwerer und drückender mußte dieses Steuersystem den Eingeborenen erscheinen, als sie, uraltem Kulturboden erwachsen, inkommensurabel höher gebildet und einsichtiger waren als die sie nun beherrschenden Russen. Ungleich besser wäre man gefahren, hätte man die Grundsteuerumlage ortskundigen, landwirtschaftlich sachkundigen Katasterbeamten überlassen. Wieviel Einsicht und Takt die Eingeborenen in dieser Hinsicht besitzen, ist unter anderem aus den Fällen ersichtlich, wo Ortschaften überlassen wurde, das sie treffende Abgabenkontingent nach eigenem Ermessen auf die Eingesessenen umzulegen: die Steuerquoten wurden alsdann nach den Wassermengen bemessen, welche ein jeder aus dem gemeinsamen Wasserreichtum bezog. Statt dessen bestand die militärische „Organisationskommission", welche das turkestanische Steuerwesen zu regeln hatte, ausschließlich aus Leuten, welche, wie A. von Middendorff, der hier zu urteilen vollkommen kompetent ist, referiert, weder ortskundig noch sachverständig waren, ja nur schwache Allgemeinbildung besaßen[1]. — Natürlich bewirkte ein solches Steuersystem die schreiendsten Ungerechtigkeiten: bestand z. B. ein Besitz von 100 Deßjatinen (450 Magdeburger Morgen) oder mehr fast ausschließlich aus Ödland, das noch nie beackert

[1] A. a. O. S. 420—422. Ein einziges Glied der Kommission, Wilkins, hatte mehr Verständnis und sah sich oft zu Protesten gegen das Vorgehen der „Organisatoren" veranlaßt; die einzige Folge davon war, daß er seine Stellung aufgeben, aus der Kommission ausscheiden mußte (S. 430).

worden war, so wurde er dennoch durchgängig so hoch besteuert wie eine darin belegene kleine Parzelle, welche mit reicher Frucht bestanden war: denn das Reglement verbot es, ein und dasselbe Grundstück in zwei verschiedenen Bonitätsklassen einzuschätzen. Man sieht: mit einer gewissen raffinierten Geschicklichkeit hat man das Rohe und Verderbliche der Deßjatinensteuer mit dem Rohen und Verderblichen des Zehntensystemes zu vermählen gewußt. — Wie aber so irrationelle Bodenbesteuerung zu wirken pflegt, ist ja bekannt: wie eine Strafe, mit welcher Fleiß und Betriebsamkeit belegt werden; mit der Zeit lernt man es, sich der Strafe zu entziehen, indem man es aufgiebt, fleißig und betriebsam zu sein[2]. Auf diese Weise hat z. B. die nur den nächsten Tag berücksichtigende Verwaltung des Bey von Tunis es durch unzweckmäßige Steuerpolitik möglich gemacht, einen großen, durch Ölbaumwaldungen einträglichen Teil des Landes in eine Wüstenei zu verwandeln: Ausrottung der Ölbäume war das einzige Mittel, um den ruinösen Steuervexationen zu entgehen.

---

[1] Als ein sehr belehrendes Beispiel von der Umsicht, mit welcher in Rußland die öffentliche Wohlfahrt „reglementsmäßig" gepflegt wird, haben wir folgendes wohlverbürgte Kuriosum mitzuteilen: In der Schwarzerderegion hatten die Zieselmäuse sich derart vermehrt, daß sie zur Landplage geworden waren. Zu ihrer Vertilgung wurde von der Regierung vorgeschrieben, daß jedes Gut und jede Gemeinde jährlich eine gewisse, dem Areale entsprechende Anzahl Zieselmausschwänze einzuliefern habe; für Mehrlieferungen wurden Prämien, für Minderlieferungen Strafzahlungen in Aussicht genommen. Zufolge eifriger Verfolgung gelang nach einiger Zeit auf dem Karlowkaschen Güterkomplexe der Großfürstin Katharina Michailowna die gänzliche Vertilgung der Zieselmäuse, und es konnten keine Schwänze mehr eingeliefert werden: es erfolgte eine Verurteilung zu beträchtlicher Strafzahlung, welche trotz aller Gegenvorstellungen eingetrieben wurde; so ein zweites Jahr u. s. w. Der Verwaltung von Karlowka blieb kein anderes Mittel übrig, den lästigen Strafzahlungen zu entgehen: sie legte eine Zucht von Zieselmäusen an, um jährlich die reglementsmäßige Zahl von Schwänzen liefern zu können.

Zu der irrationellen, ungerechten und drückenden Art der Steuerverteilung kam noch ein anderer Umstand hinzu, welcher diese Art der „Organisation" ganz besonders verderblich machte. Bisher hatte man nur Naturalabgaben gekannt; jetzt wurden dieselben plötzlich in eine Geldsteuer umgewandelt: was das in einem Lande, wo sich noch keine Geldwirtschaft herausgebildet hat, zu bedeuten hat, wie dadurch die ganze Landbevölkerung plötzlich in Bedrängnis und Beunruhigung versetzt, dem Geldwucher gewaltsam in die Arme getrieben und ihm auf Gnade oder Ungnade überliefert wird, braucht nicht erst im einzelnen nachgewiesen zu werden. Mit alledem sowie mit dem alsbald eintretenden allgemeinen Geldmangel kombinierte sich noch außerdem das beständige Schwanken des Papierrubelkurses — alles Bedingungen, unter denen der ländliche Wucher herrlich gedeihen konnte: 20% wöchentlich, d. h. 1040% de anno war der landesübliche Zinsfuß unter den Segnungen dieser militärischen „Ordnung" und „Organisation" geworden!

Als ob das Maß der dem Lande auferlegten Bedrängnisse noch nicht ein hinreichend großes sei, wurden in eifriger Fürsorge für die Bevölkerung noch andere Verordnungen ersonnen, welche schließlich nur als drückende Vexationen empfunden werden konnten und böses Blut machen mußten. Es war eben, wie A. von Middendorff bemerkt, nicht anders als im russischen Mutterlande, wo beständig fieberhaftes, undurchdachtes Eingreifen, Modeln und Ummodeln stattfindet, wo jeder thatkräftige Befehlshaber zu neuem Ummodeln schreitet: „so daß bald niemand mehr weiß, was morgen Gesetz sein dürfte" [1]. So ist unter anderem dem bedrängten turkestanischen

[1] Über den also gekennzeichneten Zustand ist man bereits hinweggekommen: gegenwärtig weiß niemand mehr, was heute Gesetz ist. Seit dem „Selbstherrlichkeitsmanifest" des Jahres 1881 stellt sich jeder Minister,

Grundbesitze im Jahre 1871 durch das Verbot, Besitzwechsel zu korroborieren, die Möglichkeit genommen worden, durch Verkauf seines Grundbesitzes sich dem Drucke zu entziehen, — ein Verbot, welches in wohlwollender Absicht die Eingeborenen davor schützen sollte, durch russische Spekulanten, gleich den Orenburgschen Baschkiren, an die Luft gesetzt zu werden; diese Absicht ist freilich erreicht worden, dagegen aber ist der Grundbesitz in unentrinnbare sklavische Abhängigkeit vom Inder oder vom heimischen Wucherer gebracht worden.

Das alles ist aber noch nicht das Schlimmste. Es sind freilich durch unverständiges Reglementieren überaus schwere, schier unerträgliche Verhältnisse geschaffen worden; indessen liegt es doch im Bereiche der Denkbarkeit, wenn auch nicht der Wahrscheinlichkeit, daß durch verständigere, besonnenere und konsequentere Verwaltung Wandel zum Besseren geschaffen werde. Viel schlimmer ist, was die russische Verwaltung auf dem Gebiete des Bewässerungswesens gesündigt hat: hier, auf dem allereigentlichsten Lebensgebiete des Landes, sind durch Mangel an Verständnis in unwiederbringlicher Weise Schädigungen, ja Verheerungen bewirkt worden, ist zerstört worden, was selbst den Stürmen Timur- und Dshengis-Chans widerstanden hatte.

In der von sommerlicher Dürre und Hitze heimgesuchten Region des centralasiatischen Lößbodens bildet die Anwendung reichlicher Bewässerung, die unausgesetzte, sorgsame Unterhaltung der Zuleitungskanäle und die regelmäßige Verteilung des Wassers die vollkommen unerläßliche Vorbedingung zur Pflanzenproduktion, zur Ernährung von Tieren und Menschen. Der ungewässerte Boden überzieht sich in der Regel mit Salz-

jeder Gouverneur, jeder Abteilungschef über das Gesetz und erläßt Verordnungen nach eigener Willkür und Selbstherrlichkeit.

efflorescenzen und ist durchaus unproduktiv. Die Gebirgswässer führen beständig Schlamm mit sich, welcher die Kanäle zu füllen und zu überhöhen droht, so daß an ihrer Reinigung und an der Erhaltung ihres Niveaus unablässig gearbeitet werden muß. Bei plötzlicher Schneeschmelze oder nach Wolkenbrüchen in den Hochgebirgen erleiden die Kanäle Beschädigungen, welche unaufhältlich, ohne irgendwelche Säumnis, unter Aufbietung der ganzen dem bezüglichen Kanalsysteme angehörenden Bevölkerung repariert werden müssen, soll nicht in mehr oder weniger weitem Umfange die ganze Existenz des benachbarten Gebietes in Frage gestellt werden, sei es, daß die Fluten Schutt- und Geröllmassen herabgebracht haben, welche die Köpfe der Zuleiter verschütteten, alles Wasser seitlich ablenkten und die entsprechenden weiter abwärts belegenen Felder der Gefahr des Verdurstens aussetzten, sei es, daß die Uferdämme der Kanäle von dem Hochwasser durchrissen wurden &c. Anderenteils bedarf es sorgsamer Überwachung, daß nicht zum Schaden der an dem bezüglichen Kanalsysteme Mitbeteiligten eine oder die andere Gemeinde, einer oder der andere Grundbesitzer sich mehr Wasser zulenke, als ihr oder als ihm zukommt. Dieses ganze weitverzweigte und infolge allmählicher Anfügung neuer Bewässerungsgebiete, deren Zuleiter oft über bereits bestehende Kanäle hinweggeführt wurden, sich wirr durchkreuzende Kanalsystem wird seit unvordenklichen Zeiten, mindestens seit 4000 Jahren, in vollkommen feststehender, gewohnheitsrechtlich geregelter Weise von durch die Beteiligten ernannten Wässerungsbeamten verwaltet, die teils die lokale Aufsicht zu führen, teils aber die Interessen des ganzen bezüglichen Kanalsystems wahrzunehmen haben. In Fällen, wo etwa durch Renitenz irgend einer Bevölkerungsgruppe oder durch ungerechtes Vorgehen eines Wässerungsbeamten dem Gebiete eines Kanalsystems Schädigung drohte, wurde an den

Landesherrn als an den obersten Wasserrichter bezw. an seine Repräsentanten rekurriert, es erfolgte dann sofort und unabweislich rasche und unerbittliche Justiz, weil jedesmal Gefahr im Verzuge war und jede Zögerung weitreichende Schädigung hätte hervorbringen müssen.

Nicht nur in seinen unteren Instanzen hat sich dieses gewohnheitsrechtlich ausgebildete Verwaltungssystem in Wassersachen als unerläßliche Existenzbedingung durch Jahrtausende in Centralasien unverändert erhalten, sondern namentlich auch die Stellung des Landesherrn in diesem Systeme ist durch alle Wechselfälle, welche jene Regionen erlitten haben, unabänderlich dieselbe geblieben.

3.

Statt nun gegenüber der weitaus wichtigsten Angelegenheit des Landes, dem Bewässerungswesen gegenüber, sich ihrer Aufgabe bewußt zu werden, hat die russische Verwaltung sich einer folgenschweren Unterlassungssünde schuldig gemacht; sie hat dieser Angelegenheit gegenüber eine nicht nur indifferente, sondern sogar ablehnende Haltung beobachtet, wiewohl in dringender Weise die Nötigung zum Eingreifen an die örtlichen Autoritäten herantrat. Nicht nur Privatstreitigkeiten gab es in Wasserangelegenheiten. „Trotz aller Würde im Auftreten der Orientalen, kommt es doch bei den Kanälen wohl bis zum Messer. In den 10 Jahren sind im Ssyrkreise 12 Tötungen bei Streitigkeiten um das Wasser vor Gericht abgeurteilt worden." Zwischen ganzen Distrikten brachen erbitterte Zwistigkeiten aus. A. von Middendorff erzählt, nur einmal habe er es erlebt, daß in seiner Gegenwart die eingeborenen Autoritäten das würdevolle Dekorum beiseite setzten und in hellen Wutausbruch gerieten. In einer Sitzung des Kadi habe ein Dorfältester sich ingrimmig beklagt, am oberen

Zuleiter fänden Wasserschädigungen statt; die Obensitzenden hätten über das richtige Maß zugesperrt und sie arbeiteten zu wenig an Instandhaltung des Zuleiters; alle Klagen beim Kreishauptmann seien erfolglos; dessen Gehülfe sei endlich gekommen, aber habe fruchtlos sich den Thatbestand angeschaut. „Hier richtig zu schlichten — setzte der Mann hinzu — sind die Eingeborenen unfähig, das müssen die hochregierenden Russen thun.“ „Der Unzufriedene vermißte offenbar den in höchster Instanz beruhigenden Gewaltspruch des Chans der alten guten Zeit“, bemerkt A. von Middendorff, „deutlicher als in diesem Falle konnte sich die Notwendigkeit dessen, daß die Staatsverwaltung sich stets und überall das Beaufsichtigungsrecht über alle Wasseranlagen gesetzlich wahren muß, nicht aussprechen“ . . . „Interessant ist es jedenfalls, zu beobachten, wie unumgänglich also eine Oberappellationsinstanz auch den Einsichtsvolleren unter dem Volke dort zu sein scheint, wo es gilt, zwischen größeren Körperschaften zu schlichten . . . Dasselbe Verlangen nach Gewaltsprüchen ist mir übrigens während meines kurzen Aufenthaltes wiederholt begegnet.“ — Jener Fall mag vorbildlich erläutern, welcher Art die von der russischen Verwaltung mittels Unterlassungssünden in der Beaufsichtigung des Bewässerungswesens verübten Schädigungen gewesen sind. Jeder Willkür war Thor und Thür geöffnet. „Unternehmende“, erzählt A. von Middendorff, „bemächtigten sich des flüssigen Goldes, des Wassers, insoweit es nicht die Verteilung innerhalb derselben Gemeinde, sondern vielmehr die Verabfolgung an ferngelegene Dörfer oder gar Kreise betraf. Solche Eingeborenen . . . zapften bald hier, bald dort an, ohne das Recht dazu zu haben. Sie nahmen ungescheut das Wasser an seinem Ursprunge fort, ohne daß die in einem ganz anderen Verwaltungskreise fernab unten Sitzenden zu ergründen vermochten, weshalb ihnen das Wasser kärger als früher

zufließe. Bald hatte sich in wasserreichen Jahren dieser oder jener auf früher unbebautes Land (adyr) Wasser geleitet und suchte nun dieselbe Zuleitung auch in anderen Jahren fließend zu erhalten; bald hatte sich ein Wasseraufseher bestechen lassen, bald ein Dorfgewaltiger seine Macht zu eigennützigen Annektierungen ausgenutzt, bald ein anderer nachts dem Zuleiter des Nachbarn ein Hemmnis vorgelegt, um sich stärkeren Zufluß zu verschaffen" u. d. m. Zu diesen Unterlassungssünden der russischen Verwaltung kommen noch Begehungssünden hinzu: in frivoler Weise sind Dörfer desselben Wassergebietes, früher zu demselben Verwaltungskreise gehörig, von den Russen zwei verschiedenen Kreisen zugeteilt worden; nun halten die einen das Wasser ungestraft zurück und geben nicht die nötigen Arbeiter zur Kanalremonte 2c. Das verursacht dann aus einem Kreise in den andern zeitraubende Klagen und Gegenklagen, während deren Verhandlung die Schädigungen perfekt werden. — Wie schwerwiegend aber die Folgen aller dieser Sünden gewesen sind, welche die russische Verwaltung sich hinsichtlich der Beaufsichtigung des Bewässerungswesens hat zu Schulden kommen lassen, ist aus folgendem von A. von Middendorff konstatierten Falle ersichtlich. Mitten in einer Salzwüste findet er ein verlassenes Dorf von gewaltiger Ausdehnung; die Zahl der Höfe entzieht sich der Zählung; nur hier und da kleine Flecke verkommener Luzerne. Von einem reisenden Kaufmann, einem Sarten, erfährt er, noch vor zwei Jahren sei es ein blühendes Dorf von ca. 300 Höfen gewesen, Namens Jangi-Tschek; aber die Russen hätten seiner nicht geachtet; die Andidshaner hätten sich ihres Wassers bemächtigt und es auf ihre eigenen Felder geleitet; so seien die Bewohner von Jangi-Tschek im Trockenen geblieben und seien versalzt und auseinandergelaufen, zumal im vorigen und in diesem Jahre. Auseinander war die Bevölkerung des Dorfes ge-

stoben: abgesehen von dem Ruin der Leute hatte der gute Ruf der neuen Beherrscher des Landes dabei schwer gelitten. Noch in anderer, überaus schädigender Weise hat die indifferente und abwehrende Haltung der russischen Verwaltung sich geltend gemacht. Während in der guten alten Zeit im Falle plötzlich auftretender Hochwässer sofort die ganze benachbarte Bevölkerung zum Schutze der Kanäle aufgeboten wurde, um die herabkommenden versperrenden Schutt- und Geröllmassen fortzuschaffen, um den überschüssigen Wassermassen ungefährlichen Ablauf zu gewähren, um gefährdete Uferdämme zu befestigen u. s. w., traten nun unter der russischen Verwaltung, da dieses bisher stramm gehandhabte System, wie man zu sagen pflegt, aus dem Leime ging, die entsetzlichsten Verheerungen durch Hochwässer ein, wie sie früher nicht erlebt worden waren. Nach Einsicht der Akten referiert A. von Middendorff, daß während der wenigen Jahre russischer Herrschaft über Fergana allein diese Landschaft schon eine ganze Reihe solcher Verwüstungen durch die Fluten zu registrieren gehabt hat. Und von diesen Verheerungen werden oft große Flächen betroffen; so im Säresschanthale ein Areal, welches auf mehrere Dutzende von Tausenden von Deßjatinen geschätzt wird. Unter den Verwüstungsfällen, welche A. von Middendorff detailliert aufführt, fallen nicht weniger als zwanzig allein in Fergana in einen Zeitraum von 27 Monaten (darunter Fälle, wo mit einem Schlage vierzig Dörfer verwüstet wurden!); in den Berichten der Eingeborenen findet sich sehr oft die Bemerkung: solch einer Wasserschädigung (ssilä) erinnern sich die Alteingesessenen nicht.

Welch einer Zukunft bei so bewandten Umständen Centralasien unter russischer Herrschaft entgegengeht, ist leicht zu eraten.

Wie erklärt sich die mehr als indifferente, die ablehnende

Haltung, welche die russische Verwaltung dem turkestanischen Bewässerungswesen gegenüber beobachtet? Es scheint uns, daß die von A. von Middendorff gebotene Erklärung die Frage nicht erschöpfend beantwortet. Im Gefühle, daß man auf solchem Gebiete unbewandert sei, habe man es versehen, meint er; seinen Hinweisen gegenüber habe man das Eingehen auf die Bewässerungsverhältnisse ängstlich von sich abgewehrt. Bei Besetzung des Landes habe man alle Hände voll zu thun gehabt; weder Zeit noch Leute hätten sich gefunden, um sogleich die frühere Administration allen Ernstes zu übernehmen. Es sei bei der Absicht geblieben, dieselbe allmählich in ein besseres Gleis hinzulenken. Die Zustände, die man vorfand, seien zu fremdartig gewesen; es habe vieler Zeit bedurft, um sich hineinzuarbeiten ... „Zu meiner Zeit", heißt es, „wurden die Klagen" — sc. hinsichtlich Zerfahrenheit der Wasserangelegenheit — „um so lauter, als die Administration sich in allem übrigen ziemlich geregelt hatte, die Wasserfrage aber so kitzlich erschien, daß maßgebende Beamte mir auf meine Bemerkung: »es sei höchste Zeit, sich dareinzulegen«, fast mit Leidenschaftlichkeit opponierten: daran dürfe man nicht rühren. Bei dem völligen Mangel an Irrigationskarten und Irrigationsbeschreibungen war das übrigens erklärlich. Man übersah jedoch, daß der Haupthebel für die Landeswohlfahrt auf dem Spiele stand und daß sogar zu Zeiten der Chane die Verwaltung sich gezwungen gesehen hatte, genaue Verzeichnisse der Zuleiter und ihrer Verzweigungen aufnehmen zu lassen, um Einsicht in diese Hauptangelegenheit des Staates zu gewinnen."

Wir sind, wie gesagt, überzeugt, daß man nicht allein durch die Scheu, in unbekannte Verhältnisse hineinzugreifen, die in Wassersachen ablehnende Haltung zu erklären vermag. Hat man sich doch in Steuerangelegenheiten, welche gleichfalls mit Vorsicht angefaßt sein wollten, nicht den mindesten Zwang

angethan! Überhaupt liegt so leises Auftreten nicht in den Gewohnheiten der russischen Militärverwaltung in unterworfenen Gebieten. Davon wissen Rumänen, Bulgaren, Polen und andere zu erzählen. Es muß noch einen anderen bestimmenden Grund für das ablehnende Verhalten gegeben haben; und wir glauben einen sehr naheliegenden gefunden zu haben. Es ist eines der hauptsächlichen slavophilischen Dogmen, daß man die bäuerlichen Gemeinden absolut autonom hinstellen, von jeder staatlichen Beaufsichtigung vollkommen befreien müsse. Dieser Grundsatz ist in Rußland aufs vollständigste durchgeführt worden. Unzweifelhaft hat eben dieser Grundsatz auch den Organisatoren Turkestans, namentlich dem slavophilischen Heros Skobelew vorgeschwebt, welchem die anfängliche „Organisation" Turkestans zugefallen war. Man hat sich eben prinzipiell jeder Einmischung in die Wasserangelegenheiten enthalten, weil es „bäuerliche" Angelegenheiten waren. Der Erfolg dieses Prinzipes ist, wie wir gesehen haben, in Turkestan ein ebenso glänzender gewesen wie im russischen Mutterlande, wo sich die bäuerlichen Gemeinden vollkommen zu Grunde gerichtet haben durch alle möglichen Mißbräuche, welche in ihren autonomen Verwaltungen sich einfanden. Kurz, der „russische Genius", auf welchen sich die Slavophilen berufen, erweist sich auch hier nicht als ein Segen spendender Geist.

Schließlich ist darauf hinzuweisen, daß die russische Verwaltung noch in einer anderen Richtung sich arge Unterlassungssünden in betreff des Wasserwesens hat zu Schulden kommen lassen, was besonders anschaulich wird, wenn man die Leistungen der vorangegangenen centralasiatischen Herrschaften oder diejenigen Englands in Indien dagegenhält. Wir meinen die Anlage neuer Kanäle, die Eröffnung neuer Bewässerungsbezirke. Es steht zu befürchten, daß diese Unter-

lassungen in naher Zukunft schwere Mißstände nach sich ziehen werden; denn in den bisher kultivierten Distrikten ist Übervölkerung bereits im Anzuge, und dieselbe muß sich mit ihren bedrohlichen Begleiterscheinungen um so rapider geltend machen, als, wie wir soeben gesehen haben, der Umfang der kultivierten Flächen durch Verfall und Verheerung der alten Bewässerungsanlagen beträchtliche Verminderung erleidet. Die Eröffnung neuer Kulturbezirke durch Anlage neuer Kanäle ist beständig Hauptgegenstand der Fürsorge der einheimischen Regierungen gewesen und es sind Wunderwerke geschaffen worden, welche durch die Kühnheit ihrer Konception und durch die hohe Kunst ihrer Ausführung selbst die Techniker unserer Tage staunen machen. Oft ziehen die Zuleitungskanäle in schwindelnder Höhe an steilen Abstürzen einher, in dieselben eingesenkt oder so zu sagen angeklebt an die Steilwände; nicht selten durchsetzen sie in Tunneln vorliegende Höhenzüge, um später auf Aquädukten andere Gewässer zu überschreiten, u. s. w. Noch der letzte Chan von Khokand, Khudojar-Chan, der sich im übrigen nicht eben durch seine Herrschertugenden ausgezeichnet hat, selbst er hat es nicht unterlassen, Neuschöpfungen solcher Art ins Leben zu rufen; unter anderem ist das vorhin erwähnte große Dorf Jangi-Tschek (Neudorf) durch Khudojar-Chan an einem neuen, von ihm errichteten Kanale gegründet worden. — Mit ebensolchem Verständnisse arbeitet auch die englische Regierung in Indien; auf ihre Anregung sind dort etwa 5000 Kilometer Kanäle gegraben worden, von denen etwa 1000 schiffbar sind, und Bengalens Tiefebene soll 100000 Sammelteiche besitzen zum Aufspeichern des Überflusses der Regenperiode für die darauf folgende Zeit der Dürre. Was hat die russische Verwaltung in dieser Beziehung geleistet? Das einzige, was A. von Middendorff darüber zu berichten hat, ist im Grunde nicht mehr als ein

Projekt, zu dessen Ausführung im Laufe von 8 oder 9 Jahren kaum nennenswerte Anläufe genommen worden sind. Es handelte sich um einen ca. 100 Kilometer langen durch die sogenannte Hungersteppe zu führenden Kanal, mittels dessen, mit einem Aufwande von 700000 Rubel, 120000 Deßjatinen (540000 Magdeburger Morgen) Ackerlandes gewonnen werden sollten. Schon im Jahre 1869 schreitet man mit den Vorarbeiten ans Werk. Erst im Jahre 1873 ist wirklicher Beginn der Arbeiten zu melden, welche keinerlei ernstliche Schwierigkeiten zu überwinden haben, da vormals die ganze Gegend bewässert gewesen ist. Im Jahre 1874 scheinen die Arbeiten pausiert zu haben. Im Jahre 1875 „sollen“ 6000 Mann während 14 Tagen beschäftigt gewesen sein; im Jahre 1876 „sollen“ 18000 Arbeiter zur Verwendung gelangt sein. Im Jahre 1877 „haben“ vom 7. Oktober an — also wohl nicht während langer Zeit — täglich 6500—9000 Mann gearbeitet. Vorläufig ist eine Strecke von 11 Kilometer „in Angriff genommen worden“. Daß im Jahre 1878 auch nur der minimste Teil davon vollendet und in Betrieb gesetzt worden wäre, wird nicht gemeldet. Wohl aber wird bemerkt, *die Durchführung des Unternehmens lasse auf sich warten*; man hätte aus gewissen europäischen Erfahrungen entnehmen sollen, daß es besser sei, stückweise vorzurücken und Jahr für Jahr eine neue Fläche der Ackerung zu übergeben. Es sind also die Leistungen der russischen Verwaltung in Centralasien in dieser Beziehung bis dahin absolut null gewesen — nichtsdestoweniger hat man es verstanden, schon zur Zeit der Wiener Ausstellung (1873) vermittelst des Catalogue de la section du Turkestan von der Errichtung neuer Kanäle reden zu machen! Und für diese Fahrlässigkeit, für diese Unterlassungssünden giebt es keine einzige einigermaßen haltbare Entschuldigung. Mit Recht weist A. von Middendorff

auf die Schrecknisse der asiatischen Hungersnöte hin und fragt: „Darf unter solchem Damoklesschwerte ein europäischer Staat, der sich zur Kulturmission hinzugedrängt hat oder dazu gedrängt wurde, bei dem offiziellen Berichte sich beruhigen: »das Schicksal des Landes hänge vom April- oder Mairegen ab«?" Um so unverantwortlicher ist diese Sorglosigkeit, als einesteils sich zahlreiche vorzügliche Gelegenheiten zum Anzapfen wasserreicher Flüsse und zur Anlage von Wasservorratsbecken finden, als ferner Arbeitskräfte zu solchen Unternehmungen stets im Überflusse vorhanden sind, da die Bevölkerung im Bewässern überaus anstellig und an den Kanalfrondienst von alters her gewohnt ist, und als endlich auch die Geldfrage gar nicht in Betracht kommen kann. Denn einmal ist es durchaus nicht geboten, auf große langatmige Unternehmungen sich einzulassen und die daran gewendeten Kapitalien während der ganzen Bauzeit, während Menschenalter, brach liegen zu lassen; und sodann ist eine bessere und fruchtbarere Kapitalanlage kaum denkbar als zu Bewässerungszwecken in Turkestan, wo in wasserarmen Gegenden die Expropriation kaum in Betracht kommt und ein bewässerter Acker nicht, wie in Südeuropa, den 3–5fachen, sondern den 15—20fachen Wert des unbewässerten besitzt.

Beim Überblicken alles des Vorstehenden wird man wohl im stande sein, die über die russische Verwaltung Centralasiens bestehenden Mythen auf ihren wahren Wert zurückzuführen. So barbarisch, wie manche sie darstellen, ist sie denn doch nicht. Im ganzen ist die Organisation dem Lande nicht schlecht angepaßt; eine merkwürdig gute Ordnung ist eingeführt, persönliche Sicherheit ist hergestellt worden; die Exploitation des Landes durch die Beamten ist keine unmäßige, und mit den Russen ist religiöser Friede eingezogen — freilich zugleich auch die Syphilis. Andererseits läßt die so übermäßig ge-

priesene wirtschaftliche Entwickelung des Landes gar sehr viel zu wünschen übrig, ja es ist zu fürchten, daß die Mißgriffe der Steuerverwaltung und die administrativen Fahrlässigkeiten schlimme Notstände, wenn nicht gar den Ruin des Landes herbeiführen werden.

In Summa dürfte dem Grafen Peter Kutusow recht zu geben sein, wenn er sich gegen Rußlands asiatische Eroberungs-politik ausspricht und Rußlands Aufgabe nicht sowohl in aus-wärtiger Kulturmission erblickt als vielmehr darin: durch friedliche Arbeit im Reichsinnern sich eine in Europa ge-achtete Stellung zu erwerben.

XVII.

Das Geistesleben der Vorzeit.

„Er liest Bücher“ (knigi tschitajet) bedeutete vor fünfzig Jahren eine Ehrenbezeichnung, die im heiligen russischen Reiche nur Personen von besonders hervorragender Bildung beigelegt zu werden pflegte. Bis in die höchsten Gesellschaftsklassen hinauf galt als Präsumtion, daß der verständige Normalmensch Gedrucktes überhaupt nicht lese oder sich mit der Lektüre von Zeitungen begnüge. Diese Zeitungen waren entweder die „Nordische Biene“, das Journal der nur allzubekannten Herren Gretsch und Bulgarin, welches über dem Strich das Rußland des Kaisers als vollkommenstes überhaupt mögliches Staatswesen verherrlichte und unter dem Strich Puschkin und die übrigen Heroen der damaligen Litteratur herabsetzte, oder der „Sohn des Vaterlandes“, ein auf den Geschmack und die Bildungsstufe des „Kaufhofes“ berechneter Ableger der „Biene“, den ein durch administrative Mißhandlungen gebrochener Liberaler — Polewoi — herausgab, um sich vom Hungertode zu retten. Militärs nahmen auch wohl den „Russischen Invaliden“ zur Hand, ein Tagblatt, dessen Specialität die Berichterstattung über Entlassungen und Beförderungen in der Armee bildete und dem zu Ende der

dreißiger Jahre eine Litteraturbeilage angehängt worden war, deren Herausgeber allein unter dieser Form eine Zeitungskoncession hatte erlangen können. Die verschiedenen bereits damals erschienenen Revuen (Sowremennik, Sapiski, „Lesebibliothek") wurden zu den „Büchern" gerechnet und nach dem Grundsatz „graeca sunt, non leguntur" behandelt.

Die „Bücherlesenden" der guten alten Zeit zerfielen in drei Klassen. Zu der ersten gehörten besonders anspruchsvolle vornehme Leute, die im regelmäßigen Laufe der Dinge indessen niemals andere als französische Schriften zur Hand nahmen und für lächerlich hielten, daß von russischer Litteratur überhaupt die Rede war. „Du kannst vor französischer Lektüre nicht einschlafen, und ich habe mich über russische Bücher krank geschlafen", läßt Gribojédow in seiner berühmten Komödie „Verstand ist ein Unglück" den Senator Famussow seiner Tochter sagen, um den litterarischen Standpunkt der russischen vornehmen Welt seiner Zeit ein für allemal zu bezeichnen.

Zu der zweiten Klasse der Bücherleser gehörten die Schriftsteller selber, die sich und ihre Kollegen gedruckt sehen und außerdem erfahren wollten, wie die Kritiker und wie die Konkurrenten über sie und ihre Schriften urteilten. An diese zweite schloß sich als dritte Klasse diejenige der unvermeidlichen Enthusiasten und Dilettanten, die für gereimte Zeilen als solche schwärmten, in der Litteratur eine Ergänzung des Theaters sahen und (von Ausnahmen abgesehen) Kenner zu sein glaubten, weil sie es trotz eifrigsten Bestrebens und besten Willens zu eigener Produktion nicht zu bringen vermocht hatten. Das bücherlesende und litterarische Petersburg der dreißiger Jahre zerfiel in zwei scharf geschiedene feindliche Lager; auf der einen Seite standen der berühmte Puschkin, dessen Freunde Fürst Wjäsemski, Fürst Odojewski, Graf Wielehorski, Geheimrat Shukowski, A. Pletnew u. s. w.,

vornehme und reiche Herren, zumeist Männer von feiner Bildung, geläutertem Geschmack, mehr oder minder glänzendem Talente und aufrichtiger Begeisterung für die Kunst. Gesellschaftlich und litterarisch waren diese Herren Aristokraten, und zwar zumeist solche, die bis zum Jahre 1825 vorgeschrittenen liberalen Ideen gehuldigt hatten. Sie bezeichneten sich selbst als solche, indem sie auf die litterarische und gesellschaftliche Roture mit kaum verhohlener Verachtung herabsahen. Ihr Standpunkt war derjenige Goethes und Byrons, die den Kultus reiner Schönheit für das Privilegium bevorzugter Geister angesehen und Berührungen mit dem Pöbel (dem litterarischen wie dem nichtlitterarischen) ebenso sorgfältig vermieden hatten wie Zugeständnisse an denselben. Die Gegenpartei setzte sich aus einer buntgemischten, ziemlich zweifelhaften Gesellschaft zusammen. Die eigentliche Führerschaft lag in den Händen des bereits genannten Journalisten Gretsch und der russifizierten Polen Bulgarin und Senkowski, deren Servilismus, Gesinnungslosigkeit und Geschmacklosigkeit sprichwörtlich geworden sind. Neben den Genannten gab es eine Anzahl strebsamer und wohlmeinender jüngerer Leute, denen es an Anerkennung für die Talente der litterarischen „Aristokraten" keineswegs fehlte, die sich von denselben indessen zurückgestoßen fühlten und außerdem eine instinktive Ahnung davon besaßen, daß die Litteratur Sache des Volkes und nicht der exklusiven Gesellschaft sein müsse. Die hierher gehörigen jungen Männer waren meist arme Teufel von mangelhafter Bildung, Enthusiasten, die sich nur allzuleicht für Tages- und Modegrößen begeisterten und die ihrer Mittellosigkeit wegen von Buchhändlern und — von Censoren abhingen.

Ein in der Folge als liberaler Journalist und als Freund Iwan Turgenjews zu einer gewissen Berühmtheit gelangter Schriftsteller, Herr J. J. Panajew, hat auf diese wunderlichen

Litteraturzustände bezügliche Aufzeichnungen hinterlassen, die zu dem Lehrreichsten und Ergötzlichsten gehören, was über dieselben überhaupt geschrieben worden ist. In einer adeligen Beamtenfamilie geboren, nach eigenem Geständnisse höchst mangelhaft gebildet, hatte Herr Panajew im Jahre 1830 die „adelige Pension der Petersburger Universität“ verlassen, aus derselben indessen eine so unüberwindliche Abneigung gegen die Beamtenlaufbahn mitgebracht, daß er die ihm übertragene Stellung eines Hülfsarbeiters in der Finanzverwaltung bereits im Sommer 1831 aufgeben mußte. Berufslos und jeder tieferen Bildung entbehrend, trieb der junge Mann sich monatelang in Konditoreien und Gasthäusern umher, um Zeitungen und Journale zu lesen und mit gleichartigen Genossen über Dinge zu disputieren, von denen alle Beteiligten gleich wenig verstanden. Das Interesse des Tages bildeten die zu jener Zeit frisch nach Petersburg importierten Schriften der französischen Romantiker, insbesondere die Romane Viktor Hugos, Balzacs und Dumas', an denen die urteilslose Jugend sich berauschte. Um seine Zeit auszufüllen, versuchte Panajew sich an einer Übersetzung von „Notre Dame de Paris“, die, verschiedenen Monatsschriften angeboten, indessen allenthalben als verspätet zurückgewiesen wurde. Einmal in den Geschmack für litterarische Arbeiten gekommen, schrieb der jugendliche Exbeamte jetzt eine Novelle, die vom „Sohne des Vaterlandes“ abgedruckt wurde und dem Verfasser den Mut gab, auf dem beschrittenen Wege weiterzugehen. Es gelang ihm, eine Anzahl Hugoscher Gedichte in erträgliche russische Reime zu bringen, welche der von Puschkin herausgegebene Sowremennik der Aufnahme würdigte und die dicht neben einer neuen poetischen Schöpfung des berühmtesten Russen seiner Zeit abgedruckt wurden. Mit dem großen Manne in persönliche Berührung zu kommen, blieb dem beglückten Anfänger versagt — die litterarischen Patres

minorum gentium der „Nordischen Biene" aber begannen den jungen Schriftsteller der Beachtung zu würdigen und in ihre Kreise zu ziehen.

Für den glänzendsten Stern an diesem zweiten Himmel russischen Schrifttums galt vor fünfzig Jahren der seitdem vollständig vergessene Tragödiendichter Kúkolnik, eine Art von russischem Raupach, der mit Hülfe den französischen und deutschen Klassikern (Racine und Schiller) abgelernter, ins bombastische verzerrter Phrasen verschiedene Tragödien zusammengeleimt hatte, deren hölzerne Schwülstigkeit allein durch ihre Langweiligkeit übertroffen wurde. Die Gelehrten der „Nordischen Biene" und der „Lesebibliothek" hatten sich dadurch nicht verhindern lassen, den biederen und dabei kindisch eitlen „Nestor Wassiljewitsch" für einen der bedeutendsten Tragiker aller Zeiten und Völker zu erklären und ihrem Feinde Puschkin als Mitbewerber um die oberste Stelle auf dem russischen Parnaß gegenüberzustellen. Gretsch und Bulgarin waren bei diesem Unternehmen von der löblichen Polizei nachdrücklich unterstützt worden. Puschkin galt nämlich für einen Malkontenten, während Kúkolnik sich als Patrioten von fleckenloser Loyalität aufspielte und in denjenigen seiner Dramen, die Rußland zum Schauplatz genommen hatten (Kúkolniks Erstlingswerk war ein „Torquato Tasso" gewesen), die herrschende Dynastie dithyrambisch feierte. Die Sache wurde so ernst genommen, daß man der Moskauer Monatsschrift „Teleskop" das Lebenslicht ausblies, weil dieses Journal das „vaterländische" Trauerspiel Kúkolniks: „Die Hand des Höchsten hat das Vaterland gerettet" ungünstig zu besprechen gewagt hatte. Nestor Wassiljewitsch war fortan ein gemachter Mann, und der junge Panajew mußte es als besonderes Glück ansehen, demselben vorgestellt und zu einem Leseabende zugelassen

zu werden, an dem der gefeierte Dichter ein neues Trauerspiel vortrug.

„Wir waren unserer zehn im Empfangszimmer versammelt, als der große Mann feierlich und gemessen eintrat. Nach der Vorstellung umarmte Kúkolnik jeden von uns, indem er die nachstehenden Worte sprach: »Ich freue mich, meine Herren, Ihnen näher treten zu dürfen; Sie lieben die Kunst, und die Kunst ist das Heiligtum, dem ich meine Dienste geweiht habe. Wer die Kunst liebt, steht mir nahe, und darum sehe ich Sie trotz der Neuheit unserer Bekanntschaft als Freunde und Verwandte an. Ich werde Ihnen meine ‚Hand des Höchsten‘ vorlesen, bemerke indessen, daß dieselbe nicht mein bestes Stück ist; ich gedenke eine ganze Serie von Dramen aus dem Leben italienischer Künstler zu schreiben. Da dieselben indessen eine umfassende ‚Fondition‘ (sic!) erheischen, habe ich bis jetzt erst ein Stück: ‚Julia Mosti‘, entworfen — es ist dieses mein liebstes Werk.«

Nach diesen Einleitungsworten begann eine hochpathetische, in theatralischem Tone vorgetragene Recitation, die mit gebührender Andacht aufgenommen wurde. Allseitig beglückwünscht, setzte der Dichter sich sodann an eine reichbesetzte Tafel, um seine beglückten Tischgenossen mit geistreichen Gesprächen zu ergötzen. »Sie bewundern meinen ‚Tasso‘«, sagte er einem Verehrer, »und doch versichere ich Sie, daß derselbe im Vergleiche zu meiner ‚Julia Mosti‘ und den übrigen von mir geplanten Tragödien ein kindisches und schwaches Stück ist.« . . . »Ich fürchte«, fuhr er fort, »daß das russische Publikum zu meinen neuen Dichtungen noch nicht heranreicht — für dieselben noch nicht reif ist. Leider ist Zahl der Leute von Ihrem Geschmack und Ihrer Sachkenntnis eine höchst beschränkte; ich trage mich darum mit dem Gedanken, die russische Schriftstellerei vollständig aufzugeben und künftig nur

noch in italienischer und französischer Sprache zu dichten. Es fällt mir dieser Entschluß nicht leicht«, sagte Kúkolnik, indem er sich gerührt die Augen wischte, ich liebe Rußland inbrünstig — ich fürchte indessen, daß ich der russischen Sprache werde den Abschied geben müssen.« — Wie sich unter den gegebenen Umständen von selbst verstand, versetzte diese Kunde die Anwesenden in lebhafte Besorgnis. Auf ihr wiederholtes Drängen entschloß sich der große Mann indessen, seine Drohung noch nicht wahr zu machen, sondern aus Liebe und Achtung für seine lieben neuen Bekannten und Freunde der vaterländischen Litteratur treu zu bleiben. Um das wichtige Ereignis gebührend zu feiern, ließ der Herr des Hauses Champagner kommen, in welchem Kúkolnik mit sämtlichen Anwesenden Brüderschaft trank und dieselben »nicht in seinem Namen, sondern in demjenigen der Kunst« seiner ewigen und unwandelbaren Dankbarkeit versicherte."

Als man sich beim Morgengrauen zum Aufbruche entschloß, hatte die allgemeine Begeisterung den denkbar höchsten Grad erreicht. Bei Herrn Panajew sollte dieselbe indessen nicht allzulange andauern. Als er einige Zeit darauf dem „großen" Dichter in einem Kreise biertrinkender Offiziere begegnete und als er Herrn Kúkolnik diesen Biedermännern nicht nur die nämlichen Redensarten vom Heiligtume der Kunst und von der Unvergleichlichkeit seiner noch zu schreibenden Dramen, sondern außerdem Berichte über eine Herzensangelegenheit vortragen hörte, die ihn (Herrn Kúkolnik) „zu zwanzig Gedichten an einem Vormittage begeistert habe", erhielt der Enthusiasmus des jungen Mannes einen Stoß, von dem er sich nicht wieder erholte.

XVIII.

Vornehme Schriftsteller.

Während der ersten hundert Jahre ihres Bestehens lag die russische schöne Litteratur fast ausschließlich in den Händen vornehmer Leute. Wesentlich ein Produkt der Berührungen Rußlands mit dem westlichen Europa, hatte diese Litteratur diejenigen zu ihren frühesten Pflegern gemacht, denen das Glück näherer Bekanntschaft mit der abendländischen Bildung zuerst ermöglicht worden war; Hofleute, hohe Beamte und im Auslande gebildete Gelehrte waren die ersten und lange Zeit hindurch die einzigen russischen Dichter. Daß Lomonossow, der Begründer des weltlichen Schrifttums in Rußland, einer armen Fischerfamilie entstammte, bildete eine die allgemeine Regel bestätigende Ausnahme. Lomonossows nächste Erben und Nachfolger, die Derschawin, Sumarokow, v. Wisin, Dmitrijew, Neledinski-Melezki und Karamsin, gehörten durch Geburt oder Stellung derselben ausschließlichen Gesellschaft an, zu welcher die russischen Romantiker des 19. Jahrhunderts, die Puschkin, Lermontow, Fürst Wjäsemski, Wenjewitinow, Fürst Odójewski, Schukowski, Graf Solohub u. s. w. zählten. Wunderlicherweise aber gebärdeten sich gerade die ausgezeichnetsten und in modernen Anschauungen steckenden Träger

dieser litterarischen Elite als Junker und Salonaristokraten von reinstem Wasser. Am schlimmsten der gefeierte und dazu im Geruch liberaler Velleitäten stehende Puschkin. Von dem berühmtesten Russen seiner Zeit ist bekannt, daß er es übel nahm, wenn man ihn als Schriftsteller und nicht als vornehmen Herrn ansah, daß er sich auf seinen (nicht einmal ganz tadellosen) Stammbaum mehr zu gute that als auf seine vollendetsten Dichtungen, daß die Bescheidenheit seiner Hofstellung (er war bloßer Kammerjunker) den bittersten Kummer seiner Mannesjahre bildete, und daß er am Vorabende seines letzten Duells vornehmlich von der Sorge um die Ausfindigmachung eines fashionablen Kartellträgers erfüllt war[1].

An der nämlichen kindischen Schwäche litt in noch höherem Grade der geniale Lermontow, dessen affektierter Byronismus ebenso unerträglich war wie der unbegründete Anspruch auf nahe Verwandtschaft mit dem Geschlechte der spanischen Grafen Lerma. Die Gesellschaft, in welcher diese und die übrigen Koryphäen der russischen romantischen Schule sogut wie ausschließlich verkehrten, war von Koterieen verwandten Schlages in nichts verschieden, sie stand Modelaffen aller Gattungen und Arten offen, während Männer von Verdienst nur zugelassen wurden, wenn sie Seelen (Leibeigene), Adelstitel oder Ordensbänder aufzuweisen hatten; höchstens daß man zu Gunsten von Originalfiguren, wie der dicke alte Krylow eine war, Ausnahmen zuließ[2], oder daß man Schlepp-

[1] Von dem ihm nur flüchtig bekannten Sekretär der englischen Botschaft, Magnis, erfuhr Puschkin eine Ablehnung seines bezüglichen Gesuchs.

[2] Krylow (damals Oberbibliothekar der kaiserlichen öffentlichen Bibliothek und als trägster Beamter einer trägen Zeit bekannt) war je nach Stimmung und Laune der unterhaltendste und einsilbigste Gesellschafter von der Welt. Iwan Turgenjew, der ihm nur einmal in einer

trägern und Trabanten der Tagesgestirne stillschweigende Duldung gönnte. Auch nachdem die Gesellschaft sich daran gewöhnt hatte, Musiker, Maler und Bildhauer (insbesondere ausländische) zuzulassen, wurden die Männer der Feder als „unmögliche Roturiers“ behandelt. Das galt ebensogut für Salons der gewöhnlichen Art wie für den anerkannten Mittelpunkt der erlesensten Geister Petersburgs — das Haus der Witwe Karamsins. Neben Puschkin, Fürst Wjäsemski und Schukowski, dem Musiker General Ljwow, den Kunstkennern Grafen Tolstoi, Michel und Mathiew Wielohorski gehörten modische Schwätzer von vollendeter Seichtheit zu den Hausfreunden der Witwe des Reichs-Historiographen, die Berührungen mit „Leuten ohne Familie“ ängstlich aus dem Wege ging.

Humanität, Vorurteilslosigkeit und freundliches Entgegenkommen gegen bescheidene Berufsgenossen bethätigte von den Bürgern des vornehmen Parnasses der dreißiger und vierziger Jahre nur e i n e r. Von dem Fürsten Odójewski,

---

Gesellschaft begegnete, berichtete darüber das Folgende: „Der berühmte Fabeldichter saß drei Stunden lang unbeweglich und ohne ein Wort zu reden zwischen zwei Fenstern da; er trug einen abgenützten Frack und ein weißes Halstuch, die dicken Füße mit hohen trodbelgeschmückten Stiefeln bekleidet. Beide Hände auf die Knie gestützt, saß er da, ohne seinen kolossalen Kopf zu bewegen; höchstens, daß die hinter buschigen Brauen versteckten Augen einmal den Blick wendeten . . ., aus seinem großen nichtrussischen Gesichte sprachen weder Schläfrigkeit noch Aufmerksamkeit auf die Umgebung, sondern lediglich Verstand und eingewurzelte Trägheit. Der listige Zug, der sich von Zeit zu Zeit über sein Antlitz stahl, vermochte indessen nicht durchzudringen. Endlich lud ihn der Herr des Hauses zum Abendessen. »Ein Ferkelchen mit Meerrettich ist für Sie angerichtet, Iwan Andrejewitsch«, sagte er geschäftsmäßig, als ob es sich um die Erfüllung einer unvermeidlichen Pflicht handle. Krylow sah den Gastfreund halb höflich, halb spöttisch an, als ob er bei sich »also auf jeden Fall ein Ferkelchen« denke, erhob sich schwerfällig und ging mit schlurfenden Schritten zum Tisch an den ihm angewiesenen Platz.“

dem Sprossen eines von Rurik abstammenden, uralten Geschlechtes, kaiserlichem Hofmeister, Geheimrat u. s. w., wußte alle Welt, daß er sich des Schriftstellerberufes nicht schäme, daß er jeden „Litteraten“ als Mitbruder behandle und daß er grundsätzlich darauf ausgehe, schöne Geister aller Gesellschaftsklassen auf seinen Samstagsgesellschaften miteinander in Berührung zu bringen. Freilich war ebenso bekannt, daß die vornehmen Kollegen sich um den Theetisch der Fürstin sammelten, während die bescheidenen und zumeist gesellschaftlich unbehülflichen Patres minorum gentium in das Kabinett des Hausherrn flüchteten, sobald sie der Herrin die unvermeidliche Verbeugung gemacht hatten. Kabinett und Salon des guten Wladimir Feodorowitsch blieben durch eine schier unüberschreitbare Kluft voneinander geschieden. In jüngeren Jahren hatte der Fürst für einen hochstrebenden Genius gegolten, dessen politischer Liberalismus noch ernsthafter gemeint gewesen sein sollte als die Begeisterung für romantische Dichtkunst und deutsche Philosophie. Nach der Katastrophe von 1825, die Odójewskis einzigen Bruder, einen neunzehnjährigen Kornett von der Chevaliers-Garde, zum sibirischen Strafgefangenen gemacht hatte, war Fürst Wladimir indessen ein stiller, ängstlicher Mann geworden, der sich die Erfüllung seiner bureaukratischen Pflichten pünktlich angelegen sein ließ, der nie zu Hofe fuhr, bevor er seinen Nerven durch eine belebende Opiumtinktur aufgeholfen hatte, und der froh war, wenn er seine freien Stunden zwischen der Niederschrift romantischer Novellen im Stile Theodor Amadeus Hoffmanns und der Erfindung neuer Kochrecepte teilen durfte. Odójewskis letzte litterarische Arbeit soll ein Buch über Köchinnen gewesen und bis zu einem den „Köchinnen Sardiniens“ gewidmeten Kapitel gediehen sein. Der fürstliche Dichter galt

für den gutmütigsten, unpraktischesten und wunderlichsten Herrn seiner Zeit. Zu ungezählten Malen hintergangen und mißbraucht, blieb er bis zum Ende seines auf 66 Jahre gebrachten Lebens (gestorben 1869) der Wohlthäter, Ratgeber und Beschützer aller großen und kleinen Talente, — auch in diesem Stücke von seinem hochmütigen und schwer zugänglichen Freunde Puschkin durchaus verschieden. Die Wunderlichkeiten seiner äußeren Erscheinung sind in den Petersburger Litteratur- und Gesellschaftskreisen ein Menschenalter lang sprichwörtlich gewesen. Vormittags und abends, wenn die Muse ihm den Kuß der Weihe erteilte, legte Se. Erlaucht das Kostüm Fausts an; er trug eine mit Hieroglyphen geschmückte phantastische Kopfbedeckung und einen bis an die Füße reichenden, dunklen, wallenden Talar. Genau nach faustischem Muster war auch das fürstliche, in studiert poetische Unordnung gebrachte Arbeitszimmer eingerichtet. Der mit „tausendfachem Tand bedrängende Tröbel“ mittelalterlich alchimistischer Instrumente „mit Rad und Kämmen, Walz und Bügel“, eine aus ungezählten, gewissenhaft in Schweinsleder gebundenen Büchern zusammengesetzte Bibliothek, der grinsende Totenschädel, „deſſ' Hirn, wie meines, jämmerlich geirrt“, und über Tische und Stühle malerisch ausgebreitete Manuskripte gemahnten den Beschauer an die höhere geheimnisvolle Welt, mit welcher der Herr des Gemaches in Verbindung zu stehen glaubte. Daß in den Retorten zumeist die neuen Saucen hergestellt wurden, deren Erfindung den Stolz des zweiten Faust ausmachte, daß die mächtigen, düster dreinschauenden Folianten harmlose französische Flugschriften, Romane und Revuen enthielten, und daß der inmitten der düsteren Klause prangende Zauberspiegel mitunter zu den Proben benutzt wurde, durch welche Se. Erlaucht sich auf ihren Beruf als

Kammerherr und Überreicher von Schüsseln an der kaiserlichen Prunktafel vorbereitete, — das alles that dem feierlichen, mystischen Wesen keinen Abbruch, mit welchem Odójewski seine Gäste empfing. Einerlei, ob er neuere poetische Bekenntnisse entgegennahm, ob er seine Ideen über Schellings Naturphilosophie entwickelte oder ob er neue Abschnitte aus den „Russischen Nächten", den „Bunten Geschichten" oder der „Prinzeß Mimi" vortrug — er blieb stets derselbe liebenswürdige und dabei feierliche Verfasser von Dichtungen, deren geistreiche Originalität übrigens auch von denen anerkannt werden mußte, die von romantischem Spuk und Zusammenhängen mit der übersinnlichen Welt grundsätzlich nichts wissen wollten.

Über Odójewskis „gemischte" Samstagsgesellschaften ist seiner Zeit viel gelacht und glossiert worden; nach gleich wichtigen und gleich anziehenden Mittelpunkten für das geistige Leben der russischen Hauptstadt sah man sich in dem Petersburg der sechziger und siebziger Jahre indessen vergeblich um, — von der Geistesöde und Trivialität unserer jüngsten Tage gar nicht zu reden. Daß die humane, auf Vermischung der verschiedenen Schriftstellerklassen gerichtete Absicht des Hausherrn niemals vollständig erreicht wurde, ist bereits gesagt worden. Es blieb dabei, daß Puschkins Mohrengesicht immer nur im Geleite von Salonschönheiten oder inmitten eines Kreises gesehen wurde, der sich aus des Dichters unvermeidlichen Begleitern, Herrn Sobolewski (einem modischen Witzbolde von höchst zweifelhafter geistiger Bedeutung), dem Grafen Michel Wielohorski, dem (gewöhnlich erst nach Mitternacht auftauchenden) Fürsten Wjäsemski und dem Litterarhistoriker Pletnew zusammensetzte; es blieb dabei, daß die in die Gehenna des fürstlichen Kabinetts gebannten

Plebejer sich zurückhielten und froh waren, wenn sie den Schnurren Krylows, den Reiseberichten des chinesischen Missionärs Pater Hyacinth oder dem Märchensammler Sacharow zuhören durften. Höchstens daß der baumlange Graf Solohub, der Novellendichter mit den liebenswürdig burschikosen Manieren, den ungeschlachten Gliedmaßen und dem Kalmückengesichte, einmal in diese Unterwelt hinabstieg, um eine neue Bekanntschaft zu machen, oder daß der gutmütige Geheimrat Schukowski einem Jugendgenossen mit weicher, sanfter Stimme einige freundliche Worte gönnte. Und doch war es ein Gewinn gewesen, daß mindestens in einem angesehenen Hause hervorragende Menschen der verschiedensten Klassen zusammentrafen und daß die Gleichheit aller Gebildeten wenigstens in thesi Geltung gehabt hatte. Und auch später, als der Puschkinsche Kreis zersprengt war und als das eherne Regiment des Kaisers Nikolaus alles geistige Leben Petersburgs zertreten zu haben schien, wußte der Odójewskische Salon seine alten Traditionen und seine alte Anziehungskraft zu behaupten. Selbst Belinski, der unnahbar stolze Plebejer, hat der Liebenswürdigkeit Odójewskis ebensowenig zu widerstehen vermocht wie der linkische Viehhändler und Volksdichter Koljzow, den sonst der Anblick eines wohlgeborenen Herrn in Schrecken setzte. Des vortrefflichen unvergessenen Fürsten mit dem geheimnisvollen und doch leutseligen Blick, dem kindlich-freundlichen Lächeln und der gutmütigen Feierlichkeit gedenkt Iwan Turgenjew mit der nämlichen Innigkeit, der wir in den Aufzeichnungen des Spötters Panajew begegnen. In dem alten wie in dem neuen Rußland ist die Zahl wahrhaft human denkender vornehmer Herren so gering gewesen und so gering geblieben, daß das Gedächtnis der menschlichen Tugenden Odójewskis die Erinnerung an seine immerhin be-

merkenswerten poetischen Schöpfungen um viele Jahre überlebt hat. In unseren Tagen leerer Prunksucht, brutaler Junkerhaftigkeit und noch brutalerer Demagogie sind gesellige Vereinigungen von der Art der Odójewskischen Samstagsabende vollends unmöglich geworden.

XIX.

Krajewski und Belinski.

In dem frivolen Berlin Friedrich Wilhelms II soll ein Geheimrat gelebt haben, der häufig mit drei Damen Karten spielte, von denen jede einmal seine Frau gewesen war. An diesen Wundermann wurde ich erinnert, als ich um die Mitte der sechziger Jahre in der Person eines dicken, kleinen, lebhaften Herrn die Bekanntschaft des (nun schon verstorbenen) Schriftstellers Krajewski machte, von dem bekannt war, daß er jedes der großen Petersburger Journale seiner Zeit (den Russischen Invaliden, die russische Petersburger Zeitung, den Golos, die Sapiski und den Sowremennik) einmal geleitet und mit jedem derselben Glück gemacht habe.

Es ist nicht gar lange her, daß dieser merkwürdige Mann sein auf nahezu achtzig Jahre gebrachtes Leben beendet hat. Mit der Geschichte der neueren russischen Litteratur hat derselbe in so engem Zusammenhang gestanden, daß einige Bemerkungen über den verstorbenen Meister der russischen Presse am Platze sein dürften.

Halb noch Knabe in der Kanzlei des Moskauer Generalgouvernements angestellt und als gelegentlicher Mitarbeiter der Zeitschrift „Moskowski Weßtnik“ in den Geschmack für litte-

rarische Beschäftigungen gekommen, siedelte der im Jahre 1810 geborene Andrei Krajewski zu Anfang der dreißiger Jahre nach St. Petersburg über, wo er dem Unterrichtsminister zur Verfügung gestellt und abwechselnd als Lehrer des Pagencorps und als Redacteur der „Zeitschrift des Unterrichtsministeriums“ verwandt wurde. Dieser Umstand brachte den gewandten und nach damaligen Begriffen hochgebildeten Mann (er hatte im Auftrage des Ministers Uwarow eine Abhandlung über die Philosophie eines Abbé Bottin geschrieben) zu der Schriftstellerwelt des damaligen St. Petersburg in nähere Beziehung. Diese Welt zerfiel in zwei feindliche Lager: auf der einen Seite stand die um Puschkin und dessen vornehme Freunde gescharte Partei der litterarischen Aristokraten d. h. der Romantiker, zu welcher fast alle hervorragenden Talente damaliger Zeit gehörten, auf der anderen Seite die von Gretsch und Bulgarin, den Herausgebern der „Nordischen Biene“ und Lobrednern des herrschenden Systems, vertretene Partei der litterarischen Plebejer und des plebejischen Geschmacks. Herr Krajewski schloß sich zunächst der letzteren Richtung an, veranstaltete litterarische Matineen, an denen Dichter und Schöngeister zweiten Ranges teilnahmen, und ließ eine aus Moskau mitgebrachte Abhandlung über den Zaren Boris Godunow im „Sohn des Vaterlandes“ — einer wenig geachteten, der „Nordischen Biene“ verbündeten Zeitschrift — abdrucken. Dann unternahm der gewandte Mann eine plötzliche Schwenkung in das gegnerische Lager, schloß mit Pletnew (dem Vertrauten Puschkins) und dem Fürsten Odójewski Freundschaft und ging in seiner Verehrung für den letzteren so weit, daß er dessen Zimmereinrichtung und Arbeitsanzug nachahmte. Nebenbei mußte er die Aufmerksamkeit beider Parteien auf sich ziehen, indem er einen „Gedanken über Rußland“ überschriebenen Aufsatz veröffentlichte, der den

in St. Petersburg neuen Ton des Moskauer Slavophilentums anschlug und Rußland als eine von dem übrigen Europa völlig verschiedene Welt — als „sechsten Weltteil" bezeichnete.

Nach dem Zeugnis des Schriftstellers Panajew erregte diese Abhandlung einiges Aufsehen und es war von dem „sechsten Weltteil" innerhalb wie außerhalb der Schriftstellerkreise St. Petersburgs einige Tage lang die Rede. Obgleich es bei dieser Probeleistung blieb, war Krajewski durch dieselbe so allgemein bekannt geworden, daß es ihm alsbald gelang, die bisher von Wojnikow redigierte „Litterarische Beilage zum Russischen Invaliden" in die Hände zu bekommen. Der „Invalide" war (und ist noch gegenwärtig) Eigentum und bez. Organ des Kriegsministeriums, — die zu dem sonstigen Charakter des Blattes schlechterdings nicht passende „Litterarische Beilage" aber war ins Leben gerufen worden, weil es zu jener Zeit (in den dreißiger Jahren) außerordentlich schwer hielt, die zur Herausgabe neuer Zeitschriften erforderliche obrigkeitliche Erlaubnis zu erlangen. Einmal im Besitz der „Beilage", wußte Krajewski mit derselben so geschickt zu manipulieren, daß ihm nach dem Tode Puschkins (1837) die Mitredaktion der von diesem begründeten Zeitschrift „Sowremennik" übertragen wurde. Seinen Namen neben denjenigen der vornehmen und berühmten Freunde des eben verstorbenen großen Dichters setzen zu dürfen, bedeutete für den jungen Schriftsteller einen großen Erfolg — einen um so größeren, als die eigentliche Leitung des Blattes alsbald in seine Hände überging. Zwei von Krajewskis Redaktionskollegen, Fürst Wjäsemski und Geheimrat Schukowski, waren vornehme Herren, die sich nur honoris causa genannt hatten — der dritte, Herr Pletnew (später Rektor der St. Petersburger Universität und Professor der Litteraturgeschichte), verstand als Schöngeist und Poet von der geschäftlichen Seite der Journalistik sogut wie

nichts. Gerade diese war Krajewskis Stärke. Der wenig produktive und noch weniger schreiblustige junge Redacteur galt immerhin für einen Schriftsteller und war als solcher in der Lage, mit den Mitarbeitern auf kollegialem Fuße zu verkehren, mit ihren schwachen wie mit ihren starken Seiten zu rechnen, den Geschmack des Publikums zu verfolgen und mit diesem Fühlung zu behalten. Mit der handwerksmäßigen und pekuniären Seite der Sache rasch bekannt geworden, dabei sparsam und auf seinen Vorteil bedacht, sah er bald ein, daß die aristokratische Überlieferung des Puschkinschen Organs einer weiteren Verbreitung desselben im Wege stehe. Mit Hülfe der ihm durch den „Sowremennik“ gesicherten Reputation und im Besitz ausgedehnter Verbindungen wurde ihm bereits nach wenigen Jahren (1839) möglich, die dem Buchhändler Swinin gehörige Monatsschrift „Sapißki“ für 5000 Rubel Banco (1200 Thaler) jährlich zu pachten und nach dem Tode Swinins zu seinem ausschließlichen Eigentum zu machen. Damit trat er in die vorderste Reihe der St. Petersburger „Litteraten“ und in eine Stellung, die er fast ein halbes Jahrhundert lang zu behaupten gewußt hat.

Da in dem Rußland des Kaisers Nikolaus jede Beschäftigung mit politischen Fragen verpönt war, waren Zeitungen und Zeitschriften ausschließlich auf den Abdruck von Novellen und Gedichten und auf die Kritik litterarischer und theatralischer Leistungen angewiesen. Krajewski, der eine Tochter des berühmten Schauspielers Brjänski geheiratet hatte, stak während der ersten Jahrzehnte seiner litterarisch-journalistischen Laufbahn ausschließlich in schöngeistigen Interessen. Mit außerordentlichem Geschick wußte er für die ersten Hefte seiner „Sapißki“ die Teilnahme der beliebtesten Dichter und Novellisten zu gewinnen: Lermontow ließ in den Spalten dieser Zeitschrift mehrere seiner berühmtesten Gedichte (Bella) er-

scheinen, der Volksdichter Koljzow steuerte einige Lieder von unvergleichlichem Reize bei, Graf Sollohub stellte die originelle Künstler-Novelle „Ein Paar Galloschen", Fürst Wjäsemski die Erzählung „Fürstin Sisi", der bekannte Übersetzer Huber die erste russische Version des „Faust" zur Verfügung. Was allein noch fehlte, war ein ästhetischer Kritiker. Auf einen solchen aber kam es um so mehr an, als litterarisch-kritische Händel bei dem Stocken alles politischen und sonstigen öffentlichen Lebens die Stelle der Chronik vertraten, auch von dem größeren Publikum eifrig verfolgt wurden und herkömmlicherweise eine wichtige Rolle spielten. Krajewskis erste Versuche, unter den St. Petersburger Schriftstellern einen Kritikus zu finden, der auch nur dem rohen und gemeinen, aber frechen und witzigen Senkowski, dem Recensenten der „plebejischen" Partei Gretsch-Bulgarin, gewachsen gewesen wäre, fielen höchst unglücklich aus. Er wandte sich nach Moskau und ließ den kritischen Genius der kurz zuvor verbotenen dortigen Zeitschrift „Teleskop", Herrn Meschewitsch, an die Newa kommen — aber auch mit diesem wollte es nicht gehen. In seiner Verzweiflung wandte Krajewski sich an einen jüngeren Mitarbeiter der „Sapißki", den später vielgenannten radikalen Schriftsteller Iwan Panajew, um Rat, und dieser schlug ihm einen Mann vor, der wenig später in der russischen Litteratur Epoche gemacht hat, damals indessen am Hungertuche nagte und von denen, die ihn kannten, mehr gefürchtet als geliebt wurde: den „wegen Unfähigkeit" von der Moskauer Universität ausgeschlossenen Exstudenten der Medizin Wissarion Belinski.

Belinski war einer der merkwürdigsten Russen seiner Zeit. Höchst mangelhaft gebildet, keiner fremden Sprache mächtig, mit den Litteraturen Deutschlands, Englands und Frankreichs nur fragmentarisch bekannt, besaß Belinski von den für einen großen Kritiker erforderlichen Eigenschaften eigentlich nur zwei,

aber diese in eminentem Grade: glänzendes Darstellungstalent und rücksichtslose Wahrheitsliebe. „Ich bin", so hat er selbst gesagt, „zum (sc. politischen) Pamphletisten geboren, innerlich kocht es mir, das Herz quillt über, und ich bin dennoch verurteilt, zu meiner Qual immer wieder die alte Litanei von Lermontow, Puschkin und Gogol, von Gogol, Puschkin und Lermontow zu singen — immer nur Ästhetik und wieder Ästhetik." In Moskau hatte Belinski diese Fessel freiwillig getragen, als eifriger Hegelianer auf dem Standpunkte „der Kunst um der Kunst willen" gestanden, Goethes und Puschkins souveräne Abneigung gegen Pöbeleinflüsse in Kunst, Staat und Gesellschaft geteilt und seiner konservativen Neigungen wegen mit den Moskauer Jung-Hegelianern der Herzenschen Schule manchen harten Strauß bestanden. Nur in einer Rücksicht war sein Standpunkt demjenigen dieser Vorläufer und Begründer des russischen Radikalismus verwandt gewesen: trotz naher persönlicher Beziehungen zu Konstantin Aksakow war Belinski ein begeisterter Anhänger der westeuropäischen Bildung und entschiedener Gegner der Slavophilen und ihrer altrussisch-byzantinischen Velleitäten.

Die Einladung, nach St. Petersburg überzusiedeln und gegen einen Jahresgehalt von 1000 Rbl. S. den kritischen Teil der Krajewskischen „Sapißki" zu übernehmen, war dem 29jährigen Belinski in dem Augenblick einer tiefgreifenden inneren Krisis zugegangen. Inmitten der Arbeit an einer „gegen Menzel den Goethekritiker" gerichteten Kritik waren dem Vorkämpfer für den reinen, um die Wirklichkeit unbekümmerten Schönheitskultus schwere Bedenken gegen die Berechtigung seines Standpunktes aufgetaucht. Wenige Monate, nachdem er St. Petersburg zu seinem Wohnorte gemacht, war aus dem Saulus der liberalen und demokratischen Ideen ein Paulus derselben geworden: „Zum Teufel mit den er-

habenen Ideen", schrieb er seinem Freunde Botkin zu Anfang des Jahres 1841, „wir leben in einer schrecklichen Zeit und das Schicksal legt uns das Gelübde der Entsagung auf — wir müssen leiden, damit unsere Enkel es besser haben... Die Bekanntschaft mit der heutigen Gesellschaft, in welcher Schufte und Mittelmäßigkeiten herrschen, hat mich geradezu vernichtet... Hoch lebe der große Schiller, der edle Anwalt der Menschlichkeit, der Befreier der Gesellschaft von überlieferten Vorurteilen. Für mich steht jetzt die menschliche Persönlichkeit, die Individualität über der Gesellschaft, über der Menschheit... Rücksichtlich meiner Vergangenheit quälen mich zwei Dinge ... meine abscheuliche Gutheißung einer schändlichen Wirklichkeit. Welch entsetzliche Niederträchtigkeiten habe ich mit vollster Überzeugung, mit tollem Fanatismus drucken lassen!"

Diese kurze Anführung wird zur Charakteristik des Mannes genügen, der im Jahre 1839 den kritischen Teil der Krajewskischen Zeitschrift übernahm und acht Jahre lang mit glänzendem, wenn auch nur allmählich zu voller Anerkennung gelangendem Erfolge leitete. Unter der dünnen, nur für die Urteilslosigkeit der Censur undurchsichtigen Maske einer an den bestehenden Litteraturzuständen, an den falschen Autoritäten und den Geschmacksverirrungen des Publikums geübten Kritik, wurde in Wahrheit ein Krieg gegen die bestehenden Staats- und Gesellschaftseinrichtungen geführt, — unter der Form schneidiger Verurteilung des Slavophilentums über die Bildungsfeindlichkeit des gesamten Nikolaitischen Rußland der Stab gebrochen. — Der Erfolg war ein so bedeutender, daß Belinski bei Zeitgenossen und Nachkommen für den größten russischen Kritiker aller Zeiten galt. In der neueren russischen Memoirenlitteratur kehrt der Name Belinski häufiger als irgend ein anderer wieder. Turgenjew hat dem Manne, den er den

russischen Lessing nannte, den größten Teil seines Erinnerungsbuches gewidmet; Alexander Herzen hat den einstigen Gegner und späteren Verbündeten mit Lobsprüchen überschüttet; Konstantin Akssakow hat dem Todfeinde der Slavophilen jahrelang wärmste Freundschaft erwiesen. Der zweite Teil der Denkwürdigkeiten Panajews handelt vornehmlich von Belinski, und Belinski ist das Haupt- und Lieblingsthema aller neueren Publikationen des Litterarhistorikers Annenkow. Lange bevor der Kritiker der „Sapißki" in weiteren Kreisen bekannt geworden, hatte der hochmütige Puschkin dem armen, in einer Moskauer Dachstube wohnenden Exstudenten in aller Stille seine Zeitschrift zustellen lassen und auf zustimmende Beurteilungen des jugendlichen Kritikers den höchsten Wert gelegt. Gogol, den Hochmut, Eitelkeit und Charakterschwäche in die Nacht des Wahnsinns stürzten, nahm die vernichtende Kritik, welche ein Privatbrief Belinskis über seine letzte Publikation (das reaktionäre Buch „Briefe an meine Freunde") fällte, mit einer Resignation auf, die von Unterwerfung kaum zu unterscheiden war. Ja, noch mehr, demselben Manne, den die politische Polizei als Radikalen beargwöhnte und mit Spähern umgab, machten schriftstellernde Generallieutenants und Geheimräte des Kaisers Nikolaus demütig den Hof, um vor den Augen des gefürchteten Kritikers Gnade zu finden und seine Strenge zu entwaffnen. Fürst Odójewski sah es für eine hohe Ehre an, wenn der kränkliche, weltscheue und linkische Belinski sich zu gelegentlichen Besuchen seiner Samstagsabende herbeiließ; der Militärschriftsteller General Michaelowski-Danilewski ruhte nicht, bevor der titellose Civilist wenigstens eine der zahlreichen Mittagseinladungen Sr. Excellenz angenommen hatte. In höchst humoristischer Weise schilderte Belinski das bei dem vornehmen General eingenommene Mittagsmahl und die

unermüdlichen Liebenswürdigkeiten, die der hochgestellte Mann an seinen bescheidenen Gast gewendet. Der General hatte denselben immer nur „Väterchen" angeredet, ihn feierlich um die Erlaubnis zur Vorstellung seiner achtzehnjährigen Tochter gebeten und dem liebreizenden jungen Mädchen u. a. aufgetragen, für das „verehrte Väterchen" die Pfeife anzurauchen. Dabei wußte alle Welt, daß Belinski nur höchst ungern Einladungen annahm, in größerer Gesellschaft kaum ein Wort sprach.

Unzweifelhaft hat Krajewski genau gewußt, worauf Belinskis Absichten gerichtet waren und welchen Gefahren er selbst sich aussetzte, indem er seine Zeitschrift zum Organ des kühnen Revolutionärs hergab. Das Verdienst, das er sich dadurch erwarb, und die Entschiedenheit, mit welcher er die gegen Belinski gerichteten Anklagen beleidigter großer und kleiner Eitelkeiten, ängstlicher Freunde und verleumderischer Feinde zurückwies, wird dem Herausgeber der „Sapißki" um so höher angerechnet werden, als es sich für ihn wirklich um Haar und Bart handelte und als sein berühmter Mitarbeiter ein ziemlich unbequemer Mensch war. Freilich machten die „Sapißki" vortreffliche Geschäfte, nahm ihr Ansehen und ihre Verbreitung unaufhörlich zu und war der eigentliche Träger dieser Erfolge trotz seiner Armut rücksichtlich seiner Geldforderunngen höchst bescheiden. Man stand sich höflich, aber innerlich fremd gegenüber — Krajewski wurde reich, Belinski berühmt. Die günstigere Position aber war auf seiten des ersteren, solange sich niemand fand, der den Mut hatte, mit dem gefährlichsten und gefürchtetsten Schriftsteller Rußlands in nähere Beziehung zu treten.

Schließlich kam es dennoch zum Bruch. Im Sommer des Jahres 1847 erwarben zwei Belinski nahe befreundete jüngere Mitarbeiter der „Sapißki", der bereits erwähnte Panajew

und der Dichter Nekrassow, die den Erben Puschkins gehörige, mehr und mehr zurückgegangene Zeitschrift „Sowremennik" — dieselbe, deren Mitherausgeberschaft Krajewskis einflußreiche Stellung begründen geholfen hatte. Belinski löste sein Verhältnis zu den „Sapißki" und trat unter die Fahnen des von seinen beiden Freunden übernommenen Journals, dessen Erfolg vornehmlich von seiner Mitarbeiterschaft abzuhängen schien. Noch einmal aber wurde Krajewski vom Glücke begünstigt: noch bevor der eigentliche Konkurrenzkampf begonnen, im Mai des Revolutionsjahres 1848, erlag der berühmte Kritiker der Lungenschwindsucht. Vielleicht zu seinem eigenen Heil — denn wenige Wochen vor seinem Ableben war der todkranke Mann vor das Forum der „dritten Abteilung" geladen und davon unterrichtet worden, daß der wichtigste Beamte der Geheimpolizei, General Dubbelt, seine (Belinskis) „Bekanntschaft" zu machen wünsche, — jedenfalls aber zum Heil Krajewskis und der „Sapißki", welche der drohenden Gefahr der Überflügelung durch den „Sowremennik" fortan überhoben waren. Beide Zeitschriften gingen nebeneinander, ohne daß die eine der anderen wesentlichen Abbruch zu bereiten vermocht hätte, Krajewski aber wußte aus einem wohlhabenden ein reicher Mann zu werden und durch all die Klippen zu steuern, welche während der letzten Regierungsjahre des Kaisers Nikolaus dem russischen Schrifttum drohten. Während die Regierung von Jahr zu Jahr mißtrauischer und strenger wurde und die Ängstlichkeit der Censoren schließlich weder Maß noch Ziel kannte, gewannen innerhalb des gebildeten Publikums liberale und radikale Strömungen mehr und mehr die Oberhand. Mit beiden Faktoren gleich glücklich zu rechnen, erschien als unlösbare Aufgabe — Krajewski aber wußte so glücklich zu rechnen, daß das Exempel stimmte, daß die „Sapißki" die

Regierung des Kaisers Nikolaus überlebten und daß ihr Herausgeber nichtsdestoweniger bei Beginn der neuen Ära unter die namhaftesten liberalen Größen der St. Petersburger Journalistik zählte.

Mit dem ihm eigentümlichen Scharfblick hatte der kluge Mann erkannt, daß die Zeit der Alleinherrschaft der Revuen vorüber sei und daß die veränderte Zeitströmung dem Emporkommen der Tagespresse günstig sei. Inmitten der leidenschaftlichen Bewegung, welche der Aufhebung der Leibeigenschaft vorherging, pachtete der Herausgeber der noch immer blühenden und bereits eifrig mit den politischen Tagesfragen beschäftigten „Sapißki" die im Eigentum der Akademie der Wissenschaften stehende russische „St. Petersburger Zeitung" („Peterburgskije Wjedomosti"). Aus dem einzigen größeren, in den gebildeten Klassen verbreiteten Tageblatt des damaligen St. Petersburg alsbald ein vielumworbenes Organ zu machen, Verbreitung und Erträgnis des Anzeigenteiles desselben auf das Doppelte zu bringen und servile Blätter vom Schlage der „Nordischen Biene" um den Rest ihres Kredits zu bringen, war für einen Mann von der journalistischen Erfahrung Krajewskis ein Leichtes. Obgleich sein Beispiel eifrig nachgeahmt, die „Börsenzeitung" und der „Russische Invalide" bereits im Jahre 1862 vollständig umgestaltet, auf das Doppelte ihres früheren Umfangs gebracht und mit Leitartikeln ausgestattet wurden, welche die russische „St. Petersb. Zeitung" an Kühnheit und liberaler Entschiedenheit zu überbieten suchten, behauptete das letztgenannte Blatt seine dominierende Stellung. Einzelne Nummern desselben, wie z. B. die Nummer vom 1. Januar 1862, welche unter der Überschrift „862 bis 1862" Kostomarows berühmten Millenniumsartikel („Tausend Jahre des Daseins Rußlands!" „Die Glocke schlägt, aber nicht die Totenglocke einer sterbenden

Rasse, sondern der Aufruf zur Wiedergeburt, zu neuem Leben aller slavischen Stämme hat geschlagen!" „Die Hand, Brüder — ein neues Jahrtausend hat begonnen und damit ein neues Dasein!" u. s. w.) brachte, nahmen den Charakter von Ereignissen an und machten durch das gesamte weite Reich die Runde. Krajewski ließ sich daran aber nicht genügen. Die Pacht, welche er der Akademie der Wissenschaften für die in Eigentum dieser Körperschaft stehende Zeitung zu entrichten hatte, war eine erhebliche, und die Erneuerung des bestehenden Verhältnisses erforderte Opfer, die anderweit fruchtbarer gebracht werden konnten. Statt seinen am 31. December 1862 ablaufenden Kontrakt zu erneuern, erwarb der bisherige Pächter die Koncession zu einer neuen Zeitung. Die „Wjedomosti" wurden dem bekannten liberalen Schriftsteller V. Korsch übertragen, Krajewski aber schied aus, nachdem ihm gelungen war, seine vornehmsten Mitarbeiter und eine erhebliche Zahl von Abonnenten für sein im Format der „Wjedomosti" erscheinendes, in großem Stile angelegtes Tageblatt „Golos" („Die Stimme") zu gewinnen.

Das neue Unternehmen war von einem Erfolge gekrönt, der diejenigen der „Sapißki" und der russischen „St. Petersb. Zeitung" noch erheblich übertraf. Begünstigt durch den unaufhörlich nach neuer politischer Nahrung verlangenden Zeitgeschmack und die fieberhafte Erregung, welche sich seit Ausbruch des polnisch-litauischen Aufstandes der russischen Lesewelt bemächtigt hatte, gewann der „Golos" im Verlaufe weniger Monate eine Verbreitung, wie andere Blätter sie erst nach ebenso vielen Jahren zu erreichen vermocht hatten. Den verschiedenen Rubriken des groß angelegten Journals hatte der erfahrene und kühne Herausgeber gleiche Sorgfalt zugewendet. Hohe Honorare sicherten dem Feuilleton die Mitarbeiterschaft der hervorragendsten litterarischen und ästhetischen

Kritiker der liberalen Partei, — die Tageschronik übertraf alle verwandten Unternehmungen, auch die satirische „Pfeife" („Swistok") des radikalen Sowremennik, an Keckheit, Witz und Schlagfertigkeit, der Börsenteil legte von Krajewskis Zusammenhang und Vertrautheit mit finanziellen Spekulationen tägliches Zeugnis ab, die Mehrzahl der politischen Artikel aber wurde von einem hochgebildeten, mit allen Feinheiten der eben damals im Emporstreben begriffenen Wiener Journalistik vertrauten Manne, dem Freunde und späteren Schwiegersohn Krajewskis, Professor Bilbassow, geschrieben. Wesentlich dem Geschicke und der Beweglichkeit dieses Schriftstellers war es zuzurechnen, daß der „Golos" seinen Weg durch die Schwierigkeiten zu nehmen wußte, welche die Zeitumstände der russischen Tagespresse eben damals in den Weg geworfen hatten. Über den seit dem Frühjahre 1863 im Mittelpunkte der öffentlichen Aufmerksamkeit stehenden polnischen Aufstand gingen die Meinungen der gebildeten Russen während der ersten Hälfte dieses denkwürdigen Jahres diametral auseinander. Daß die Rechnung der polnischen Revolutionäre auf direkte Unterstützung ihrer russischen Gesinnungsgenossen eine irrtümliche gewesen war, und daß die von der Londoner Emigration, insbesondere von Bakunin und Alexander Herzen, angestellten Versuche, den Warschauer Rebellen bewaffneten Vorschub zu leisten, ziemlich allgemein mißbilligt wurden, schloß keineswegs aus, daß das liberale Rußland die Murawjewsche Russifikations- und Vergewaltigungspolitik für eine Gefährdung der Zukunft des eigenen Vaterlandes ansah, und daß die immer noch weitverbreitete radikale Partei der Warschauer Geheimregierung sehr viel lebhaftere Sympathieen spendete als gewissen Ratgebern Kaiser Alexanders II. Krajewski selbst war von polnischer Abkunft und, unbeschadet des russischen Charakters seiner Bildung und seiner Antecedentien, Anhänger des Wielo-

polskischen Planes, nach welchem das Königreich Polen zu einem in inneren Fragen autonomen Nebenreiche des großen russisch-slavischen Weltreiches erhoben werden sollte. Sagte dem vielerfahrenen Mann sein nüchterner Scharfsinn auch, daß dieser Plan als gescheitert anzusehen sei und daß der Aufstand die vollständige Vernichtung und nachfolgende Russifizierung des unglücklichen Landes zur Folge haben werde, so fiel ihm doch schwer, auf die Seite der rohen Fanatiker zu treten, welche alles polnische Wesen mit Stumpf und Stiel ausrotten und auf den Trümmern der von Wielopolski geschaffenen Ordnung eine moskowitische Gewaltherrschaft aufrichten wollten. Auf der anderen Seite aber machte die von der „Moskauer Zeitung" geführte, in der Person Katkows verkörperte Partei des nationalen Fanatismus so unaufhaltsame Fortschritte, daß offener und direkter Widerspruch gegen dieselbe von schweren Gefahren umgeben erschien. Eine Weile nahm der „Golos" an der Seite der gouvernementalen Gegner des Moskauer Preßdiktators seine Position, indem er die — freilich nur schüchternen — Mäßigungs- und Beschwichtigungsversuche der europäisch gesinnten Minister Walujew (Inneres) und Golownin (Unterricht) unterstützte, seiner Polemik gegen Katkow ein specifisch St. Petersburgisches antimoskowitisches Gepräge zu geben versuchte und je nach Umständen und Tagesstimmungen bald den liberalen, bald den nationalen Gesichtspunkt in den Vordergrund stellte. Auf die Dauer ließ diese Zwischenstellung sich indessen nicht behaupten. Als die Flut nationalistischer Leidenschaft von Tag zu Tag höher stieg und alle Dämme zu zerreißen begann, als die Geschütze der „Moskauer Zeitung" sich nicht nur gegen Polen, sondern mit besonderer Heftigkeit gegen Finnland und die baltischen Provinzen richteten und als nach der Entlassung Golownins der Herrn Katkow befreundete Synodalprocureur Graf Dimitri

Tolstoi das Unterrichtsministerium übernahm, sah der „Golos“ sich genötigt, der herrschenden Strömung Zugeständnis über Zugeständnis zu machen, periodisch mit den Wölfen zu heulen und die Hinterthüren, die er sich dabei offen hielt, möglichst dicht zu verschleiern. Katkows blinde Denunciationswut suchte man durch gelegentliche heftige Ausfälle gegen polnische und deutsche Aristokraten, katholische und protestantische „Hierarchen“ zu entwaffnen, dem Nationalgefühl durch Gehässigkeiten gegen das im Aufstreben begriffene Deutschland zu schmeicheln, und auch da entschloß man sich, gute Miene zum Spiel zu machen, wo die reaktionären Tendenzen der neuen Machthaber deutlich zu Tage lagen. Alles, und insbesondere die Polemik gegen Polen und Deutsche, kleidete sich aber nicht sowohl in nationale als in liberale Gewänder. Krajewski und Bilbassow verleugneten niemals, daß der Boden der Reformpolitik ihre wahre Heimat sei und daß sie an den Überlieferungen der liberalen ersten 60er Jahre festhielten. Wo immer die Verhältnisse es zu erlauben schienen und die Einflüsse der Moskauer Nationalfanatiker ins Schwanken gerieten, suchte der „Golos“ auf seinen früheren Standpunkt zurückzukehren und die Allüren eines freisinnigen Oppositionsblattes anzunehmen. Dem von Tolstoi vertretenen klassischen Unterrichtssystem zeigten die Vorkämpfer der Golowninschen Schul- und Unterrichtsreform sich ebenso abgeneigt wie den Versuchen, die Selbständigkeit der provinziellen Landschaftsvertretungen zu durchlöchern oder die Unabhängigkeit der Gerichte zu Gunsten der administrativen Allgewalt einzuschränken. Vollends feindlich verhielten Krajewski und Bilbassow sich zu der Parteinahme für die preußisch-deutsche Sache, deren der Hof und die Umgebung des Kaisers während der Jahre 1870 und 1871 angeschuldigt wurden. Aufmerksamen Zeitungslesern werden die wütenden Diatriben noch im Gedächtnis sein, welche der

„Golos" dem siegreich vordringenden deutschen Heer entgegenschleuderte und die in dem tags nach der Pariser Kapitulation veröffentlichten Artikel „Consummatum est" ihren klassischen Ausdruck fanden. Niemals verleugneter Preußenhaß des Gönners der polnischen Sache und kaltblütige Spekulation auf Nationaleitelkeit und parteiische Befangenheit des russischen Publikums trugen zu diesem Gebaren zu gleich reichlichen Teilen bei — im letzten Grunde war dem Herausgeber des „Golos" daran gelegen, sich durch Zugeständnisse an den Rassenfanatismus seiner Leser das Recht zur Wiederaufpflanzung der liberalen Fahne zu sichern.

Als Rußland sich über die Erfolge der deutschen Sache zu beruhigen begann, lenkte allmählich auch der „Golos" in veränderte Bahnen ein. Ohne seine Vorliebe für Frankreich zu verleugnen, ließ das Krajewskische Blatt sich das Dreikaiser-Bündnis ebenso gefallen, wie die Katkowsche Zeitung bereits gethan hatte, und als wenig später die Feuer des deutschen „Kulturkampfes" entbrannten, glaubte Herr Krajewski seiner liberalen Reputation entschiedene Parteinahme für die Sache des preußischen Staates schuldig zu sein. Die Fragen der auswärtigen Politik traten dann für eine Weile in den Hintergrund. Mit zunehmenden Eifer wandte man sich daher seit Mitte der 70er Jahre inneren Streitigkeiten und insbesondere dem Kampfe zwischen den Vertretern der Reformideen und den Reaktionären Tolstoischer Schule zu. Nebenbei zeigte der „Golos" sich so vortrefflich über den Stand der mittelasiatischen Dinge orientiert und von so gewandten finanziellen und politischen Mitarbeitern in den westeuropäischen Hauptstädten bedient, daß er den Geschäftskreisen St. Petersburgs, Moskaus, Odessas u. s. w. unentbehrlich geworden zu sein schien, und daß man Berufungen auf seine Meinung und sein Urteil beinahe regelmäßig in deutschen, französischen und

englischen Preßorganen begegnete. Mit zunehmender Deutlichkeit trat der „Golos“ in die Rolle des Vertreters der liberalen Bourgeoisie, die sich während der letzten Jahrzehnte in den größeren Städten Rußlands zu bilden begonnen hatte und einstweilen für den Mangel eines wirklichen Bürgertums Ersatz leistete. Ein frondierender Zug ging durch die Mehrzahl der Artikel, in welchen das verbreitetste der russischen Tagesblätter sich zu den Fragen der inneren Politik äußerte, — vor Verletzungen anständiger Rücksicht gegen die Machthaber wußte dasselbe sich indessen ebenso sorgfältig zu hüten wie vor revolutionären Anwandlungen oder vor Schürungen pöbelhafter Instinkte.

So kamen die verhängnisvollen Tage des türkischen Krieges heran. Entsprechend den Traditionen, die er unentwegt befolgt hatte, stellte der „Golos“ bereits unmittelbar nach Erlaß des Kriegsmanifestes den Versuch an, die herrschende Erregung zu Gunsten liberaler Reformen auszunützen. Die nämliche Nummer des Krajewskischen Blattes, welche das Manifest veröffentlichte, sprach in einem anscheinend harmlosen Feuilletonartikel die Hoffnung aus, „es werde der Gesellschaft eine direkte Beteiligung an den den Krieg vorbereitenden Maßregeln gestattet werden“. Nach russischer Terminologie bedeutet „Beteiligung der Gesellschaft“ eine Umschreibung des verpönten Ausdrucks Konstitution[1]. So wurde die Sache auch von der Regierung aufgefaßt und durch ein Dekret der Oberpreßverwaltung beantwortet, welches den „Golos“ für drei Monate suspendierte — eine Maßregel, die auf Verwendung einflußreicher Freunde nach einigen Wochen außer Kraft gesetzt wurde, indessen zur Folge hatte, daß man die Herren Krajewski und Bilbassow hinfort streng im Auge

[1] Der Verfasser dieses Feuilletons hieß Markow und war sonst wenig bekannt.

behielt und mit der nämlichen Härte behandelte, welche um dieselbe Zeit zur Entfernung V. Korschs von der Leitung der „St. Petersburger Zeitung“ führte. Eine Weile hielt der „Golos“ sich vorsichtig zurück; als im Frühjahr des Jahres 1879 die Entrüstung über den ungünstigen Ausgang des Krieges und des Berliner Kongresses zu erneuten Angriffen der Presse gegen die Regierung Veranlassung gab, kam es indessen zu neuen Zusammenstößen mit der Oberpreßverwaltung. Hinter der öffentlichen Meinung zurückzubleiben, erschien dem klugen Veteranen der russischen Journalistik mindestens ebenso gefährlich wie allzuweit vorzugehen. Als die St. Petersburger Geschworenen Wera Sassulitsch, die Attentäterin an dem Oberpolizeimeister Trepow, zu Anfang des Jahres 1879 freisprachen, trat der „Golos“ auf die Seite der Journale, welche diesen Wahrspruch billigten. Die Zahl der Lobredner dieses schnöden Rechtsbruchs war zu groß, als daß die Regierung rücksichtsloses Zugreifen für zweckmäßig halten konnte. Als der „Golos“ einige Wochen später bei Gelegenheit eines Vorgangs in Odessa die Bemerkung fallen ließ, „es sei merkwürdig, daß ein elfjähriger Schüler des dortigen Gymnasiums seiner politischen Gesinnung wegen von der Schule ausgeschlossen worden“, traf denselben eine Verwarnung, welche durchsehen ließ, daß das letzte Organ des quasi-europäischen Liberalismus in St. Petersburg es mit den Oberhäuptern der Censur ein für allemal verspielt habe. Mit voller Deutlichkeit trat das freilich erst zu Tage, als nach dem Tode Alexanders II Graf Loris Melikow die Leitung des Ministeriums des Innern niederlegte und damit die letzten Rücksichten auf die liberale Reformperiode und deren Überlieferungen in Wegfall kamen. Die Kritik außerrussischer Vorgänge hatte bis zum Jahre 1881 für ein freies Feld gegolten, das die Censur mindestens im regelmäßigen Laufe der Dinge un-

beachtet ließ: damit nahm es unter dem Regime Ignatiews ein so vollständiges Ende, daß der „Golos“ auf sechs Monate suspendiert wurde, als er Zweifel an der Ersprießlichkeit der Abänderungen der Verfassung Bulgariens auszusprechen wagte. Das nämliche Los traf die „Nowaja Gazeta“, welche von Herrn Krajewski aufgekauft worden war, um den Abonnenten und Inserenten des „Golos“ während der Zeit der Suspension zum Ersatz zu dienen; das diesem Blatte zur Last gelegte Verbrechen reduzierte sich auf eine bedauernde Bemerkung über den (freilich nur der Form nach freiwillig gewesenen) Rücktritt des Großfürsten Konstantin von der Leitung der Marineverwaltung.

Als die über den „Golos“ verhängte halbjährliche Sperre abgelaufen war, wagte derselbe sich abermals auf den öffentlichen Schauplatz — aber nur für kurze Zeit. Der im Mai 1882 in die Erbschaft Ignatiews getretene ehemalige Unterrichtsminister Graf Tolstoi war von alters her ein geschworener Feind der von Krajewski verfolgten Richtung und von Hause aus entschlossen, demselben bei erster Gelegenheit den Hals zu brechen. Trotz aller von der Redaktion beobachteten Vorsicht schien diese Gelegenheit sich im Februar 1883 geboten zu haben: ein ministerieller Erlaß verfügte das vollständige Verbot des „Golos“, dem systematische und böswillige Opposition gegen die Regierung zum Vorwurf gemacht wurde. Jetzt legte der nahezu fünfundsiebenzigjährige Krajewski die Feder, die er länger als ein halbes Jahrhundert geführt hatte, für immer nieder. Die „Sapißki“ hatte er bereits mehrere Jahre früher seinem einstigen Mitarbeiter und späteren Rivalen Nekrassow[1] verkauft und längst ein Vermögen erworben, das sich auf mehr als eine Million bezifferte. Er zog sich auf

---

[1] Auch die „Sapißki“ sind unterdrückt worden.

den „Altenteil“ zurück, blieb indessen Präsident der von ihm begründeten Vereine „Litteraturfonds“ und „Gesellschaft zur Unterstützung hülfsbedürftiger Schriftsteller und Künstler“ und außerdem Mitglied der St. Petersburger Stadtverordneten-versammlung, welcher er seit dem Januar 1870 angehörte. Als solches wandte er seine Hauptaufmerksamkeit der Hebung des St. Petersburger Volksschulwesens zu, dem er außerordentlich ersprießliche Dienste geleistet haben soll. Im 80. Lebensjahr verstorben, hat Krajewski seine Frau, seine beiden Söhne und mehrere Enkel überlebt. Seine für die russische Litteratur- und Schriftstellergeschichte außerordentlich wichtige, höchst umfangreiche Brief- und Handschriftensammlung ist der kaiserlichen öffentlichen Bibliothek zu St. Petersburg vermacht worden.

Der „Nestor der russischen Presse“ ist weder ein großer Schriftsteller noch ein großer Charakter, sondern wesentlich ein geschickter und fleißiger litterarischer Geschäftsmann gewesen. Im Grunde seines Wesens humanen und liberalen Ideen zugewendet, hat er denselben niemals eigentliche Opfer gebracht, sondern im Gegenteil um seines persönlichen Interesses willen mehr als einmal den Mantel nach dem Winde gewendet. Verdienste um die Hebung der russischen periodischen Presse können dem gescheiten und energischen Manne indessen ebensowenig abgesprochen werden wie Verdienste um die Sache der humanen Bildung in seinem Vaterlande. Er hat die Journalistik als Geschäft, aber nichtsdestoweniger mit Anstand getrieben, sich niemals zum Werkzeug des Obskurantismus und der Gewaltherrschaft und ebensowenig zum Spielball von Pöbellaunen hergegeben; auch wo er auf bedenklichen Wegen wandelte, blieb Krajewski Gentleman und homo liberalis, der sich als ehemaliger Genosse von Schriftstellern wie Puschkin, Belinski und Turgenjew fühlte. Allzu-

viel bedeutet das nicht, aber doch unvergleichlich mehr als von neun Zehnteln der heutigen Vertreter russischen Zeitungswesens gerühmt werden kann! Von den Zeitungen, mit denen der „Golos“ seiner Zeit die Konkurrenz zu bestehen hatte, ist der größte Teil längst verschwunden. Die radikalen Monatsschriften „Rußkoje Slowo“ und „Sapißki“, die Slavophilenblätter „Djen“, „Moskwa“ und „Moskwitsch“, die konservative „Weßtj“ und der liberale „Golos“ ruhen in dem nämlichen großen ihnen von der Oberpreßverwaltung gegrabenen Grabe. Zu ungezählten Malen durch Verwarnungen, Suspensionen und Konfiskationen seiner verschiedenen Zeitschriften gequält und geschädigt, war Iwan Aksakow um den besten Teil seiner Kraft gebracht, als er sein letztes Journal, die „Rußj“, begründete und bald darauf starb. Aksakows ehemalige Freunde Samarin und Koschelew waren schon in den siebziger Jahren dabei angelangt, ihre slavophilen Kundgebungen statt in dem heiligen Rußland in dem heidnischen, aber censurfreien Deutschland drucken zu lassen. Korsch starb in Heidelberg, nachdem ein Gewaltstreich Tolstois ihn widerrechtlicherweise von der Leitung der „Russischen St. Petersburger Zeitung“ entfernt hatte. 1883 wurde endlich das genannte Krajewskische Blatt unterdrückt und damit der letzten europäisch-liberalen Zeitung Rußlands das Lebenslicht ausgeblasen. Von selbständigen Zeitungen war schließlich nur noch das Organ des brutalen Nationalismus, die „Moskausche Zeitung“, übrig und diese büßte den Rest ihres Interesses ein, als Katkow sein letztes Glück und seinen letzten Tag erlebte.

Zeitungen und Zeitschriften besitzt auch das heutige Rußland in erheblicher Anzahl. Unter den vielen, zum Teil in Riesenformaten erscheinenden Tageblättern St. Petersburgs giebt es indessen kein einziges, das auf die Prädikate der

Würde und Unabhängigkeit vollen Anspruch erheben könnte, — kein einziges, das Talente von Erheblichkeit um sich zu scharen verstanden hätte. „Nowoje Wremja", „Nowoßti", „Swjet", „Graſhdanin", „Strana", „Wetſchernaja Gazeta", und wie sie sonst heißen, — sie alle repräsentieren nichts weiter als verschiedene Spielarten gesinnungsschwacher Gelegenheitsmacherei und tendenziösen Chauvinismus. Sie alle stellen sich als Schaumschlägereien dar, die jedes Kerns, ja jedes bestimmten Inhaltes entbehren. Und wie sollte dem anders sein? Von denjenigen Dingen, welche die Lesewelt zumeist beschäftigen, darf entweder gar nicht oder allein im Sinn der Regierungswünsche die Rede sein. Weil unliebsame Nachrichten ebenso verfolgt werden, wie unliebsame Urteile, und weil der selbständigen Meinungsäußerung überhaupt nur ein Gebiet, dasjenige der auswärtigen und internationalen Beziehungen, freigegeben ist, pflegt nahezu die Hälfte russischer Zeitungsspalten mit konjekturalpolitischem Geschwätz angefüllt zu sein, das seiner Zeit die beliebten Themata von dem bösen Kalnoky und dem noch böseren Bismarck oder von der imposanten Zurückhaltung des großen zarenbeherrschten und zarenbeglückten Rußland unbarmherzig zu Tode gehetzt hat. Den Rest bilden Spekulationen auf die Leichtgläubigkeit der Börse, aus amtlichen Quellen geschöpfte Übersichten über Rußlands Macht- und Hülfsmittel, Klagelieder über die Zunahme des deutschen Einflusses, Denunciationen gegen Polen, Finnländer, Livländer, Armenier, Juden u. s. w., — endlich heute rot, morgen schwarz gefärbte Betrachtungen über Frankreich, den Verbündeten unserer Zukunft. Bei Hofe und in der sogenannten „Gesellschaft" erfreut sich der von dem Fürsten Meſchtſcherski herausgegebene „Graſhdanin" anerkannter Geltung. Daß dieses elende, von einem Manne adligen Namens und unadlicher Gesinnung redigierte Junkerblatt auch nur eine Spur von Kredit genießen

kann, ist für die moralische und intellektuelle Beschaffenheit der leitenden Kreise in hohem Grade bezeichnend. Das wird verstehen, wer Turgenjews „Rauch" gelesen und das im zehnten Kapitel dieses Buches wiedergegebene politische Gespräch im Gedächtnis behalten hat, welches der Verfasser eine in Baden-Baden versammelte Gesellschaft russischer Generale und vornehmer Damen führen läßt. Auf dem Niveau dieses Specimen anspruchsvoller Gedankenlosigkeit bewegen sich Meschtscherskis politische Urteile. Im Gesprächston gehalten und mit französischen Redensarten gespickt, gelten des Verfassers Randglossen zur Tagesgeschichte gewissen Leuten für originell und geistreich, während ihre Trivialität in Wahrheit alles übertrifft, was andere Leute überhaupt drucken zu lassen wagen. In Wien und Berlin hat man zu Zeiten Gewicht darauf gelegt, daß Meschtscherski von Frankreich und von französisch-russischen Bündnisplänen nichts wissen will. Des fürstlichen Skribenten abfällige Urteile über den französischen Staat bedeuten indessen weiter nichts als Ausgeburten eines Rassendünkels, der alles westeuropäische Wesen in den nämlichen Topf zu werfen sucht und nebenbei der modischen Abneigung gegen die republikanische Staatsform unterthänigst schmeichelt. Rücksichtlich innerer Fragen vertritt der „Grashdanin" das reaktionäre Regierungsprogramm weiland Tolstois, indem er sich durch gelegentliche Ausfälle gegen das Beamtentum, die Staatsallmacht u. s. w. den Anstrich aristokratischer Unabhängigkeit zu geben bemüht.

Aus diesem journalistischen Sumpf ragt als letzte und einzige Warte gebildeter und freisinniger Anschauungen die Monatsschrift „Weßtnik-Jewropy" (herausgegeben von dem Litterarhistoriker Spassowitsch und dem Advokaten Stassulewitsch) hervor. In diese achtungswürdige Revue haben sich seit den letzten Jahren nahezu sämtliche überlebende Zeugen

der liberalen Periode geflüchtet. Der „Weßtnik-Jewropy" bedeutet einen entschiedenen Protest gegen das herrschende System, muß indessen äußerste Vorsicht und Zurückhaltung beobachten und entbehrt schon aus diesem Grunde des ihm gebührenden Einflusses. Die von Stassulewitsch und Spassowitsch geführte Sprache ist überdies zu maßvoll und zu gebildet, um von der Plebs der Kollegenschaft verstanden und gewürdigt zu werden. Für diese Plebs wird das ruere in servitium voraussichtlich noch eine Weile die Parole bleiben. Dann wird der Wind abermals umschlagen, abermals von alledem das Gegenteil gelten, was seit Jahr und Tag in Ansehen und Übung gewesen.

XX.

Russische Kulturträger.

In Rußland giebt es zwei Gattungen von Missionären, geistliche und weltliche. Die ersteren missionieren vornehmlich in den mit Mohammedanern und Lamaiten durchsetzten östlichen Provinzen des Reiches, im Kaukasus und in Sibirien. Daß die damit erzielten Erfolge wenig glückliche sind, daß die Bekehrten sehr häufig zum Islam oder zum Heidentum zurückkehren, ja nicht selten „Rechtgläubige“ zu sich hinüberziehen, hat selbst der Rechtgläubigste der Rechtgläubigen, Herr Pobedonoszew, nicht in Abrede stellen können. In der „guten alten Zeit“ des Kaisers Nikolaus und des Oberprocureurs Grafen Protassow soll sogar davon die Rede gewesen sein, mit Rücksicht auf die unheilbar judaisierenden Neigungen der Burjäten Sibiriens eine „Übergangsreligion“ herzustellen und dieser Vorstufe für das rechtgläubige Christentum die Wohlthat eines „allerhöchst bestätigten Reglements“ zu teil werden zu lassen.

Wichtiger als die geistliche ist die weltliche Missionsthätigkeit Rußlands. Unter dieser Firma politisch-nationale Propaganda zu treiben, ist seit dem Jahre 1864 Mode geworden, wo die massenhaft nach Polen, Litauen importierten

Russifikatoren (zumeist weggejagte und deklassierte Beamte der inneren Gouvernements) mit der wohlklingenden Bezeichnung „Missionäre unserer nationalen Sache" belegt und — entsprechend der Heiligkeit der Sache — mit konfiszierten Landgütern und hochbezahlten Ämtern ausgestattet wurden[1].

Trotz des kläglichen, von ungezählten Skandalen begleiteten Fiaskos dieser Unternehmung wird dieselbe gegenwärtig neu insceniert. Die den baltischen Provinzen zugedachten Reformen sollen abermals mit Hülfe nationaler Auswürflinge ins Werk gerichtet und die deutsch-protestantischen Länder des Ostseegestades auf solche Weise in die Geheimnisse der altslavischen Bestechungs- und Erpressungskünste („Lichoïmstwo" und „Msdoïmstwo") eingeweiht werden. Sehr viel älter und merkwürdiger als diese innere Mission ist die äußere, welche vornehmlich in den slavischen Ländern Österreichs und der Türkei getrieben wird.

Die erste Station dieser Gattung wurde unter Peter dem Großen in Montenegro, dem Lande unseres „einzigen treuen Verbündeten", begründet und achtzig Jahre später

---

[1] Ein russischer Gouverneur der Provinz Kowno, Kasnatschejew (1866), hat über dieses missionäre Beamtentum das Folgende drucken lassen:

„In unseren inneren Gouvernements hat es von jeher an fähigen und ehrlichen Beamten gefehlt. Als Murawjew im Jahre 1864 um die Entsendung russischer Beamten in das Generalgouvernement Wilna bat, benutzten unsere Verwaltungschefs diese Gelegenheit dazu, sich desjenigen Packs zu entledigen, mit dem zu Hause nichts anzufangen war. Wie Geier auf das Aas, warfen sich diese Taugenichtse auf die westlichen (litauischen) Provinzen. Mein Vorgänger war genötigt gewesen, diese Leute waggonsweise auf Staatskosten in die Heimat zurückzuschicken. Mir blieb nichts übrig als diesem Beispiel zu folgen, meine Hauptsorge aber darauf zu richten, daß die Herren Reisenden verhindert wurden, ihr Reisegeld zu vertrinken. Die polnischen Beamten waren unvergleichlich anständiger und tüchtiger als der Zuzug, dafür aber politisch unzuverlässig" u. s. w.

unter dem Kaiser Paul beträchtlich erweitert[1]. Dann kam Serbien an die Reihe, wohin der heimlich nach Petersburg entsendete Erzpriester Nenadowitsch aus Belgrad seine russischen Freunde geladen hatte (1804). Dreißig Jahre später begann die zunächst von Freiwilligen besorgte russische Missionsthätigkeit in Böhmen. Als erster Glaubensbote aus Osten fand sich ein bekannter Gelehrter, Professor Pogodin, an der Moldau ein — ein Slavophile der alten absolutistischen und reaktionären Schule, der mit verschiedenen Prager Forschern in Verbindung trat, die Sache indessen zu plump angriff, um dauernde Erfolge erzielen zu können. Statt sich an der bereits damals in Zug gekommenen litterarischen czechischen Propaganda genügen zu lassen, wollte der Verfasser der „Russischen Briefe" sofort eine russisch-slavische Politik importieren, für welche die Zeit noch nicht reif war. Störend stand insbesondere der Umstand im Wege, daß gewisse liberal gestimmte czechische Führer an dem von Pogodin verherrlichten absolutistischen System des Kaisers Nikolaus schlechterdings keinen Geschmack fanden. Ein Wandel zum Besseren trat erst zwanzig Jahre später ein, als Alexanders II liberale Reformen die Aufmerksamkeit der außerrussischen Slavenwelt zu erregen begannen. Um dieselbe Zeit wurde der fähigste und fanatischeste aller in Österreich thätig gewesenen russischen Missionäre in der Person des Gesandtschaftspriesters M. T. H. Rajewski nach Wien gesendet. Trotz des außerordentlichen Geschickes, welches dieser gefährliche Agitator während seines dreißigjährigen Aufenthaltes an der Donau entwickelte, kam die Sache anfangs nur sehr langsam von der Stelle. In Rußland war die westslavische Propaganda inzwischen so populär geworden, daß ein bekannter Schriftsteller, der zwan-

[1] Bezügliche Aktenstücke sind von der „Allgemeinen Zeitung" veröffentlicht worden.

zig Jahre früher nicht höher als bei dem Vaterlande Goethes und Schillers geschworen hatte, der bereits erwähnte Alexander Koschelew, im Jahre 1857 als freiwilliger Missionsinspektor nach Prag kam, um mit Hanka, Schaffarik, Schumawsky, Tomek u. s. w. Beziehungen anzuknüpfen. Zu seinem Leidwesen vermochte Herr Koschelew indessen nur einen „russischen Czechen", Herrn Hanka, zu entdecken, die übrigen neuen Bekannten ließen sich daran genügen, „czechische Czechen" zu sein. Schaffarik gab für diese „betrübende Erscheinung" eine Erklärung, welche die seitdem gemachten Fortschritte des Czechentums in das hellste Licht setzt. Der berühmte Gelehrte sagte dem neuen russischen Freunde wörtlich das Folgende:

„Die nationale Agitation ist seit den letzten zwanzig Jahren ins breite gegangen, sie hat dabei aber an Kraft und Kühnheit verloren. Wir haben kein Geld, weil unsere Aristokratie fast ausschließlich im feindlichen Lager steht; diese Herren leben außerhalb Prags, wollen österreichisch und nicht czechisch sein und reden mit Vorliebe deutsch. Die uns aus dem Auslande zugesendeten Gelder aber wirken eher schädlich als nützlich... Ihr Russen und namentlich euer Pogodin verfolgt politische Absichten, durch welche ihr uns, euch selbst und der Sache schadet. Kümmert euch nicht um uns, fegt vor der eigenen Thür, leistet selber etwas Respektables, dann werden wir im Hinblick auf euch versuchen, als Czechen und zugleich als Kämpfer für die allgemeine slavische Sache zu wirken."

Im Geleite Hankas reiste Koschelew von Prag nach Wien, wo er mit dem hochwürdigen Rajewski eingehend verhandelte. Der Hochwürdige klagte über die Gleichgültigkeit der nationalen Massen, über Verdeutschung des slavischen Adels und über die Geschicklichkeit, mit welcher die k. k. Regierung die guten slavischen Köpfe wegzufangen und in ihr Interesse zu ziehen

wisse(!). Bemerkenswert war übrigens schon damals die Mannigfaltigkeit der gesellschaftlichen Beziehungen des russisch-rechtgläubigen Gesandtschaftspriesters, zu dessen Freunden u. a. der Dekan des slavisch-lutherischen Kollegiums Kusmin, der berühmte Miklosich, der protestantische Prediger Urbar, der Slovake Hurbak, der „ehrwürdige Apostel der slavischen Einheit" Karadsicz u. a. gehörten. Gegenstand der allgemeinen Klage bildete auch hier der Mangel an Geldmitteln, der Desertionen in das deutsche Lager zu einem chronischen Übel gemacht haben sollte. Von den fünf damals bestehenden Matizen (litterarischen Vereinen) thaten nach Meinung Rajewskis nur drei (diejenigen von Lemberg, Agram und Prag) ihre Pflicht. Pest und Klagenfurt wurden schmählicher Unthätigkeit angeklagt, und dem mährischen Vereine legte man stockkatholische Tendenzen zur Last.

Daß der hochwürdige Rajewski trotz dieser Ungunst der Verhältnisse den Mut nicht verloren, sondern mit Erfolg weitergearbeitet hat, sollte sich schon einige Jahre später auf das deutlichste zeigen. Zunächst trat freilich ein Rückschlag ein. Seit dem Jahre 1864 tauchten revolutionär gesinnte russische Flüchtlinge in Prag, Lemberg, Agram, Wien u. s. w. auf, die haarsträubende Dinge über den in Rußland und Polen herrschenden Despotismus erzählten, vor der Petersburger Regierung warnten und das Heil des Slaventums allein von einer allgemeinen Revolution erwarteten. Der bekannteste Apostel dieser neuen Gattung, Wassili Kelssiew, hat seine Irrfahrten durch Ungarn, Galizien und die Bukowina und seine Versuche, die daselbst lebenden russischen Altgläubigen und Flüchtlinge zu revolutionieren, in einem dicken Buche beschrieben.

Und wär' ich bei Geld,
So wär' ich bei Sinnen —

mag der Unglückliche geseufzt haben, als er schließlich vor Not und Elend in Wahnsinn verfiel und um Gnade bittend nach Petersburg zurückkehrte. — Herr Rajewski war und blieb dagegen bei Sinnen, weil er bei Gelde war. Unter seiner Mitwirkung wurde die in Russisch-Polen getriebene bauernfreundliche Agrarpolitik von 1864 zum Ausgangspunkte einer höchst erfolgreich in Scene gesetzten Agitation unter den Ruthenen Galiziens genommen, gleichzeitig aber in Böhmen ein Umschwung „zum Bessern" konstatiert, der die pessimistischen Vorhersagungen der Gastfreunde Koschelews vollständig Lügen strafte. Das im Juni 1868 zu Prag gefeierte dreifache Fest der Grundsteinlegung des czechischen Theaters, der fünfzigjährigen Jubelfeier des (bekanntlich von einem Deutschen begründeten) Prager Nationalmuseums und des siebzigsten Geburtstages Vater Palackys gab zu Schaustellungen Veranlassung, welche bewiesen, daß der angeblich germanisierte böhmische Adel gut czechisch, das Czechentum selbst aber gut russisch geworden sei. Die erste Festrede wurde von einem Aristokraten, dem Grafen Clam-Martinitz, gehalten; innerhalb der Festgenossenschaft aber waren die Universitäten Moskau, Kijew und Petersburg, die Petersburger Akademie der Wissenschaften und das moskausche Rumjänzow-Museum ungleich reichlicher vertreten als die wissenschaftlichen Anstalten Wiens und Deutsch-Österreichs. Als Ehrenmitglied des Jubelinstitutes prangte Herr Rajewski, mit goldgesticktem Erzpriestertalar geschmückt, in der vordersten Reihe der Festgäste (ein Graf Auersperg und Rieger waren seine Platznachbarn), und auf der Liste der zur Feier des Tages erwählten Ehrenmitglieder glänzten neben *einem* deutschen *sieben* russische Namen. Tausendfache Slavarufe erschütterten die Luft, als darunter die „glorreichen" Namen Pogodin und Hilferding genannt wurden.

Der „echt russische“ Mann, der diesen deutschen Namen trug, war damals russischer Konsul in Serajewo, weit und breit als Todfeind Österreichs bekannt. Wie sich für den echten Patrioten von selbst verstand, war Hilferding vor allem Missionär und nur beiläufig Beamter. Die Mehrzahl seiner Instruktionen soll der gelehrte, im wirklichen Leben ziemlich unbehülfliche Herr übrigens nicht vom Fürsten Gortschakow, sondern von seinem Freunde Rajewski empfangen haben, der auch in diesem Stücke den Botschaftsrat spielte[1]. In Serajewo wurden der fistulierende Diskant und die großsprecherische, echt slavische Suada des redseligen Konsuls ihrer Zeit viel belacht, in Petersburg die Leistungen des Herrn Hilferding indessen hoch angeschlagen. Erst durch die Ereignisse des Jahres 1878 wurde man in schmerzlichster Weise darüber belehrt, daß des großen russischen Mannes große Erfolge nichts als Dunst und Rauch gewesen waren. Der berühmte Patriot war inzwischen nach Petersburg übergesiedelt, wo er während der letzten Jahre seines Lebens als Gelehrter und als Redner der Slavischen Wohlthätigkeitsgesellschaft eine immerhin beachtenswerte Rolle spielte. In den mütterlichen Schoß dieser Vereinigung ist neuerdings auch Herr Rajewski zurückgekehrt, der seine Tage auf heimatlicher Erde zu beschließen wünscht.

Die Slavische Wohlthätigkeitsgesellschaft war im Jahre 1857 von dem Kurator der Moskauer Universität, Geheimrat Bachmetjew, begründet und ursprüglich Slavenkomitee genannt worden. Sie zerfiel in eine Petersburger und eine Moskauer

---

[1] Ein Teil des zwischen Hilferding und Rajewski geführten Briefwechsels fiel 1877 in die Hände türkischer Beamten, welche diese Korrespondenz veröffentlichen ließen. Im Getümmel der Kriegsjahre 1877 und 1878 sind diese merkwürdigen Aktenstücke wenig beachtet und rasch vergessen worden.

Abteilung (Sektion), hatte die Unterstützung slavischer Lese-gesellschaften im Auslande zur statutenmäßigen Aufgabe, bekundete aber von Haus aus, daß ihre Neigungen politischer und nicht litterarischer oder philanthropischer Natur seien. Bachmetjews Nachfolger in der Präsidentschaft der Moskauer Sektion machte die Komitees zu förmlichen Pflanzschulen der in den westlichen Slavenländern thätigen Mission, und das mit so großem Erfolge, daß sein Nachfolger, Herr Iwan Aksakow, im Jahre 1877 durchsetzen konnte, daß ein Mitglied des (seitdem „Wohlthätigkeitsgesellschaft" genannten) Komitees, Fürst Wladimir Tscherkaskij, zum Civiloberverwalter des von russischen Truppen besetzten Bulgarien ernannt wurde.

Dieser angebliche Erfolg erwies sich in der Folge als Mißgriff schlimmster Art. Durch die Erwählung Tscherkaskijs wurde der russischen Missionierung der Balkanhalbinsel und damit dem russischen Kredit in Bulgarien ein Schlag versetzt, von welchem die Petersburger Politik sich bis heute nicht wieder erholt hat. Der gefeierte Volksfreund und Slavophilenhäuptling hatte die heimische Knute mit über die Grenze genommen und von diesem ihm aus den Tagen seiner polnischen Missionsthätigkeit wohlbekannten nationalen Bildungsmittel so freigebigen Gebrauch gemacht, daß die befreiten bulgarischen „Brüder" alsbald Ach und Weh zu schreien begannen und den neuen moskowitischen Pascha für einen verkappten Griechen oder Türken anzusehen geneigt waren. Obgleich Tscherkaskij bereits am Tage des Friedensschlusses von San Stefano starb, dauerte der ungünstige Eindruck, den der erste russische Verwalter Bulgariens gemacht, noch lange fort. Diese Wirkung wurde in der Folge noch verstärkt: die Mehrzahl der später in das Fürstentum entsendeten russischen Civilbeamten und Generale setzte Tscherkaskijs Vergewaltigungsmethode so gewissenhaft und erfolgreich weiter fort, daß eine voll-

ständige Diskreditierung des russischen Namens das schließliche Resultat der befreienden Thaten von 1877 und 1878 geworden ist.

Mit der unvermeidlich gewordenen Streichung Bulgariens aus der Liste russischer Missionsstationen im Auslande hängt es zusammen, daß die Mehrzahl unserer politischen Missionäre zu ihrer ursprünglichen Beschäftigung zurückgekehrt ist. Erbittert über den Undank der Brüder im Westen, beginnen die Trefflichen ihre Wohlthaten über die geknebelten Anwohner der Weichsel, der Düna und des baltischen Meeres, jetzt auch in Finnland verschwenderisch auszuschütten und sich dadurch praktisch auf den großen Beruf vorzubereiten, der ihrer im Westen harrt.

XXI.

Eine Parallele.

Die neuere Geschichte Rußlands beginnt mit dem Tode Katharinas II und umfaßt sechsundneunzig Jahre. Zieht man die kurze, in jeder Rücksicht abnorme Periode Pauls I († 1801) davon ab, so bleiben vier über das neunzehnte Jahrhundert verteilte Regierungen übrig. Je zwei derselben zeigen überraschende Ähnlichkeiten. Zu zweien Malen wiederholt sich, daß europäisch und reformatorisch gesinnte Monarchen (die beiden ersten Alexander) just in dem Augenblicke abgerufen werden, wo der bei ihren Lebzeiten aufgehäufte revolutionäre Zündstoff in Brand gerät. Beidemal wiederholt es sich, daß die Nachfolger dieser Herrscher in der Rückkehr zum Altrussentum und Absolutismus das Heil suchen. Neben diesen Ähnlichkeiten laufen freilich erhebliche Verschiedenheiten her. Die Reformen Alexanders I waren über das Stadium der Vorbereitung nicht hinausgekommen, während Alexander II seinen Neubau so weit gefördert hatte, daß allein die Krönung des Gebäudes übrigzubleiben schien. Das einzige zum Abschlusse gelangte Werk des erstgenannten Herrschers, die Wiederherstellung Polens, brach erst nach dessen Tode zusammen, indessen Alexander II das Scheitern seiner polnischen

Pläne um mehr als zwanzig Jahre überlebte. Endlich ist der Ausgang der beiden Reform-Zaren darin verschieden gewesen, daß die unter dem Nachfolger Pauls I vorbereitete Verschwörung einen Tag nach seinem Ableben zum Ausbruche kam, während sein Neffe in eigener Person das Opfer revolutionärer Umtriebe wurde.

Die Ähnlichkeiten zwischen der Regierungsweise des Kaisers Nikolaus und derjenigen seines Enkels sind in diesen analogen äußern Umständen begründet trotz der innern Gegensätze in den Naturen der beiden Herrscher. Noch tiefergehend ist freilich der Unterschied zwischen den Menschen, welche der Großvater bei seiner Tronbesteigung vorfand, und dem Geschlechte, mit dem der Enkel zu rechnen hat. Die im Zeitalter der napoleonischen Kriege heraufgekommene russische Generation stand unter der geistigen Führung von Männern, welche von Europa, europäischer Bildung und modernen Staatseinrichtungen eine nur beschränkte Kenntnis besaßen, dafür aber einem politischen Idealismus von rührender, um nicht zu sagen: kindlicher, Naivetät huldigten. Während Alexander I und dessen weiland liberale Ratgeber im Verlaufe weniger Jahre völlig illusionslos geworden waren, blieben ihre Erben, die vornehmen Verschwörer des Jahres 1825, von der Masse der Nation durch einen Abgrund geschieden, mit den Bedürfnissen der Nation unbekannt und überdies von dem Wahn besessen, die Grundlinien russischen Lebens ließen sich im Handumdrehen verändern. In den Köpfen dieser liberalen Gardeoffiziere lagen moderne liberale Ideen so dicht neben Erinnerungen an die alte Bojarenherrlichkeit, daß die von den jungen Verschwörern geplante Konstitution alles Mögliche, nur nicht die Aufhebung der Leibeigenschaft versprach. Mit vollendeter Gedankenlosigkeit wollte man den stärksten Trumpf, den das Zarentum gegen

den Adel ausspielen konnte, in den Händen des Herrschers lassen, dessen Rechte im übrigen eng eingegrenzt werden sollten. Nicht minder bezeichnend war der fernere Umstand, daß diese aristokratischen Rebellen nationalistischen Bestrebungen durchaus fernblieben. Zugleich mit Rußland sollte auch Polen frei werden, rücksichtlich der litauischen und weißrussischen Länder aber glaubte man, sich mit den Erben der königlich polnischen Republik in Liebe und Eintracht verständigen zu können.

Von diesem Geschlecht urteilsloser, aber begeisterter und ehrlicher Schwärmer ist die Mehrheit heutiger gebildeter Russen völlig verschieden. Die sich mit dem Gemeinwesen ihres Vaterlandes überhaupt noch beschäftigen, sind entweder zerstörungswütige Revolutionäre oder Superkluge, die von der liberalen Periode Alexanders II gelernt haben wollen, daß es mit dem europäischen Liberalismus überhaupt nichts sei, mindestens für Rußland nichts sei. Mit der Schnellfertigkeit, die zu den entscheidenden Merkmalen der nordslavischen Rasse gehört, beurteilen diese Halbwisser das Wesen moderner Entwicklung nach den Zerrbildern, welche die russische Scene der sechziger und siebziger Jahre bewegt hatten. Einzelne faule Früchte der Civilisation bedeuten ihnen die gesamte Ernte, selbstverschuldete Mißerfolge der vorigen Periode die Erschöpfung aller überhaupt vorhandenen Entwicklungsmöglichkeiten; Freiheit der Presse, Selbstverwaltung, Unabhängigkeit der Gerichte, Duldsamkeit in religiösen Dingen, Achtung vor fremdem Volkstum — alles dies glaubt man gekannt und als trügerisch erkannt zu haben. Wieder einmal soll nur das Gegenteil von dem gelten, was vorher in Übung und Ansehen gestanden hatte! Im Grunde sind diese Apostel der Umkehr ebenso ausgemachte Nihilisten wie die Verschwörer aus der Schule Bakunins und Tscher-

nytschewskis. Die einen wie die anderen huldigen dem gröbsten Realismus und glauben die oberste Stufe menschlicher Bildung erstiegen zu haben, wenn sie nichts glauben, nichts lieben, nichts hoffen. Endlich spielt in den Köpfen der konservativen Verächter westeuropäischer Bildung und Freiheit das mystische Wort „Nationalität" die nämliche Rolle, welche die roten Nihilisten für ihre anarchistischen Formeln in Anspruch nehmen.

Auf dem Standpunkt, den der Kaiser Nikolaus Anno 1825 vorfand, stehen aber auch die russischen Massen nicht mehr. Die eine große Karte, welche der Selbstherrscher auf den Fall unliebsamer Forderungen der höheren Klassen bereit hielt, ist in Rußland wie in Polen längst verspielt. Die ländlichen Massen sind freigegeben, die Äcker den ehemaligen Leibeigenen zum Eigentum gegeben worden. In Polen hat die politische Reform dem Bauer wirtschaftlich vielleicht geholfen, in Rußland nicht, mindestens bis jetzt nicht. An und für sich betrachtet, mag die gegenwärtige ökonomische Lage des russischen Landvolkes stellenweise nicht ungünstiger sein, als sie vorher gewesen war, — daß sie sich nicht gebessert hat, steht jedenfalls unzweifelhaft fest. Eine zweite rettende Intervention zu Gunsten des Landvolkes eintreten zu lassen, ist der Zar nicht mehr in der Lage. „Der Zar ist weit!" pflegte der geplagte Leibeigene alter Zeit zugleich klagend und hoffend zu sagen. In der Gestalt des Emancipationsgesetzes war dieser Nothelfer dem Bauer nahe gekommen. Die Erfahrung aber hat gelehrt, daß damit nur einem Teil der Klagen, und zwar dem geringeren, abgeholfen worden ist. Ob der Bauer einer abermaligen Wiederkunft seines Befreiers harrt, wissen wir nicht. Dafür wissen wir, daß das Ausbleiben dieser Wiederkunft früher oder später zu einer Enttäuschung und zu einer tiefgreifenden Veränderung in den Beziehungen der Massen

zum Selbstherrscher führen wird. Je länger dieser Umschlag aufgehalten wird, desto heftiger wird er sich vollziehen — sein Eintritt aber wird gleichbedeutend sein mit dem Zusammenbruch aller Grundlagen des bestehenden öffentlichen Zustandes.

Unter diesem Gesichtspunkte betrachtet, erscheint die Aufgabe der gegenwärtigen Regierung unvergleichlich schwieriger als diejenige des Regiments von 1825. Die heutigen Gebildeten sind an den Idealen irre geworden, welche sonst den besseren Teil der russischen Gesellschaft erfüllten. Die ländlichen Massen aber entbehren der Aussicht und der Möglichkeit, durch eine befreiende That des Zars ihrem Elende entrückt zu werden. Bis jetzt ist es gelungen, die politische Blasiertheit der einen und die Unreife der anderen zur Weiterfristung eines Systems auszunützen, das demjenigen des Kaisers Nikolaus in allen wesentlichen Punkten entspricht. Übergreifen der Verwaltung in die Rechtspflege, Lahmlegung der provinziellen und ständischen Initiative, Entfesselung der schlimmsten Instinkte des byzantinischen Kirchentums, Einschnürung der Lehr- und Bildungsanstalten, Unterbindung des geistigen Austausches mit dem westlichen Europa, Knebelung der Presse, — alles das blüht heute so üppig wie in den vierziger und in den ersten fünfziger Jahren, anscheinend mit dem nämlichen Erfolge wie damals. Man hat nicht nur fertig gebracht, daß jeder Widerspruch gegen die herrschende Ordnung verstummt ist, man erlebt die Freude, die Volksstimmung dem Geiste angenähert zu sehen, welcher am Vorabend des Krimkrieges der herrschende war: Rußland hat an sich selbst volles Genüge und bedarf des Auslandes nicht mehr! Die Vergewaltigung an Bildung, Nationalität und Kirchentum der europäisch gearteten Grenzprovinzen vollzieht sich unter lauter und freudiger Zustimmung der nationalen Massen. Auf das westliche Europa sieht man wie da-

mals mit Geringschätzung und in dem stolzen Glauben herab, daß allein der Zar die Entscheidung über Krieg und Frieden in Händen halte. Die Lösung der orientalischen Frage und dessen, was man die „slavische Frage" nennt, soll abermals im voraus feststehen und mit Händen zu greifen sein. Populären Erfolges ist im voraus sicher, wer dem Auslande gegenüber eine hochmütige und herausfordernde Sprache führt, und auf den Ruhm des echten Patrioten hat nur noch Anspruch, wer Rußlands Überlegenheit und die alleinseligmachende Kraft des Absolutismus in neuen Weisen tönend zu verherrlichen weiß.

Soviel über Verschiedenheiten und Ähnlichkeiten des heutigen Rußland und des Rußland vor dem Krimkriege. Eines unterscheidenden Moments muß indessen noch gedacht werden. Der Selbstzufriedenheit und Selbstüberschätzung des Kaisers Nikolaus war ein fünfundzwanzigjähriges, nie erschüttertes, von zahlreichen Erfolgen begleitetes Regiment vorhergegangen. Für das heutige Rußland hat es eines bloßen Drittels dieser Zeitspanne bedurft, damit man auf der gleichen Höhe des Rassendünkels ankam. Schon acht Jahre nach der Ermordung Alexanders II, schon sechs Jahre nach Ermöglichung einer Krönung Alexanders III am Ausgange der blutigsten Attentatsperiode aller neueren Geschichte, glaubte Rußland sich stark genug, um das Jahrhundert und die vereinigten Kräfte des halben Weltteiles in die Schranken fordern zu können!

„Die Kapitel der Völkergeschichte sind im Grunde nur durch die Namen und die Jahreszahlen verschieden. Der eigentliche Inhalt ist überall derselbe."

Die Anwendung dieses Wortes auf das heutige Rußland und dessen Zukunft mag dem Leser überlassen bleiben.

